Ht. sing.
508/2

<36607628430019 S
<36607628430019
Bayer. Staatsbibliothek

Erinnerungen

von einer

Reiſe aus Liefland

nach

Rom und Neapel

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Berlin 1805.

Wb/49/928

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Sehenswürdigkeiten.

Ich faſſe unter dieſem Titel Alles zuſammen, was mit einigen Worten ſich abthun läßt, und doch auch nicht übergangen werden darf. Volkmann, obgleich ſeine Reiſe ſchon ſo alt iſt, als eine verjährte Schöne, nehmlich über dreißig Jahr, iſt noch immer der beſte Führer in Neapel. Nur ſieht man oft nicht, was er geſehen hat, entweder, weil das nicht mehr vorhanden iſt, oder weil man andere Augen mitbringt.

Einige Kirchen in Neapel.

Die Kirchen ſelbſt, als Gebäude betrachtet, ſind hier ſelten des Anſchauens werth. Faſt alle ſind ſehr klein, und ihre Baumeiſter haben ſich nicht verewigt. Aber dennoch giebt es faſt keine, die nicht irgend eine Merkwürdigkeit enthielte, und darum wollen wir ſie doch flüchtig durchlaufen. Bei mittelmäßigen Gemählden werde ich mich nicht aufhalten, ſondern bloß nennen, was durch Schönheit oder Lächerlichkeit ſich auszeichnet. — 1. Santa Maria Soledad. Ein Spaniſcher Offizier hat das Nonnenkloſter geſtiftet, zur Erziehung armer verwaiſter Officierstöchter. Das iſt löblich. Gern hätte ich erfahren, wie man ſeinen Willen befolgte, aber die alten Nonnen verweigern den Zutritt. In ihrer Kirche ſpielt die heilige Cäcilia auf der Orgel, und ein Engel nimmt ſich die Mühe, ihr die Bälge zu treten. Caravacci hat dieſen drolligen Einfall gehabt. — 2. Santa Brigida prangt mit einer, von Luca

Giordano herrlich gemahlten Kuppel. Sie ſtellt, wie man das ſehr häufig findet, eine Verſammlung der himmliſchen Hofhaltung vor, welche dem lieben Gott die Cour macht. Die Heiligen ſehen ihn an und die Engel ſpielen auf allerlei Inſtrumenten dazu. Aber das Ganze tritt ſo vortrefflich heraus, daß man des Hinſchauens nicht müde werden kann, und je länger man hinſchaut, je lebendiger werden die Gegenſtände. Um den untern Theil der Kuppel läuft eine, gleichfalls gemahlte, Gallerie, auf welcher die Evangeliſten ſtehen, und ſich an dem Anblick ergötzen; nicht ſie allein, ſondern auch ihre Beſtien, der Ochs, der Adler, der Löwe, ſchauen mit frommer Sehnſucht hinauf. Luca Giordano, der hier auch begraben liegt, hat ſich durch dieſe Kuppel ein ſchöneres Denkmal geſtiftet, als wenn er die prunkendſte Inſchrift auf ſein Grab hätte ſetzen laſſen. Alle Heiligen und Engelſchaaren ſcheinen jetzt vom Himmel herab zu rufen: hier ruht Luca Giordano!

3. Santa Trinita iſt die prächtigſte Kirche in Neapel, aber auch weiter nichts. Es iſt gewaltig viel Marmor darin verſchwendet, aber die Gemählde bedeuten wenig, obgleich welche von Spagnolett darunter befindlich ſind. Ein für allemal will ich erinnern, daß man die Kirchenſchätze, an Silber und koſtbaren Steinen, welche vormals hier und in vielen andern Kirchen gefunden wurden, nicht mehr ſuchen muß. Sie ſind alle ſäculariſirt worden. — 4. Spirito Santo, ſoll mit einem Hoſpital für lüderliche Weibsperſonen verbunden ſeyn; da aber alle Hoſpitäler hier im eckelhaften Schmutz begraben liegen, auch ich weiß, daß mein verdienſtvoller Landsmann, Herr Rehfuß, Beobachtungen über dieſen Gegenſtand gemacht hat, die er dem Publikum mittheilen wird, ſo habe ich den Beſuch ſolcher

Kloake, in welchen die Menſchen lebendig modern, vernachläſſigt. — Ein Roſenkranzgemählde von Luca fa presto — (hier darf ich den wackern Giordano ſchon bei ſeinem Spottnamen nennen) wird ſehr gerühmt. Ich ſehe doch lieber Freſcogemählde von ihm, und überhaupt ſind mir dieſe ewigen Roſenkränze höchſt zuwider. Hingegen will ich den Leſer mit einem neuen Mähler bekannt machen, deſſen Namen er wahrſcheinlich zum erſtenmal hört, ihn aber ohne Bedenken ins Gedächtniß prägen mag. Er heißt Fidelis Fiſchetti und hat ein großes, herrliches Bild geliefert, von dem eine wahrhaft himmliſche Jungfrau herab lächelt. Die Köpfe der Heiligen und Engel ſind meiſterhaft, die ganze Gruppirung vortrefflich, das Kolorit ſehr lebhaft. Nur ſcheinen mir die Figuren alle ein wenig zu ſehr im Vorgrunde gehalten. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß das liebliche Chriſtuskind viel Aehnlichkeit von ſeiner lieblichen Mutter hat. — In einer Kapelle hängt ein recht gutes Gemählde, einen närriſchen Gegenſtand darſtellend. Die Himmelskönigin nehmlich iſt mit einem tüchtigen Knüttel bewaffnet, und hat eben den Satan derb durchgeprügelt. An der andern Seite ſtreckt ein Knabe von etwa vierzehn Jahren die Hände nach ihr aus. Man ſieht an ſeinen verdrehten Augen, daß er epileptiſch, folglich vom Teufel beſeſſen geweſen, und ich halte daher das ganze Bild für ein ex voto. — Auf einem guten Freſcogemählde wird der Zauberer Simon aus den Lüften herabgeſtürzt. In dem trefflichen Kopfe des heil. Peter iſt beſonders die Schadenfreude ſehr lebhaft ausgedrückt. Wie ſich doch die frommen Mahler zuweilen verſchnappt haben. — Eine prächtige Inſchrift in Marmor erzählt dem gläubigen Leſer, daß hier die Gebeine von Gott weiß wie viel tauſend Märtyrern ruhen. Darunter ſind nicht weniger als zehn

Könige, Kaiſer und Kaiſerinnen und Prinzeſſinnen, aus England, Schottland, Dalmatien u. ſ. w. Der curioſe Sammler hat auch nicht vergeſſen, anzuführen, von welchen Kirchhöfen und aus welchen Catacomben er alle dieſe Knochen zuſammengeleſen. Nicht weit davon liegen drei runde glatte Marmorſteine, jeder derſelben mit ein paar Löchern verſehen, an welche, der Sage nach, die Märtyrer zu ihrer Quaal gebunden wurden. Gläubige Lippen küſſen dieſe Steine noch täglich glätter. — 5. Die Kapelle der Maria della Pieta de' Sangri iſt eigentlich nur ein Familienbegräbniß der fürſtl. Familie Sangri. Dieſe Kapelle iſt durch mehrere Kunſtwerke in Marmor, beſonders durch eine ſogenannte Statüe der Schaamhaftigkeit berühmt geworden. Es iſt nehmlich eine recht ſchöne weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schleier gehüllt, der überall gleich dünn und durchſichtig iſt. Der Schleier ſchmiegt ſich ſo vertraulich an Geſicht und Körper, daß man jeden Zug und jede Blöße hinter demſelben unterſcheiden kann. Volkmann findet den Einfall zwar neu, aber nicht ſchön. Ich finde ihn ſchön, aber nicht neu, und habe weiter gar nichts daran auszuſetzen, als daß man eine Bildſäule, die weit nackter iſt als eine Pariſer Opern-Tänzerin, Schaamhaftigkeit zu nennen beliebt. Kokette Wolluſt würde ich ſie nennen, denn nur um zu locken, ſcheinen dieſe Reize ſo ſchlecht verhüllt zu ſeyn. Der Künſtler hieß Corradini. Eine an der Schaamhaftigkeit angebrachte Inſchrift, deren er ſich vielleicht ſchämen würde, vergleicht ihn ganz beſcheiden mit den Griechen. Eine andere ſeltſame Statüe führt gleichfalls einen ſeltſamen Namen, ſie heißt: die vernichtete Täuſchung. Ein Mann ſteckt in einem Netze, welches mit dem Körper aus einem Stück, und mit bewunderns würdi-

gem Fleiße gearbeitet iſt. Ein Genius, deſſen Attribute die Vernunft bezeichnen ſollen, hat das Netz vor dem Geſicht des Beſtrickten geöffnet, und fängt an es ihm abzuziehen. Es iſt eine eigene Sache um die Allegorien, ſie müſſen ſehr einfach und hell ſeyn, wenn ſie behagen ſollen. Ein todter Chriſtus, über den man gleichfalls einen Schleier geworfen zu haben ſcheint, iſt offenbar Nachahmung von jener Bildſäule der Schaam. — Aber wie war es möglich, daß Volkmann das herrliche Basrelief von weißem Marmor über dem Altar mit Stillſchweigen überging? es iſt nach meinem Gefühl das beſte Stück der ganzen Kapelle. Die Figuren ſind ſämmtlich von Lebensgröße. Der todte Chriſtus von ſeinen Lieben umgeben; die alle ihren Schmerz über ſeinen Tod höchſt wahr und rührend ausdrücken. In den Wolken ſchwebt eine weinende Engelgruppe, ſo ſchön, daß ſie dem Zuſchauer ſelbſt Thränen in die Augen lockt. Das Ganze iſt ſehr lieblich, hat aber doch einen Fehler, nehmlich Chriſtus iſt nicht todt, er ſchlummert nur. — Ein vor etwa dreißig Jahren verſtorbener Fürſt Sangro war ein Tauſendkünſtler, der alle Augenblicke mit einer neuen Erfindung hervorrückte. Bald mahlte er mit Wachsfarben, bald machte er künſtlichen Lapis lazuli, bald Wolle aus Hundskohl; ächten Steinen nahm und gab er Farben; Porcellain ſchliff er durch ein Rad, kupferne Gefäße verzinnte er dauerhafter als gewöhnlich, Pflanzen rief er aus ihrer Aſche hervor, unauslöſchliche Lampen verfertigte er u. ſ. w. Unter andern wußte er auch dem weißen Carrariſchen Marmor beliebige Farben zu geben, und zwar durchdrangen dieſe Farben den ganzen Stein. Von dieſer letzten Kunſt hat er ein Andenken in der Kapelle hinterlaſſen, denn ſein eigener Sarkophag ſcheint aus Porphyr gemacht zu ſeyn. Aufmerkſam darf man ihn jedoch nicht betrachten, ſonſt ſieht

man bald, daß er gefärbt iſt, und kann ſich der Bemerkung nicht erwehren, daß ſeine natürliche Weiße ihn beſſer geziert haben würde. Ob die mancherlei Erfindungen des Prinzen mit ihm zu Grabe gegangen, habe ich nicht erfahren. Wenigſtens haben ſie gewiß bey ſeinen Lebzeiten ihn ſelbſt ſehr glücklich gemacht, denn nie iſt der eitle Menſch glücklicher, als wenn er glaubt, durch eigenes Genie etwas erworben zu haben, was vor ihm noch Niemand beſaß. — 6. San Lorenzo ſoll, nach Volkmann, durch eine Menge Statüen, Gemählde u. ſ. w. merkwürdig ſeyn. Ich habe dort nichts geſehen, als einen Chriſtus am Kreuz im rothſeidenen Schlafrock. — 7. San Girolamo hätte auch wohl verdient von Volkmann erwähnt zu werden, denn ſie prangt mit zwölf herrlichen Säulen aus dem Tempel des Jupiter Serapis *). Leider iſt die ganze Kirche ſo reichlich mit buntem Marmor aufgeputzt, daß die ſchönen einfachen Säulen da ſtehen, wie ernſthafte Männer unter Knaben die Comödie ſpielen. Ein Gemählde in der Sakriſtei wird Guido Reni zugeſchrieben. Man findet überhaupt hier eine Menge Gemählde, aber wenig von Bedeutung. In einer Kapelle ſieht man einen Greis, der einen Jüngling durch eine Umarmung zu bewillkommen ſcheint. Ich bin ſehr geneigt, das Bild für ſchön zu halten, und erwähne gern Dinge, die Andere verſchweigen, weil kein berühmter Name ſie empfahl. Ach! die berühmten Namen täuſchen ſo oft. — 8. San Gennaro, iſt die Kathedralkirche. Ein paar kleine Porphyrſäulen vor dem Eingange ſollen aus einem Tempel des Apoll ſeyn, ſind aber kaum des Anſehens werth. Der Taufſtein iſt ein antikes Opfergefäß des Bachus, Thyrſusſtäbe und Masken verzieren

*) Für gewiß will ich das letztere doch nicht ausgeben. Wenigſtens verdienten ſie dort geſtanden zu haben.

daſſelbe, Schade nur, daß man die Henkel und die Naſen der Masken abgeſchlagen. Drollig iſt es, daß der göttliche Wein dem göttlichen Waſſer hier hat weichen müſſen. Alle Weinhändler ſollten ihre Kinder in dieſem Gefäß taufen laſſen. — Mit Erſtaunen leſe ich im Volkmann, daß die Altargemählde von Dominichino nicht von ſeiner beſten Arbeit ſeyen. Er nimmt ſich nicht einmal die Mühe, ein Wort weiter darüber zu ſagen, ſondern erzählt uns lieber, wie viel goldene Kelche mit Diamanten beſetzt in dem Schatze des heiligen Januarius gefunden worden, und wie man es vermuthlich anfängt, um das Blut flüſſig zu machen. Ich geſtehe aber, daß die Auferweckung eines Todten von Dominichino einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hat, als alle jene Altarſchätze. Dieſes erſte Erwachen des Todten, dieſe ängſtliche Verwunderung, mit der er um ſich her ſchaut, die liebevolle, furchtloſe Freude mit der ihn ſein Weib umfaßt, und der Ausdruck der Furcht und des Entſetzens in den übrigen Perſonen, die ihm weniger nahe angehörten, alles das verräth den tieffühlenden Meiſter, und thut gewaltige Wirkung auf das Herz. Auch das gegen über hängende Gemählde, wo mehrere Kranke wundervoll geheilt werden, iſt vortrefflich, nur ſollte keine verkrüppelte Hand darunter ſeyn, die kein Gegenſtand für die Kunſt iſt. Die unterirdiſche Kapelle zu beſuchen, iſt nicht der Mühe werth. Der Cardinal Caraffa in Marmor kniet dort. Wenn es aber wahr iſt, daß Michel Angelo dieſe Statüe verfertigt hat, ſo hat er wenigſtens gewiß ſeinen Ruhm dadurch nicht gegründet. — 9. San Giacomo. Fern vom Vaterlande freut man ſich über jede Kleinigkeit, die an die Heimath erinnert. Hier, wo man ſo ſelten deutſch ſprechen hört, und noch ſelten etwas deutſch geſchriebenes erblickt, erregt es ein ange-

nehmes Gefühl, wenn man in dieſer Kirche plötzlich auf eine deutſche Grabſchrift ſtößt, die das Andenken eines braven Deutſchen Ritters verewigt, der Kaiſer Carl dem Fünften als Rath und Soldat treulich diente, und nicht eher ſtarb, als bis des Kaiſers Sohn ſeiner nicht mehr bedurfte, nehmlich grade an dem Tage, an welchem der Friede geſchloſſen wurde. Mit altdeutſcher Einfalt hebt die Grabſchrift an: „Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt“ „mit Eren füret ich meinen Ritterſtandt“ „des Kaiſers Carls Rath und Oberſter ich was“ „Seinem Sune Philippſen gleichermaß“ „Trewlich dienet ſein Land zu verfechten“ „Zog herein mit ſechstauſend Landsknechten u. ſ. w.“ Einer ſeiner Vettern, ein Pappenheim, hat ihm dies Gramal errichten laſſen. — Weit beſſer fällt freilich das Denkmal des Vicekönigs Peter von Toledo ins Auge, des nämlichen, der alle ſeine Thaten durch Errichtung des Giganten auf dem Schloßplatze krönte. Es iſt von Johann von Nola verfertigt, eine bunte, geiſtloſe Zuſammenſetzung von Statüen und Basreliefs. Auf den letztern haben die meiſten Figuren ſchiefe Beine; unter den erſtern iſt eine ganz hübſche Gerechtigkeit, die in der einen Hand ihre ſehr entbehrliche Wage (es müßte denn eine Goldwage ſeyn) und in der andern, Gott weiß warum, einen Haarzopf trägt. — Eine drollige Anekdote erlebte ich hier. Der alte Mann, der mich herumführte, mochte glauben, für einen Fremden habe nichts Werth, was nicht antik ſey, daher verſicherte er mit großem Ernſt von vielen Gemählden, ſie ſeyen antik, und als er mich vor einer Geburt Chriſti von Spagnolett lange ſtehen ſah, behauptete er, das Bild ſey über vierhundert Jahre alt. Vermuthlich konnte ich ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, welches ihn etwas in Verwirrung zu ſetzen ſchien, und er

fügte ſchnell hinzu: der größte Theil des Gemähldes ſey wirklich antik, nur das Lamm im Vorgrunde ſey modern. — Eine heilige Familie, ſorgfältig von einem ſeidenen Verhang bedeckt, wird für eine Arbeit von Guido Reni ausgegeben. Ich habe in Neapel nun ſchon gelernt, mich weder durch Namen noch durch Verhänge täuſchen zu laſſen. — 10. San Filippo. Dieſer Kirche erinnere ich mich bloß um zu lachen. Denn erſtens wird da ein Bildchen des heil. Januarius aufbewahrt, welches einmal in einer Feuersbrunſt unverſehrt geblieben, der Inſchrift zufolge, ein größeres Wunder, als da es dem Heiligen beliebte, durch einen Wink ſeiner Hand den tobenden Veſuv zum Schweigen zu bringen. Zweitens lieſt man daſelbſt eine drollige, zweideutige Grabſchrift eines gewiſſen Peter Leo, der Vorſteher des Nonnenkloſters geweſen: in cura virginum coenobii diligentissimi. — 11. Santa Maria nuova. Wer den Erfinder der Pulverminen des Beſuchens würdig hält, der mag hier ſein Grab beſehen. Er hieß Peter Navarro und ſchwang ſich vom gemeinen Soldaten zum General der Spaniſchen Armee empor. Am Ende iſt es auch wohl nicht einmal gewiß, ob jene hölliſche Erfindung ihm zugeſchrieben werden kann, denn die Grabſchrift erwähnt bloß, er ſey in expugnandis urbibus (in Eroberung der Städte) ſehr geſchickt geweſen. — Das beſte Gemählde in dieſer Kirche iſt leider ein gräßlicher Gegenſtand, nehmlich ein Henker zerrt, ich weiß nicht mehr welchem Märtyrer, die Eingeweide aus dem Leibe. Die nämliche vermaledeite Geſchichte habe ich auch ſchon in einer andern Kirche geſehen, wo aber die Einbildungskraft des Mahlers ſie noch erhabener dargeſtellt hatte, denn dort waren die Eingeweide um eine Walze gewunden, die man drehen konnte, und wurden dem Heiligen grade ſo aus

dem Leibe gewickelt, wie die Damen Garn abwinden. — 12. Santa Chiara, ein ſehr zahlreiches Nonnenkloſter, mit lauter Fürſtinnen und Gräfinnen bevölkert, die Beſuche geben und annehmen, und bei denen es recht luſtig hergehen ſoll. Die jetzige Aebtiſſin iſt eine Fürſtin Filamarino, ſie weidet über zweihundert Schäfgen. Ihre Kirche iſt eine der größten und ſchönſten in Neapel. Der Plafond, von Conca, David, wie er vor der Bundeslade hertanzt, iſt ſo ſchön gemahlt, daß man dem frommen Ehebrecher das unſchickliche Tanzen und dem lieben Gott die Freude verzeiht, die er in den Wolken darüber äußert. Ein intereſſantes Grabmal, mit einer rührenden Inſchrift, iſt einem jungen vierzehnjährigen Mädchen gewidmet, das von ihren Eltern als einzige Tochter, von einem Bräutigam als geliebte Braut beweint wird. Sie liegt da in Stein gehauen, und wenn ihr das Bild ähnelt, ſo muß ſie ein liebliches Geſchöpf geweſen ſeyn. — Ein antiker Sarkophag ſteht in der Kapelle der Familie San Felice. Als Kunſtwerk hat er wohl nur geringen Werth, aber den Gegenſtand, den er vorſtellen ſoll, zu entziffern, wäre, glaube ich, der Beſchäftigung eines Alterthumskenners nicht unwürdig. Daſſelbe gilt von einer Kanzel, die, der Sage nach, den frommen Schweſtern, ſammt zwei gewundenen Säulen, aus Jeruſalem zum Geſchenk überſandt worden. Sie iſt mit ſehr ſchlechten, aber ſehr kurioſen Basreliefs geziert. Menſchen werden da in Stükke geſchnitten, Könige ſchauen zu u. ſ. w. Man ſieht, die Kanzel iſt ächt chriſtlich. — In der Kapelle der Familie Bauci iſt ein altes Grabmal durch das Koſtüm von ſieben darauf befindlichen Rittern merkwürdig. Jeder trägt nicht allein ſeinen Falken in der Hand, ſondern mehrere halten noch in der andern Hand eine Falkenklaue, und einer hat noch obendrein einen Falkenflü-

gel am Gürtel hängen. Die Bauci müſſen wohl in gerader Linie von dem gewaltigen Jäger Nimrod abſtammen. — Hier ſoll auch das Grabmal eines Marſchalls Cabarro befindlich ſeyn, der, auf Anreizen der Königin Johanna, zur Ermordung ihres Gemahls behülflich war, und zum wohlverdienten Lohne auf Befehl derſelben Königin, um dieſer That willen hingerichtet wurde; ich habe es aber nicht gefunden, und der Mönch, der mich herumführte, wußte nichts davon. Wirklich Schade! denn ein ſo ſprechendes Denkmal von der Art und Weiſe, wie die Großen das Verbrechen lieben und den Verbrecher haſſen, ſollte zu Jedermanns Warnung ſorgfältig erhalten werden. — 13. San Dominico. Die Sakriſtey empfehle ich allen übermüthigen Fürſten, um ſie von Zeit zu Zeit einmal zu beſuchen, denn hier nagt die Verweſung an den Gebeinen von ihres Gleichen. Auf der Gallerie, die rings umher läuft, ſind große Kaſten mit rothem Sammt beſchlagen aufgeſtellt, in welchen Könige und einige Helden aus königlichem Geblüt modern. — Die Verkündigung Mariä von Titian, und ein heiliger Joſeph von Giordano, vermehren den Ruhm ihrer Meiſter nicht. Ein ſeidener Vorhang ſchwebte über einem Altare, ich glaubte, er verhülle ein köſtliches Gemählde, und verlangte, man ſolle ihn wegziehen. Der Führer erklärte, das dürfe nicht anders geſchehen, als wenn man vorher die Lichter auf dem Altare angezündet habe. Da es hier ziemlich finſter war, ſo meinte ich, er wolle mir das Gemählde im ſtärkeren Lichte zeigen, und erſuchte ihn, die Kerzen anzuzünden. Er that es, beugte das Knie, ſchlug Kreuze vor die Bruſt, ſpannte meine Neubegier auf das höchſte, und als er nun endlich den Vorhang hinweg zog — ſiehe, da ſtand eine elende hölzerne Puppe, die heilige Jungfrau in Goldbroccat ge-

kleidet, welche tagtäglich Wunder thut. Ich hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen, und mußte noch obendrein einen ehrfurchtsvollen Blick affektiren. Für die Zukunft zog ich mir die Lehre daraus, die ich jedem Reiſenden empfehle, beim Anblik eines Vorhangs immer erſt zu fragen: ob auch ein Quadro (ein Gemählde) dahinter ſey? Denn die Meiſterſtücke des Aberglaubens werden hier eben ſo verhüllt, wie die Meiſterwerke der Künſte. — Eine Grabſchrift, die Arioſt auf einen Marquis Peſcara gemacht haben ſoll, habe ich abermals vergebens geſucht. — 14. San Paolo, vormals ein Tempel des Caſtor und Pollux, von dem noch zwei Säulen übrig ſind. Volkmann hat hier noch viele andere antike Säulen von einem Theater geſehen, auf welchen Nero zum erſtenmal getanzt haben ſoll: auch dieſe habe ich hier nicht finden können. Seneca ging hier oft vorbei, um einen philoſophiſchen Hörſaal zu beſuchen, und ärgerte ſich dann, wenn er das Theater weit voller fand, als jene Schule. Dieſer Aerger war, deucht mich, ſehr unphiloſophiſch. Himmel! welch' ein unausſtehliches Volk würde dasjenige ſey, bei dem es umgekehrt zuginge. — 15. San Giovanni Evangeliſta. Vielleicht die kleinſte, und dennoch die merkwürdigſte Kirche in Neapel, denn ſie iſt von einem Philoſophen, Namens Pontanus, erbauet worden, und daß der Mann wirklich Anſpruch auf jenen Ehrentitel machen durfte, beweiſt ſogleich die Innſchrift am Hauptaltar. Sie lautet folgender Geſtalt: Tibi deus optime maxime aedem hanc dedicat Joannes Pontanus, nec tamen paciſcitur, ut ſibi, liberis poſterisque ſuis benefaxis, cum ipſe volens libensque gratuitu benefacias cunctis, ſed quia tibi uni ab omnibus debentur omnia. Zu deutſch: „Dir, großer herrlicher Gott, weiht dieſen Altar Johann Pontanus, nicht

„gleichſam vertragsweiſe, daß ihm, ſeinen Kindern und „Nachkommen, du wohl thun ſolleſt, denn ſelbſt willig und „gern thuſt du Allen wohl; ſondern weil dir dem Einzigen „Alle Alles verdanken." — Es iſt ſchon über zweihundert Jahre her, daß der Mann lebte, man muß daher die Kühnheit bewundern, mit der er in ſeinem Zeitalter ſo zu ſprechen wagte. — Auch von außen hat er die Kirchenmauer ganz unchriſtlich mit philoſophiſchen Sittenſprüchen geſchmückt, die von ungleichem Werthe ſind. Hier ein Paar der beſten: Excellentium virorum est improbum negligere contumeliam a quibus etiam laudari turpe. (Trefflicher Männer Art iſt, der Schurken Schmähung verachten, die auch durch Lob beſchimpfen). Nec temeritas semper felix nec prudentia ubique tuta. (Nicht immer iſt Verwegenheit glücklich, noch Klugheit ſicher). Folgende Sentenz ſcheint Napoleon I. ſich zum Wahlſpruch erwählt zu haben: Audendo agendoque respublica crescit, non iis consiliis quae timidi cauta appellant. (Wagend, handelnd, wächſt der Staat, nicht durch Rathſchläge, von Schüchternen als vorſichtig geprieſen). — Höchſt rührende Grabſchriften hat Pontanus hier ſeiner geliebten Gattin und ſeinen Kindern geſetzt, die er alle zu überleben das Unglück hatte; ſie würden aber noch größere Wirkung hervorbringen, wenn ſie weniger lang wären. Mit einer ſinnreichen Spielerei hat er ſich an einer andern Stelle beſchäftigt. Er fand nehmlich einſt eine halbe Marmortafel mit einer halben antiken Inſchrift, die er flugs dergeſtalt ergänzte, daß ſie zu einer ſinnreichen Grabſchrift auf einen ſeiner Freunde diente. — Auch an einer Reliquie fehlt es dieſer Kirche nicht, aber es iſt eine ächtphiloſophiſche Reliquie, um deren willen wohl der gute Pontanus verdient hätte, den Scheiterhaufen zu beſteigen und zur Ehre Gottes

lebendig verbrannt zu werden. Es iſt nehmlich der heidniſche Arm des heidniſchen Geſchichtſchreibers Livius.

Die Kirche zum heiligen Geiſt.

In der Kirche zum heiligen Geiſt, den Dominicanern zugehörig, hängt ein Gemählde von Luca Giordano. Natürlich iſt es keins ſeiner beſten, denn wie könnte ſolch ein Gegenſtand einen guten Mahler begeiſtern? Die Himmelsköniginn ſitzt in den Wolken, und theilt Orden aus, nehmlich Roſenkränze. Das Jeſuskindlein auf ihrem Schooße thut desgleichen, und die Heiligen, welche unten herum knien, empfangen ſie mit frommem Danke. — Zum Erſatz für die Zeit, die man bei Betrachtung dieſes Unſinns verlor, hebe man ſein Auge geſchwind hinauf zur Decke, an welcher die Taufe Chriſti, von Mattheis trefflich gemahlt, zu ſchauen iſt. Alle Symbole, welche die Chriſten von den Heiden entlehnten, ſind bekanntlich vernünftiger, als die ihr eignes verbranntes Gehirn erfand. Das Begießen mit Waſſer iſt ein ganz ſchickliches Bild der Reinigung, obwohl eben kein intereſſanter Gegenſtand für die Kunſt. Dennoch würde Mattheis durch ſein Gemählde einen ſehr angenehmen Eindruck zurück laſſen, wenn es ihm nicht beliebt hätte, es mit ein paar Gräuelſcenen zu flankiren. Nehmlich links zeigt David des Rieſen abgehauenen Kopf, und rechts Judith des Holofernes abgeſägtes Haupt. Daß doch die Chriſten überall Blut ſehen müſſen! oder wollte der Mahler etwa daran erinnern, daß das Taufwaſſer eine Quelle von Blutſtrömen geworden iſt? —

Der Gigant.

Ein verſtümmelter und von Anbeginn ſchlecht gemeißelter Grenz-Jupiter (Jupiter terminalis) wurde; Gott weiß, wo ausgegraben, und durch einen noch ſchlechteren

Künſtler, als ſein Schöpfer war, reſtaurirt. Es iſt ein ungeheurer unförmlicher Klumpen, an dem das merkwürdigſte iſt, daß man ihn auf den freien Platz neben dem königlichen Schloſſe geſetzt hat. So gelangen überall Dummköpfe zu hohen Ehren. Es ſind dieſem Giganten ein paar neue Arme angeſetzt worden, die vermuthen laſſen, daß er in der Rieſen-Republik ſich zum Fleiſchersknechte qualificiren würde. An ſeiner jetzigen Stelle braucht er ſie nicht, denn dieſer ungeheure Aufwand von Kraft nützt ihm blos, um in jeder Hand ein kleines Wappen zu halten! welch' eine burleske Zuſammenſtellung! Vom Unterleibe bis zu den Füßen herab iſt eine Adlershaut über ihn gebreitet, und auf dieſer ſteht eine pomphafte Inſchrift (ein Styl, in welchem die Italiäner beſonders ſtark ſind), welche der Nachwelt verkündet, daß irgend ein Vicekönig — es iſt nicht der Mühe werth, ſeinen Namen abzuſchreiben — nachdem er der Stadt eine große Menge Wohlthaten erzeigt, ſein Werk dadurch gekrönt, daß er dieſen Giganten hier aufgerichtet, und ihn aus einem fabelhaften Weſen in den Schutzgeiſt des beſten Königs verwandelt habe. — Welcher König hier gemeint ſey, gilt gleich viel. Alle Könige ſind, wenn ſie leben, die beſten. — Das Volk treibt allerlei Spas mit dieſem vierſchrötigen Giganten. Einem häßlichen Mädchen zum Exempel wünſcht es den Rieſen auf dem Schloßplatze zum Manne.

Der Leuchtthurm.

Da jeder Reiſende, wenn er auch nur einige Wochen hier verweilt, gewiß mehr als einmal im Hafen ſpatzieren geht, ſo laſſe ſich doch keiner die Mühe verdrießen, die ſteilen Treppen des Leuchtthurms herauf zu klettern, ja, er laſſe ſich bei ſtillem Wetter den Kaffee nachtragen; ein alter

freundlicher Pilot wird ihm ſogleich Stuhl und Tiſch heraus auf die Gallerie ſetzen, welche ſich um die Laterne herzieht; wird ihm auch, wenn er ein blödes Geſicht hat, ein Fernrohr dazu bringen, und ſo weide er ſich gemächlich an dem herrlichſten Panorama, das jemals in eines Menſchen Auge ſich ſpiegelte. Gleich einem Amphitheater liegt die prächtige Stadt um ihn her, gekrönt von der Carthauſe, über welche das Fort St. Elmio herüber ſchielt. Links und rechts dehnt ſich der Golf vor ſeinen Blicken, den gekrümmten Rand mit weißen Paläſten geſtickt, wie ein Gewand mit Blumen. Diesſeits erhebt ſich Pauſilipp, jenſeits Portici. An dieſes ſchließt ſich der rauchende Beſuv; von ihm herabſchweifend erreicht das Auge Caſtellamare und das Vorgebürge der Minerva. Unter den Füßen des Beſchauers in ſchwindelnder Tiefe, wimmelt das Volk auf dem Molo herum, und die gewiegten Schiffe bewegen den Maſtenwald im Hafen. Zahlloſe Böte ſchwimmen hin und her und hinaus zu den Engliſchen Kriegsſchiffen auf der Rhede. Folgt der Blick den tanzenden Kähnen, ſo gleitet er, unwiderſtehlich angezogen, über die majeſtätiſche Meeresfläche, nicht eher ruhend, bis er an die Inſel Capri ſtößt, die mit ihren Höckern wie ein Dromedar ſich aus den Wellen erhebt. — Ich ſage nichts weiter, als: wer hier nicht, wenigſtens Minutenlang, über ein Stückchen Welt die ganze Welt vergißt, der — iſt vermuthlich blind.

Die Villa Reale.

Ein öffentlicher Spaziergang, der allenfalls mit den Linden in Berlin, keineswegs aber mit den Sommergarten in Petersburg, noch weniger mit den Tuillerien in Paris verglichen werden kann. Hätte er nicht auf einer Seite das Meer, und wäre nicht der berühmte Farneſiſche

ſche Stier in deſſen Mitte aufgeſtellt, ſo wäre er kaum des Nennens werth, denn ein paar magere Reihen von Bäumen, und magere Höflinge, die darunter ſpazieren, ſind die einzigen Zierden, deren er ſich erfreut.

Das Grab des Virgils.

Man ſteigt ziemlich mühſam einen gepflaſterten Berg hinauf, dann klettert man, noch mühſamer, ungepflaſterte Fußſteige hinab, gelangt in eine kühle Felſenſchlucht, und befindet ſich endlich am Eingange einer Höhle, die inwendig ein regelmäßiges, gewölbtes Viereck bildet. Rings umher ſind kleine Niſchen in den Felſen gehauen, wo die Aſchenkrüge ſtanden, und wer das Grab der Prieſterin zu Pompeji geſehen hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß auch dieſe Höhle ein Begräbnißplatz geweſen. Aber warum gerade Virgils? das weiß ich nicht zu beantworten. Die Menge der Niſchen beweiſt vielmehr deutlich, daß hier, wie in Pompeji, ein Familienbegräbniß war. Nun war aber Virgil aus Mantua gebürtig, und hatte in Neapel keine Familie; es möchte alſo wohl eine fromme Täuſchung ſeyn, wenn man ſich in dieſer Höhle von dem Schatten des Sängers der Aeneide umſchwebt glaubt. Auch ſcheint es leider nicht, daß die Reiſenden jeden Standes und Gewerbes, welche ſich hier einfinden, von erhabenen Gefühlen ergriffen werden, denn das erſte, was ſie thun, iſt, den berühmten Virgil rein zu vergeſſen, und ihre meiſt unberühmten Namen an die Wände zu kritzeln. Ganze Regimenter könnte man hier aus allen Nationen anwerben. Es iſt entſetzlich, wie viel Tauſende der gute Virgil mit in die Ewigkeit ſchleppen ſoll. — Dem Eingange der Höhle gegenüber iſt eine weiße Marmortafel in dem Felſen befeſtigt, auf welcher eine unbedeutende, oft abgeſchriebene Inſchrift zu leſen. Die Zwiſchen-

räume derſelben ſind abermals mit Namen der Reiſenden ausgefüllt. Da ſteht Guſtav der Dritte, König von Schweden, zwar nur mit Bleiſtift geſchrieben, und faſt ſo verloſchen, daß man es dem Cicerone aufs Wort glauben muß. Da ſteht Hamilton, deſſen Namen ein Franzoſe im patriotiſchen Freiheitseifer, unter lauter Verwünſchungen, mit dem Säbel faſt ausgekratzt hat. Da ſteht Sidnei Smith, den der franzöſiſche Held wohl noch weniger verſchont haben würde, wenn der engliſche Held nicht nach ihm hieher gekommen wäre. Da ſteht auch unſer preußiſche Orpheus, der Kapellmeiſter Himmel, dem ich, zur Strafe für dieſe Sünde, und dem Publikum zu Nutz und Frommen, die Buße auflege, die ſchönſten Stellen aus Virgils Georgica eben ſo trefflich zu komponiren, als der Tiedge's Urania (die wahrlich neben jenen genannt werden darf) komponirt hat. — Auch mehrere Damen haben hier vergeſſen, daß ſie ihre Namen nur in Herzen, und nicht in Steine graben ſollen. — Von den Lorbeern, die aus Virgils Grabe, ungepflanzt und unvertilgbar, hervorſprießen ſollen, habe ich wenig geſehen. Lorbeerbäume in der Erde findet man freilich hier überall, Lorbeerzweige um die Köpfe faſt nirgend.

Die Briefliſten vor dem Poſthauſe.

Wenn man von dem Platze Largo del Caſtello nach dem Molo zugeht, ſo muß man an einem Winkel (cul de Sac) vorbei, wo am Poſttage auf mehreren hölzernen Tafeln die Liſten der angekommenen Briefe ausgeſtellt ſind. Da findet man jederzeit ein großes Menſchengewimmel, und kann einige Sonderbarkeiten bemerken, die, ſo viel ich weiß, nur Neapel eigen ſind. Die Briefe ſind numerirt, und die Namen derer, an welche ſie gerichtet ſind, nach dem Alphabet verzeichnet, aber — ſeltſam genug — nicht die Zunah-

men, ſondern die Vornamen. Auch das gilt nicht einmal von Allen, denn wenn man zum Beiſpiel das Glück hat, ein Fürſt zu ſeyn, ſo muß man ſeine Briefe unter P. (principe) ſuchen. Nun kommen eine Menge Leute hieher, die nicht leſen können, und doch gern wiſſen möchten, ob Briefe an ſie angekommen ſind. Auf dieſe Unkunde des Leſens hat ein pfiffiger Kerl die glückliche Spekulation gegründet, ſich gemächlich zu ernähren. Da ſteht er mit einem ganzen Pack weißer Zettelchen in der Hand; der Hülfsbedürftige nähert ſich, drückt ihm ein paar Pfennige zwiſchen die Finger, und nennt ſeinen Namen. Sogleich durchläuft des Leſers Blick die Liſte: findet er den Namen, ſo thut er weiter nichts, als die dabei ſtehende Nummer auf das Blättchen ſchreiben; das giebt er dem Fragenden, der damit in das Poſthaus eilt und ſeinen Brief ohne Umſtände empfängt. Ob der Empfänger wirklich der rechte ſey? darnach wird nicht gefragt, wenn er nur das Poſtgeld bezahlt. Die Briefe der Fremden werden nicht einmal auf die Liſte geſetzt, ſondern in der Poſtſtube alle auf einen Haufen geworfen. Kommt nun ein Fremder und fragt nach Briefen, ſo zeigt man ihm den Haufen, und läßt ihn ſelbſt darin herumwühlen. Er kann ſich ausſuchen, was ihm beliebt; man fordert von ihm keinen andern Beweis, daß er zum Empfang berechtigt ſey, als die Bezahlung des Poſtgeldes. Man kann denken, welche Unordnungen da vorfallen müſſen. Jeder Fremde wird wohl thun, wenn er ſeine Briefe an einen Banquier addreſſiren läßt.

Doch geſchwind wieder hinaus in den Winkel, denn der Kerl, der dort die Nummern aufzeichnet, iſt nicht der einzige, der in dieſem Winkel eine Silbergrube gefunden hat, nur fördert er die Ausbeute mit mehr Bequemlichkeit zu Tage als die übrigen. Es ſtehen nehmlich hier noch ein halbes

Dutzend kleiner Tiſche auf der Straße, vor den kleinen Tiſchen ſitzen ein halbes Dutzend Menſchen, deren Röcke eben ſo abgetragen ſind, als ihre Phyſiognomien. Sie halten Federn in den Händen, und ein gefalzter Briefbogen liegt vor ihnen; ſie dürfen die Feder nur in die bereitſtehenden Dintenfäſſer tauchen, ſo ſind ſie fertig, nach allen vier Weltenden alle nur erdenklichen Briefe zu ſchreiben. Ein zweiter Stuhl, dem ihrigen gegenüber, ladet den ihrer Kunſt Bedürftigen ein, ſich niederzulaſſen, und ſeine Gedanken, zur fernern Verarbeitung, von ſich zu geben. Da kommt denn auch hier ein altes Mütterchen, dort ein ehrlicher Matroſe, hier ein Kriegsheld, dort eine flinke Dirne, die haben Söhne und Mütter und allerlei Herzensangelegenheiten, nah und fern, in der alten und neuen Welt; die mögten gern mit ihren fernen Lieben Gedanken wechſeln, und können es doch nicht ohne fremde Hülfe. Da ſetzt ſich nun das alte Mütterchen (eine Scene, der ich ſelbſt beiwohnte) dem erſten Briefſteller gegenüber, der keine Naſe mehr hatte (welches man hier nicht ſelten ſieht), ſogleich ſetzt er die Feder an — das: N e a p e l, d e n z w e i t e n N o v e m b e r 1804, hatte er ſchon vorläufig an den Rand des Bogens geſchrieben, um jetzt keine Zeil zu verlieren. Er hat Recht, denn das Mütterchen iſt etwas weitläuftig; ihr einziger Sohn ſchweift in der Welt herum, ſie möchte ihn gern nach Hauſe haben, weil ſie ihr Ende heran nahen fühlt; den Beweis ihrer Kränklichkeit führt ſie durch öfteres ſchweres Huſten, wodurch ſie den Strom ihrer Worte unterbricht, den Beweis ihrer Sehnſucht durch oft hervorbrechende Thränen. Was ich hier kurz gefaßt wieder gebe, koſtete der Alten einen Haufen von Redensarten, die alle das Nämliche ſagten, denn mit Worten war ſie nicht karg, die Zunge ſchien der geſundeſte Theil ihres Leibes. Der Menſch ohne Naſe hörte ihr

geduldig zu, quinteſſentirte in der Geſchwindigkeit ihr Gedanken=Meer, und ſetzte die Schreibfinger in Bewegung. Die Alte, welche noch mit einer Naſe verſehen war, fand daher kein Hinderniß, eine Brille aufzuſetzen, und folgte nunmehr mit ihren Augen jedem Federzug, mit einer ſo geſpannten Aufmerkſamkeit, daß man hätte denken ſollen, ſie wiſſen ſehr gut zu unterſcheiden, ob ihr Sekretair italiäniſch oder arabiſch ſchreibe. Sie ſprach auch noch oft dazwiſchen, holte das Vergeſſene nach, und gab dem Nichtvergeſſenen die gehörige Breite. Der Herr Sekretair ohne Naſe kehrte ſich aber an nichts mehr, er hatte den Kopf des Briefes einmal gefaßt, und nun wand er ihn ab, wie einen Bandwurm, ließ auch nicht eher ab, bis er ihn glücklich durch das Labyrinth ſeiner Schriftzüge bis zur Unterſchrift gewunden hatte. Dann las er ihn der Alten vor, die beifällig nickte, und in ihre Runzeln ſchlich ſich ein kontrebandes Lächeln. Der geſchickte Schreiber präſentirte ihr die Feder zur Unterſchrift, welche ſie aber diesmal aus verſchiedenen Urſachen ablehnte. Er ließ ſich ihren Namen vorbuchſtabiren, unterzeichnete, verſchloß den Brief mit einer Oblate, ſetzte die Ehrentitel des Sohnes darauf, und übergab ihn den zitternden Knochen der Mutter zur weiteren Beförderung. Sie faßte mit der Linken das Blatt, welches ihren Wunſch, aber nicht ihre Sehnſucht ausdrückte, und fuhr mit der Rechten in die Taſche, die nach mancher Umwälzung, endlich ſeufzend ſich aufthat, und einen kupfernen Sparpfennig in die längſt aufgethane Hand des Schreibers fallen ließ. Dann trippelte ſie mit dem Brief hinüber in das Poſthaus, und er falzte geſchwind einen neuen Bogen, unwiſſend und ihm gleichgültig, ob er in der nächſten Minute Ausbrüche des Schmerzens oder der Freude dem Papier anvertrauen werde. — Alle dieſe Kor=

reſpondenzen werden gewöhnlich ſo laut verhandelt, daß die Poſt gar nicht nöthig hat, wie in andern chriſtlichen Ländern, die Briefe nachher wieder zu öffnen, ſie darf nur ein paar Officianten, mit leiſem Gehör begabt, zwiſchen dem Volke herumſchleichen laſſen; beſonders verlautbaren Matroſen und Soldaten ihre Begebenheiten ohne Bedenken; geſtikuliren heftig und ſchlagen oft mit den Fäuſten dabei auf den Tiſch. Schwerer möchte es dem Horcher werden, die Empfindungen eines verſchämten Mädchen zu belauſchen. Auch ſolche habe ich ſitzen und diktiren ſehen, und ich wollte wetten, es waren Briefe an die Getreuen oder Ungetreuen, die mit ihren Herzen davongegangen waren, aber ich habe keine andern Beweiſe für meine Vermuthung, als das unverſtändliche Ziſcheln, die niedergeſchlagenen Blicke, der Farbenwechſel der Wangen von ihrer Seite, das freundliche Anſchielen von Seiten des Schreibers, deſſen freiſchweifenden Blicken keine Naſe im Wege ſtand.

Aber nicht blos um Briefe zu expediren, haben dieſe ſpekulativen Köpfe hier auf der Straße eine Kanzlei errichtet, ſondern um auch die ankommenden Briefe denjenigen zu enträthſeln, die nicht gern Geſchriebenes leſen. Am Tage alſo, wo die Poſt nicht abgeht, ſondern eintrifft, verändert ſich die Scene; die Federn ruhen, die Lippen ſind in Bewegung, und, wie man leicht denken kann, giebt es da noch öfter intereſſante Dinge zu beobachten. Die ſtarre Aufmerkſamkeit, mit welcher die Briefempfänger an den Lippen der Vorleſer hangen, die wechſelnden Leidenſchaften, die erfüllte oder getäuſchte Hoffnung, und auf der andern Seite die vollkommene Gleichgültigkeit des Vorleſers, die unveränderte Stimme, mit der er Schreckensposten wie fröhliche Botſchaften ableiert — es ſind die mannigfaltigſten Scenen, wie ſie wahrlich nirgend auf of-

ſener Straße geſpielt werden. Eine luſtige Anekdote hat mir ein Freund, der Augen- und Ohrenzeuge war, mitgetheilt. Ein Matroſe empfing einen Brief, den er mit Sehnſucht erwartet zu haben ſchien, und trug ihn haſtig zu einem Vorleſer. Dieſer entfaltete das Blatt und hub mit der größten Gleichgültigkeit folgendergeſtalt an, während der Matroſe ihm mit freundlicher Ungeduld jedes Wort aus dem Munde zu nehmen bereit war: „Lieber Freund, kein ärgerer Spitzbube als du biſt, iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen. —“ Man kann ſich vorſtellen, wie die Züge des Harrenden, ſich ſtracks veränderten. Natürlich verging ihm die Luſt, des Briefes Fortgang und Ende in Gegenwart des lachenden Volkshaufens zu vernehmen, er riß dem Vorleſer das Blatt aus der Hand, und verkroch ſich, Flüche murmelnd, unter die wiehernde Menge. — Täglich trifft man dieſe Straßenkanzlei bald in größerer bald in minderer Thätigkeit, und es iſt ein Charakterzug der Italiäner, durch welchen ſie ſich von den Franzoſen mächtig unterſcheiden, daß ſie ihre Unwiſſenheit ohne Bedenken zur Schau tragen. Die gemeinen Franzoſen können eben ſo wenig leſen und ſchreiben als die gemeinen Italiäner, aber nie werden ſie ſich dazu verſtehen, dieſe Unwiſſenheit vor allem Volke laut auf der Straße zu bekennen. Der Franzoſe iſt unwiſſend und eitel, der Italiäner nur das erſtere.

Die Cartheuſer.

Gleich einem Amphitheater liegt Neapel am Meeresufer, und gleich einer Loge, für den Kaiſer erbaut, um auf dieſes Amphitheater herab zu ſchauen, erblickt man das ſchöne Cartheuſer-Kloſter San Martino faſt in allen Straßen über ſich. Hinter demſelben, noch ein wenig hö-

her, ragt das Caſtell Sanct Elmo hervor, trägt gleichſam das Kloſter in ſeinem Schooße vor ſich hin, und ſeine drohenden Kanonen ſcheinen bloß aufgepflanzt zu ſeyn, um die Jünger des heil. Bruno zu ſchützen. Dieſe Jünger waren ehemals ſehr fett, jetzt ſind ſie etwas magerer geworden. Sie beſaßen des ſilbernen Kirchengeräthes ſo viel, daß es auf Millionen geſchätzt wurde. Nahmen es die Franzoſen? fragte ich einen Cartheuſer. Primo il re, gab er mir zur Antwort, e poi gli francesi. (Zuerſt der König und dann die Franzoſen). Sie hatten unter andern ein großes ſilbernes Kreuz mit Basreliefs von einem braven Künſtler, Anton Faenza; auch dieſes hat in die Münze wandern müſſen, aber die guten Paters haben zum wehmüthigen Andenken es abmahlen laſſen, und zeigen es nun ſeufzend in effigie.

Glücklich noch wären ſie geweſen, hätten ſie nur mit ihrem Silbergeräthe ſich loskaufen können, und hätte man ihnen nicht auch die Quellen verſtopft, aus welchen immer neu das Silber floß. Sie beſaßen nehmlich große Güter, die behagten dem König, die unruhigen, koſtſpieligen Zeiten gaben den beſten Vorwand, er zog ſie ein, und gab den Mönchen die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihnen beliebe. Es waren aber viele darunter, die kaum mehr gehen konnten. Vor dem Verhungern ſchützte ſie die königliche Gnade durch eine Penſion von (wo ich nicht irre) hundert und fünfzig Neapolitaniſchen Dukaten, deren etwa drittehalb auf einen Holländiſchen gehen; folglich konnten ſie nicht ſterben, aber auch nicht leben, denn ſie hatten vorher hundert und fünfzigtauſend Dukaten jährlicher Einkünfte genoſſen. Als man nun aber vor kurzem die Jeſuiten wieder herſtellen wollte, fand man es doch bedenklich, einen förmlich vom Pabſt aufgehobenen Orden zurück zu rufen,

und mit reichen Gütern auszuſtatten, während die armen, nicht aufgehobenen Cartheuſer immer noch in unverd... ter Verbannung ſchmachteten. Da rief man ſie zurück, und räumte ihnen ihr herrliches, von Marmor ſtrotzendes Kloſter wieder ein. Aber auch die Güter? ach nein! die waren indeß zum Theil verkauft worden, zum Theil ließ ſich noch eine artige Summe daraus löſen. Die Cartheuſer, die in beſſern Zeiten wohl etwas zurückgelegt haben mochten, baten den König um Erlaubniß, die noch übrigen Güter ſelbſt wieder an ſich zu kaufen. Zwar ließen ſie nicht merken, daß ſie aus eigenem Schatze einen ſolchen Verkauf beſtreiten könnten, ſondern ſie gaben vor, es mit Hülfe einiger Freunde zu thun. Der König bewilligte ihre Bitte mit Vergnügen, denn ſie waren ja die einzigen Käufer, von welchen er das Verkaufte im Nothfall wieder zurücknehmen, und allenfalls noch einmal verkaufen konnte. Sie ſind jetzt alſo, zwar bei weitem nicht mehr ſo reich, als vormals, aber doch wiederum wohlhabend. Es würde auch in der That den auffallendſten Contraſt bilden, wenn die Bewohner eines ſolchen Pallaſtes von einer elenden Penſion leben müßten. Man kann ſich nichts Schöneres denken als ihr Kloſter. Der auf Marmorſäulen ruhende Kreuzgang, welchen ein ſehr geräumiger Platz einſchließt, würde jeden Königlichen Palaſt zieren. Der herrliche Brunnen in der Mitte des Platzes iſt gleichſam von einem Garten umgeben, deſſen drei Viertheile mit artigen Buchsbaumſchnörkeln prangen, das letzte Viertel aber zu Begräbniſſen dient; und von einem Geländer umſchloſſen iſt, welches Todtenköpfe von weißem Marmor ſchmücken. Die Kloſterhöfe ſind groß und reinlich. Ein herrlicher Garten, in Terraſſen eingetheilt, zieht ſich im Halbcirkel um den Berg, hat ein ſchönes Belvedere, und goldene Früchte win-

ken von den Bäumen. Ordnung und Reinlichkeit herrſchen auswendig und inwendig; die weiße Kleidung der Mönche gewährt einen freundlichen Anblick; noch freundlicher aber ſind ſie ſelbſt. Sie empfangen die Fremden mit der gutmüthigſten Herzlichkeit. Denn man verbinde hier ja nicht mit dem Namen Cartheuſer die gewöhnliche Vorſtellung von ſtrengen Anachoreten, die nichts thun als ihr Grab bereiten, und kein anderes Wort hervorbringen dürfen, als: memento mori. Die Cartheuſer von San Martino ſind nicht ſo finſter; ſie ſprechen mit den Fremden und untereinander; ſie lächeln und lachen; ſie bewohnen recht niedliche Zimmer, (manche haben deren drei) ſie ſind recht artig möblirt, ſchlafen unter ſeidenen Bettdecken, ſchauen von ihren Balkons durch Fernröhre auf das Gewimmel der Neapolitaner herab, bewirthen den Fremden mit Kaffee und Roſoli; kurz, ich bekenne, daß für einen alten Mann, dem etwa ſeine Lieben abgeſtorben ſind, und der nichts mehr von der Welt zu hoffen hat, kein angenehmerer Aufenthalt gedacht werden kann. Ich habe unter andern einen Greis in ſeiner Zelle beſucht, (er iſt ein Bruder des Herzogs von Serra Capriola, des Neapolitaniſchen Geſandten in Petersburg) und habe ſelten einen alten Mann geſehen, der mir heiterer und zufriedener geſchienen hätte. Außer drei hübſchen Zimmern hatte er auch ſeinen eigenen kleinen Hof mit einem Brunnen, ſeine Küche u. ſ. w. Auch vor den Zimmern, zum Luſtwandeln, eine ſehr geräumige bedeckte Gallerie mit einer göttlichen Ausſicht. Hier zog er Hyacinthen, und noch eine Menge anderer Blumen-Töpfe verriethen, wie angenehm er in den letzten Stunden ſeines Lebens ſich beſchäftige. Der Mann wird einſt gewiß ſehr ſanft unter den Blumen entſchlummern. — Der Mönche ſind jetzt in allem zwei

und fünfzig, meiſt Greiſe, doch ſah ich auch einige ſehr junge Männer. Einer der letztern, der uns herumführte und alles aufſchloß, ſchien kaum fünf und zwanzig Jahre zu zählen, obwohl er ſchon eilf Jahre im Kloſter zu ſeyn verſicherte. Er hatte eine ſehr angenehme, geiſtreiche, ein klein wenig auf Melancholie deutende Phyſiognomie. Unwillkührlich intereſſirte ich mich ſehr für ihn, glaubte in ſeinen Geſichtszügen höhere Bildung zu leſen, und meinte, er müſſe durchaus unglücklich ſeyn. Von dieſem Irrthum kam ich aber zurück, als ich ſeine Zelle beſuchte, in der ich zwar viele Bücher, aber kein einziges vernünftiges fand. Es waren lauter Legenden und dergleichen Albernheiten. — Im Speiſeſaale (Refektorium) fand ich eine Menge Tiſche reinlich gedeckt; vor jedem Teller ſtanden drei zinnerne Kannen, die größte derſelben freilich nur Waſſer enthaltend, aber die mittlere faßte vollkommen eine Bouteille Wein, und die kleinſte, für eine beſſere Gattung des Weines beſtimmt, auch noch eine halbe Bouteille. Mit dieſer Portion zu jeder Mahlzeit kann ein mäßiger Trinker ſich ſchon begnügen und fröhlich dabei ſeyn. „Du mußt den Herren auch das Beſte zeigen" ſagte ein anderer Cartheuſer, der ein ſchelmiſches Geſicht und überhaupt vom Mönche nichts als die Kutte an ſich hatte. Unter dieſem Beſten verſtand er nehmlich die Küche, und es verlohnte in der That der Mühe ſie zu beſehen. Sie war ſehr geräumig, in der Mitte ſtand ein Brunnen mit einem blaſenden Triton, überall herrſchte die geſuchteſte Reinlichkeit, das kupferne Geräth hing blank geſchäuert und verzinnt an den Wänden. Gleich daneben war die Bäckerei, in deren Mitte eine große Marmortafel, auf welcher die Kuchen und Paſteten eingemengt wurden. Die heutige Abendmahlzeit ſtand bereits, in Portionen abgetheilt, in der Küche. Sie be-

ſtand aus Salat, auf vielen kleinen Tellern, zwar appetitlich, aber nicht reichlich angerichtet. Der luſtige Mönch verſicherte, ſie bekämen auch noch ein wenig Fiſch dazu.

Eben ſo wohleingerichtet als die Küche, iſt auch ihre Apotheke. Der alte Mönch, der ihr vorſteht, ſoll große Kenntniſſe beſitzen, und mancherlei Arcana zu verfertigen wiſſen. Ich fand dort auch einen eisgrauen, ganz zuſammengeſchrumpften Cartheuſer, der vielleicht nicht weit mehr von hundert Jahren ſeyn mochte. Er ſaß und hielt eine Katze auf ſeinem Schooße, ſchien auch ſonſt an nichts Theil zu nehmen. Ich wünſchte ihm — in ſeiner Lage gewiß das Beſte — daß nehmlich er nicht das Unglück haben möge ſeine Katze zu überleben.

Die Kirche iſt prächtig, aber ein wenig zu bunt. Vor lauter Gold, Marmor und Gemählden ſieht man beinahe die Kirche ſelbſt nicht. Die größte Zierde derſelben iſt die Geburt Chriſti von Guido Reni, ein ſo liebliches Bild, von dem Volkmann, ich weiß nicht warum, behauptet, es fehle ihm noch die letzte Hand. Zwar ſagen auch die Mönche, das Chriſtuskind ſelbſt ſey unvollendet, aber ich meine, ſie plaudern es nur nach. Mich dünkt, Guido habe das Chriſtuskind mit Fleiß nur gleichſam angedeutet, um es von den übrigen irdiſchen Maſſen, die es umgeben, durch eine Art von himmliſcher Durchſichtigkeit zu unterſcheiden, und in meinen Augen iſt ihm das trefflich gelungen. Hätte er den Knaben, wie gewöhnlich, ausgemahlt, ſo wäre es ein derber Bube, aber kein Himmelskind geweſen. Daß doch die Kenner in den Gemählden immer nur Mahlerei und nie Poeſie ſuchen, immer nur Körper und nie eine Seele. — Guido ſoll das Bild haben liegen laſſen, um dem Neid der Neapolitaniſchen Mahler zu entgehen. Wie wenig kennt man das Gemüth

eines Künſtlers, wenn man glaubt, daß der Neid anderer Künſtler es bewegen könne, ſeine eigenen Arbeiten minder vollkommen zu machen. Grade umgekehrt. — In der Sacriſtei hängt das beſte Gemählde, das ich jemals von Spagnolett geſehen habe; freilich ein fataler Gegenſtand: ein todter Chriſtus, in Johannes Armen, um den die Mutter weint, und dem Magdalene die Füſſe küßt; aber die Ausführung iſt ſo ſchön, daß man den Gegenſtand darüber vergißt. Es giebt außerdem hier und in der Kirche noch eine Menge Gemählde von lauter guten, oder als gut gerühmten Meiſtern, ich habe aber nicht Luſt einen Catalog davon zu liefern, und nenne immer nur das, was einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Darum eile ich ſogleich in die Zimmer des Priors, die reich mit Gemählden tapezirt ſind, unter welchen ſich kein einziges ſchlechtes befindet. Eine heilige Lucia, von Guido Reni, iſt zwar ein wenig fett, aber dennoch ein ſchönes, liebliches Weib, mit Augen die in ſanfter Wolluſt ſchwimmen. Wer ihre Geſchichte nicht kennt, der wird nicht begreifen, warum ſie noch ein paar andere Augen auf einem Teller trägt? da doch diejenigen, welche ihr im Kopfe ſitzen, völlig hinreichend ſcheinen, die Sterblichen zu bezaubern. Die Begebenheit iſt in der That ſo einzig, daß ſie wohl hier ein Plätzgen verdient. Ein ſchöner Jüngling hatte ſich in die heilige Lucia verliebt, und die heilige Lucia war ihm auch nicht gram. Den größten Eindruck hatte ſie durch ihre ſeelenvollen Augen auf ihn gemacht, aber leider fand er nur ſeinen irrdiſchen Himmel darinn. Das ſagte er ihr ſo oft, und vermuthlich ſo herzlich, daß die hübſche Heilige — ob der Kühnheit nicht zürnen konnte, ja, daß ſie endlich ſehr deutlich fühlte, ihre Heiligkeit ſchwebe in großer Gefahr. Da faßte ſie plötzlich in einer heroiſchen

Stunde, den vermaledeiten Entſchluß, die Klippen aus dem Wege zu räumen, an welchen die Keuſchheit ihres Geliebten, und vermuthlich ihre eigene, bald ſcheitern mußte: ſie ſtach ſich die ſchönen Augen unbarmherzig aus, oder vielmehr, ſie ließ ſie ausgraben, legte ſie auf einen blanken Teller, bedeckte ſie mit einem andern, und ſandte die leckere Schüſſel dem Jüngling zu. Die Hiſtorie meldet nicht, wie ihm bei dem Anblick zu Muthe geweſen, wohl aber wie die heilige Lucia für ihre Heldenthat belohnt wurde. Der Herr Chriſtus gab ihr nehmlich auf der Stelle ein paar funkelnagel neue Augen, die vollkommen eben ſo ſchön waren als die ausgeſtochenen. Ob ſie mit dieſen abermals Unheil angerichtet, iſt nicht bekannt geworden. Nun komme Einer und rühme noch die Römiſche Lucretia. Daß ein Frauenzimmer ſich erſticht, um dem Gefühl der Schande auszuweichen, iſt eben nichts beſonders. Daß aber ein Frauenzimmer ſich unter den fürchterlichſten Schmerzen ihrer größten Schönheit beraubt, bloß um das zu vermeiden, was ſonſt alle ſo emſig ſuchen, (nehmlich ſinnliche Eindrücke hervor zu bringen) das iſt ein Heroismus, den keine Heidin, und wahrlich auch keine andere Chriſtin jemals erreichen wird. — Noch eine herrliche Madonna hängt in des Priors Zimmer, die Mönche konnten mir aber nicht ſagen, von welchem Mahler.

In ſeinem Schlafgemach erblickt man über der Thür ein kleines Bild, das ſo hoch gerühmte Crucifix von Michel Angelo. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler habe, um ein Meiſterſtück der Natur ganz getreu zu liefern, würklich einen Menſchen kreuzigen laſſen. Wäre er in der That einer ſolchen abgeſchmackten Barbarei fähig geweſen, ſo hätte er wenigſtens einen grade gewachſenen Menſchen dazu nehmen ſollen, denn ſein Chriſtus iſt offen=

bar bucklicht. Ich kann mir nicht helfen, und wenn auch die ganze nachplappernde Künſtlerzunft Wehe! über mich ſchreit, und mir zuruft: Siehſt du nicht, daß der Sterbende ſich gekrümmt hat? ich bleibe dabei, der Chriſtus iſt bucklicht; denn ich weiß den Krampf des Todes von einem Buckel auch recht gut zu unterſcheiden.

In einem ziemlich finſtern Winkel ſteht noch ein Bild, welches zwar nicht durch Kunſtwerth, wohl aber durch die Begebenheit, welche Gelegenheit dazu gab, merkwürdig iſt. Eine grauſame Peſt verheerte einſt Neapel, wer fliehen konnte entfloh dieſer Geißel Gottes. Zu den Cartheuſern flüchteten, im Vertrauen auf die geſunde Bergluft, über hundert Perſonen, und die guten Mönche nahmen ſo viele Flüchtlinge auf, als der Raum nur immer verſtattete. Dann aber ſchloſſen ſie weislich ihre Thür zu, und ſchnitten alle Gemeinſchaft mit der Stadt ab. Das währte ziemlich lange, und der Peſt der Langeweile, die ohnehin in jedem Kloſter zu Hauſe iſt, konnte die Geſellſchaft freilich nicht entgehen. Ein Mahler befand ſich darunter, (ſeinen Namen habe ich vergeſſen) der vertrieb ſich die Zeit auf eine recht angenehme Weiſe, indem er alle im Kloſter befindlichen Perſonen abkonterfeyte, und ſie betend zuſammengruppirte. Vor die Thür des Kloſters hat er die Peſt geſtellt, die mit Gewalt herein zu dringen droht, aber durch den heiligen Bruno beſcheiden zurückgewieſen wird. Das Bild hat jetzt noch ein hiſtoriſches Intereſſe, und muß beſonders, ſo lange noch Einer von den Geretteten lebte, ein rührendes Denkmal geweſen ſeyn.

Die ſo oft geprieſene, gut und ſchlecht beſchriebene Ausſicht aus den Zimmern des Priors muß man nicht zu genießen verabſäumen. Von den Gegenden umher ſage ich gar nichts, man muß ſie ſehen. Der Anblick, der

gleich einem Modell, unter den Füßen liegenden Stadt, iſt einzig. In allen Straßen ſieht man wie Zwerge, das Völkchen krabbeln und wimmeln, und ein dumpfes Geſauſe von ein paarmalhunderttauſend Stimmen, die, in einem einzigen Luftwirbel zuſammenfließend, herauftönen, iſt auf den Terraſſen ſehr vernehmlich. — Die Bibliothek ſoll einen Schatz von griechiſchen Handſchriften beſitzen; ich habe ſie nicht geſehen, und, nach den Figuren ihrer Beſitzer zu urtheilen, liegen ſie vermuthlich tief im Staube.

Lebt wohl, ihr freundlichen Mönche, denen man um hrer Gutmüthigkeit willen verzeiht, daß ſie dem lieben Gott die Tage abſtehlen. Sie erfüllen wenigſtens einen Wunſch des Schöpfers, ſie ſind froh. Ich gönne es ihnen herzlich, und möchten ſie es immer bleiben! Möchte der Greis immer mit ſeinen Blumen, der Jüngling mit ſeinen Legenden ſich begnügen; der Pater Küchenmeiſter die Portionen nicht zu klein machen, der Pater Kellermeiſter die zinnernen Flaſchen nie ungefüllt laſſen.

Der Pallaſt Villa franca zu Neapel.

Man muß ſich eine königliche Erlaubniß verſchaffen, um dieſen Pallaſt zu ſehen, aber es iſt der Mühe werth, um dieſe Erlaubniß nachzuſuchen, welche übrigens, auf Verwendung eines fremden Miniſters, nie verweigert wird. Außer der Gemählde-Sammlung iſt nichts Merkwürdiges darin, dieſe aber iſt vortrefflich, obwohl nicht zahlreich. Die Krone derſelben iſt eine Madonna von Raphael. Wenn der Engel der Verkündigung, um ſich ſichtbar zu machen, einen irrdiſchen Körper annehmen mußte, wie ſchwer muß es ihm geworden ſeyn, dieſer Jungfrau ihr Schickſal bloß zu verkündigen. Man hat ja ſchon Beiſpiele, daß Leute, die für einen guten Freund warben,

beim

beim Anblick des Mädchens den guten Freund vergaßen und für ſich ſelbſt freiten. Wer würde es dem Gabriel verdacht haben, wenn er es mit dem heiligen Geiſt eben ſo gemacht hätte? — Bei einer Madonna von Raphael ſcherzen, ſtatt in Bewunderung ausbrechen, das iſt ja wohl eine Sünde wider die heilige Kunſt. Aber vielleicht iſt Raphael ſelbſt ein wenig Schuld daran, denn jene Madonna iſt ein herrliches allerliebſtes Geſchöpf, nur keine Himmelskönigin. — Weit mehr Anſprüche auf dieſen Titel darf eine andere Madonna von Andrea del Sarto machen, die mit Schönheit und Unſchuld Erhabenheit verbindet. Sie muß ich verehren, bewundern, anbethen, ſie kann ich nicht lieben. Aber von Mutterſchwäche ſcheint ſelbſt dieſe Madonna nicht ganz frei geweſen zu ſeyn, denn warum leidet ſie, daß der kleine Chriſtus in ihrem Schooße ſich mit dem kleinen Johannes um einen Apfel zankt? das ſchickt ſich nicht für den künftigen Welterlöſer; zumal da der kleine Johannes ein recht gemeiner Bube zu ſeyn ſcheint. — Ein wunderſchöner Knabe iſt freilich ein anderer kleiner Chriſtus, den eine Madonna von Tintoretto auf ihrem Schooße hält, nur verräth er noch keine Spur ſeines himmliſchen Urſprungs, es iſt bloß ein ſehr hübſches Menſchenkind, trotz der Engelkette, die (ein drolliger Einfall) ſtatt des Heiligenſcheins den Kopf ſeiner Mutter umgiebt. Vermuthlich hat ſie eben ihr Morgengebeth verrichtet, denn ſie hat das Gebetbuch noch in der Hand. Himmel! welche komiſche Ideen kann doch ein Mahlerkopf zuſammenpaaren. — Doch genug von Madonnen, deren auch hier, wie überall, eine große Menge zu finden ſind. — Wenden wir uns zu dem ſchalkhaften Amor von Schidone. Nehmet euch in Acht! er ſcheint zwar zu ruhen, aber das durchdringende Auge, der kleine

Zeigefinger am Munde — gewiß ſinnt er auf eine Büberei. — Ich wüßte keine Sammlung ſo reich an Gemählden des wackern Schidone. Ein trefflicher Mahler war er meiſtentheils, ein mahlender Dichter immer. Ihm war es vorbehalten, vom bethlehemitiſchen Kindermorde dasjenige darzuſtellen, was allein die Kunſt darſtellen ſollte: nicht dieſe gräßlich=blutenden Kinder, nicht dieſe Verzuckungen der Mütter, dieſe viehiſche Wuth der Henkersknechte. Schidone hat einen Soldaten gemahlt, der mehrern Müttern, die von ihren Kindern umringt ſind, im Vertrauen erzählt, welch' ein Jammer ihnen bevorſtehe. Herrliche Idee! nur ein trefflicher Kopf konnte ſie faſſen. Das Schrecken, die Angſt der Mütter, im Kontraſt mit der Ruhe der ſpielenden und ſchlummernden Kinder — läßt ſich ein Gegenſtand mahleriſcher denken? Schade, daß Schidone ihn nicht ſo ſchön ausgeführt als gedacht hat! — Die Magdalene von Titian iſt die wahrſte Magdalene, die ich jemals geſehen habe. Sie liegt nicht, wie ſonſt gewöhnlich, denn warum muß denn die Reue juſt liegen? ſie ſteht, gen Himmel blickend, und dieſe Thränen, die ſo rührend ihre Wange herabfließen, ſind nicht Thränen des Kummers, ſondern der innigſten Reue. Die meiſten Künſtler, welche dieſen Gegenſtand behandelten, haben Magdalenen, trotz ihrer Zerknirſchung, immer noch als ein ſchönes blühendes Mädchen dargeſtellt; manchmal ſieht ſie wohl krank und blaß aus, aber ihre kranke Bläſſe iſt nicht Wirkung ihrer Lebensart, ſie gleicht mehr einer liebeſiechen Dirne. Titian hingegen hat ſeiner Magdalene zwar auch Schönheit, hohe Schönheit verliehen, hat auch ſogar das kleine Hülfsmittel verſchmäht, ihr ein krankes Anſehen zu geben; aber dennoch ſieht man es dieſer Schönheit auf den erſten Blick an, daß ſie gemisbraucht worden iſt, und dieſe

Behandlung verräth den dichtenden Mahler. — Will man von dem tiefen, ſchmerzhaften Eindruck, den jenes Bild hinterließ, ſich lachend erholen, ſo trete man vor die lachenden Knaben von Parmeggianino, ſie lachen ſo herzlich, daß mein Subkonrektor in Weimar, bei dem ich in Tertia in die Schule ging, (der ernſthafteſte Mann den ich in meinem Leben gekannt habe) gewißlich ſein Schulmonarchen-Geſicht bei ihrem Anblick entfaltet haben würde. Oder er ſtelle ſich vor den prächtigen Silen von Spagnoletto, der, mit ſeiner behaglichen Trunkenheit, von den komiſchſten Faunsgeſichtern umgeben, gewiß dieſelbe Würkung hervorbringen wird. — Den Wechſel dieſer Empfindungen wird ſchnell wiederum ein Meiſterſtück von unſerm Albert Dürer bewirken: Chriſtus am Kreuze, von denen die ihn liebten umringt. Welche Köpfe! welch ein ſeelenvoller Schmerz! wie ſchön ſind die körperlichen Leiden mit denen der Seele in dem Chriſtuskopf verſchmolzen! wie ſichtbar hingegen, daß bei den übrigen Perſonen nur die Seele leidet! großer Dürer! wie tief haſt du empfunden! wie gern verzeihe ich dir die Engelein, die da mit Bechern in den Händen herumflattern, die ſie überall unterhalten, wo Chriſti Blut herausſprützt, um jedes Tröpfchen aufzufangen. Ich vermuthe, daß dieſes Gemählde von einer adelichen Familie, und zwar als ein ex voto beſtellt worden iſt, denn links kniet ein Hausvater mit zwei Söhnen hinter ſich, rechts die Hausmutter mit ein paar Töchtern, (lauter treffliche Köpfe) über ihnen das adeliche Wappen, und, was meine Vermuthung rechtfertigt, iſt der Umſtand, daß der Satan in gräßlicher Geſtalt die gute Dame am Beten zu hindern ſtrebt. Vermuthlich hatte ſie oft dergleichen Anfechtungen, und um ihrer los zu werden, gelobte ſie dies ſchöne Bild. Iſt es ſo, ſo ſoll der Satan

Dank dafür haben, denn man muß auch dem Teufel ſein Recht widerfahren laſſen. — Faſt eben ſo ſchöne Köpfe als Dürer ſie ſchuf, hat ein gewiſſer Lippi auf einem Gemählde geliefert, welches die heiligen drei Könige darſtellt, die bekannten Geſchenke bringend. Nur der kleine Chriſtus gleicht einem albernen verzogenen Kinde. — Durch ein treffliches Gemählde in Lebensgröße hat Raphael einem vergeſſenen, vermuthlich ſchlechten Dichter die Unſterblichkeit geſchenkt, ſonſt wäre wohl nicht einmal ſein Name, Theobaldino, der Vergeſſenheit entriſſen worden. — Zarte, behagliche Empfindung erweckt ein Bild, die Wohlthätigkeit (leider iſt mir der Name des Meiſters entfallen). Der herrliche Greis, dem die Stufen hinauf geholfen wird; die liegende Mutter, die ihres Kindes Hand ausſtreckt, um die Gabe zu empfangen; endlich der Knabe, der ſchalkhaft ſeine Hände auf den Kopf eines Lammes legt. — Alles iſt ſo lieblich, ſo wahr. — Wahrer als die Nacht von Caracci, durch die Lüfte fliegend und zwei ſchlafende Kinder auf den Armen tragend. Es ſieht aus als habe ein Dämon die Kinder aus der Wiege geraubt. Auch ſcheint ſein Pinſel mir hart. — Chriſtoph Columb von Titian trefflich gemahlt, entſpricht ganz der Idee, die man von dieſem kühnen Manne ſich macht. Zwei alte Köpfe von Rembrandt und Rubens, die dicht nebeneinander hängen, und um den Preis zu ringen ſcheinen; ein weibliches Portrait von Spilberg, ein männliches von Vandyk, ein alter Kopf von Schidone, ein Chriſtuskopf von Correggio, dem ich nur die fatale Dornenkrone wegreißen möchte. — Das ſind die Meiſterwerke, von welchen die Erinnerung ſich meinem Gedächtniß am ſchnellſten eingeprägt hat. Ich habe ſie geſchildert, wie ich immer pflege, ohne den ſogenann-

ten Kunſtſinn, bloß nach meinem Gefühl. Wer mehr fodert, der ſuche es in andern Büchern. — Junge Mahler haben die Erlaubniß hier zu copiren und benutzen ſie fleißig. Man findet immer einen kleinen Vorrath von Miniaturgemählden, meiſt gute Copieen der beſten Stücke, die man für einige Dukaten kaufen kann.

Uebrigens wird in dieſem Pallaſt, eben ſo wenig, als ſonſt irgendwo in Italien, auf Reinlichkeit gehalten. Ueberall iſt Schmutz, und vor der erſten Thür ſchienen ſogar die Ziegen ihren Stall gehabt zu haben. Nicht einmal ein Eiſen, um die Schuhe daran abzuſtreifen, iſt vor der Thür befindlich.

Capo di monte.

So heißt ein königliches Schloß, auf einem hohen Berge gelegen, zu dem man ſehr mühſam emporklimmt. Seine kargen Schätze zu betrachten, muß man ſich gleichfalls eine ausdrückliche Erlaubniß verſchaffen, um welche nachzuſuchen kaum der Mühe lohnt. Schon der Eingang zu dieſem Muſenſitze ſtarrt, wie das übrige Neapel, von Schmutz und Unrath. Zur Leibesbewegung läßt ſich das Inwendige empfehlen, denn man findet hier eine ungeheure Menge von Zimmern, Raum genug, um alle in der ganzen Welt zerſtreuten Meiſterſtücke zu faſſen. Die Wände ſind auch alle mit Bildern behangen, aber wahrlich nicht mit Meiſterſtücken. So wie Bürger einſt, aus den ihm zugeſandten Gedichten, einen Schofelalmanach herauszugeben verſprach, ſo ſcheint der König von Neapel hier eine Schofelgallerie haben anlegen zu wollen, und es iſt ihm gelungen. Zwar ſind vierzehn der beſten Gemählde nach Palermo übergeſchifft worden, und als ſie noch hier waren, konnte man vielleicht aus dem alten

Kirchenliede ſingen: „es möchten ihrer etwa fünfe ſeyn, die thäten nach dem Willen dein; faſt aber iſt allzuwenig übrig geblieben, um die Barmherzigkeit der Muſen anzuflehen. Höchſtens ein paar Dutzend Bilder, zu Verzierung eines Kabinets kaum hinreichend, ſind des Nennens oder des Lobes werth.

Eine heilige Familie von Schidone iſt ſchön, beſonders Joſeph. Aber daß die alte Großmama das Chriſtuskind an einer Stelle krabbelt, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet, iſt zwar ächt großmütterlich, doch ſehr irrdiſch. Es werden hier noch viele Bilder von Schidone gefunden, man ſcheint aber ausdrücklich ſeine ſchwächſten Werke ausgewählt zu haben. — Ein zahlreicher Haufe von Engeln, große Studien von Correggio, die er nachher im Dom zu Parma ausführte, mögen allerdings ſehr ſchön ſeyn, jeder Kopf einzeln betrachtet, iſt ausdrucksvoll, nur iſt auch nicht ein einziger Engelskopf darunter, es ſind lauter Schulbuben, manche derſelben ſind auch recht muthwillig, denn ſie kriechen dem ernſthaften lieben Gott unter den Rock. — Als Gegenſtand der magern Kunſt, als Akademie, iſt, um der unnachahmlich ſchön dargeſtellten Verkürzung willen, ein heiliger Stephan von Schidone bewundernswürdig. Seine Schweſtern ziehen ihm die Pfeile aus dem Leibe. Armer Schidone! mußte es denn eben ein geſpickter Menſch ſeyn, an dem du das höchſte der trockenen Kunſt zeigen wollteſt? — Ein Portrait von Raphaels Mutter, von Raphael gemahlt, iſt ſehr ſchlecht, vermuthlich ſeine erſte Schülerarbeit; ich habe es aber doch mit Vergnügen betrachtet, denn ich dachte mir die Freude, welche die gute Mutter bei dieſer erſten Probe von ihres Sohnes Talent empfunden haben mag. — Viele Portraits von Titian, auch Miniaturen, entſchädigen hie und da für die elenden

Pinſeleien. — Ein ſchlafender kleiner Chriſtus von Guido Reni, würde entzücken, wenn die fatale Dornenkrone und die Marterwerkzeuge nicht zu ſeinen Füßen lägen. Nur daran unterſcheidet man, daß er kein Amor iſt, und lieber wendet man ſich dann zu dem ſchlafenden Amor von Parmeggianino, dem die muthwilligen Genien die Pfeile ſtehlen. — Einige heilige Familie von Andrea del Sarto zieht an, eine andere von eben dem Meiſter ſtößt zurück, denn der kleine Johannes hat einen ſo unausſtehlich fehlerhaft verkürzten Arm, daß es auch jedem Laien beim erſten Blick auffallen muß. Der Führer behauptete, das Bild ſ.y bei der Reſtauration verdorben worden. — Eine Judith (ich habe vergeſſ.n, von welchem Meiſter), iſt die erſte Judith, bei der ich gern verweilte. Sie iſt geſchildert, im erſten Augenblicke nach der unweiblichen That. Ihre Magd iſt beſchäftigt, den Kopf in den Sack zu ſtecken. Sie ſelbſt trägt eine Lampe, hält die Hand vor das Licht, und ſieht ſtarr in einen Winkel, als fürchte ſie noch etwas. Man könnte fragen: was fürchtet ſie? Holofernes iſt ja ſchon todt! — Aber wahrlich, der Künſtler, der auf das Geſicht eines Weibes, nach einer ſolchen That, den Ausdruck der Furcht und des ſtarren Schreckens zeichnet, der ſie gleichſam Geſpenſter in jedem Winkel erblicken läßt, hat das menſchliche Herz tiefer ſtudirt, als der ſie triumphirend mit dem Kopfe in der Hand zur Schau ſtellt. — Von Giulio Clavio, demſelben, der den berühmten Codex des Taſſo mit ſo ſchönen Gemählden verzierte, befindet ſich hier ein treffliches Portrait. — In den Köpfen des heiligen Peter und des heiligen Hieronymus hat Guercini Meiſterſtücke geliefert. Ich kann eine große Antipathie gegen alle Heiligen nicht ableugnen, und ſollte ich jemals Abbildungen von ihnen in mein Zimmer

hängen, ſo dürften es nur dieſe ſeyn. — Lieber nähme ich aber noch den Bauer zwiſchen zwei Zigeunerinnen von Michel Angelo Cararavaggi, wenn nur nicht eine derſelben, indem ſie dem Bauer die Taſchen beſtiehlt, mit der andern Hand das leichtfertige Zeichen machte, deſſen ich bei der Beſchreibung der Waſſerbuden in Neapel erwähnt habe. Die andere wahrſagt ihm. Das Ganze iſt von unübertrefflicher Wahrheit. — Bei Betrachtung eines Satyrs, der eine Statüe des Bachus mit Weinlaub kränzt, hört man gern den Namen Mattheis nennen, da man gewöhnlich dieſen braven Künſtler nur in den abgeſchmackten frommen Gegenſtänden bewundern muß. — Eine Abnahme vom Kreutz von Albert Dürer hat zwei vortreffliche Köpfe aufzuweiſen, nehmlich den der Maria und den des Johannes. Nie bildete ein Mahler den Schmerz ſprechender als Albert Dürer. Die übrigen Köpfe ſind ſchlecht, ſehr ſchlecht; man ſagte mir aber, das Ganze habe gelitten. — Keine liebende Mutter wird an dem Bilde der Madonna von Carl Maratti ungerührt vorüber gehen. Das Kind ſchläft, die Mutter bedeckt es himmliſch lächelnd mit ihrem Gewand. — Eine Hauptzierde der ganzen Sammlung iſt ein großes, reiches Gemählde, die Kreuzigung Chriſti, von einem Mahler, den ich mit Erſtaunen zum Erſtenmale nennen hörte, von Bernardo Gatti. Warum iſt der Mann nicht berühmter? Kompoſition, Zeichnung, Kolorit, Ausdruck der Köpfe, alles ſcheint mir vortrefflich; auch iſt es wahrlich ein Zug des Genies, wenn gleich keines frommen Genies; daß der Mahler in das Geſicht des böſen Schächers weit mehr Geiſt und Kraft gelegt hat, als in das ſeines bekehrten Nachbars. — Siehe da, ich bin wahrhaftig ſchon fertig mit der ganzen, mehrere Tauſende von Gemählden

enthaltenden, Gallerie. Wer zuletzt noch einen fröhlichen Eindruck mit herausnehmen will, der werfe im Vorbeigehen einen Blick auf das ſpashafte Bild, auf welchem ſechs Blinde einander an den Rockzipfeln halten; der erſte iſt ihr Führer, er thut einen Fehltritt, burzelt, und alle übrigen burzeln hintendrein.

Spazierfahrt nach Puzzuoli.

Wenn man die Enthuſiaſten von den vielen Wunderdingen reden hört, die in und um Puzzuoli zu ſchauen ſind, ſo fährt man mit großen Erwartungen dahin, und findet — ein paar Merkwürdigkeiten; das meiſte iſt nicht des Anſehns werth. Zuerſt führt der Weg durch die berühmte Grotte von Pauſilipp. Es iſt aber keine Grotte, ſondern ein breiter, wohlgepflaſterter Fahrweg, der, zum höchſten Erſtaunen Aller, die ihn zum erſtenmal ſehen, mitten durch den Berg führt, und ſo lang iſt, daß man, im ſtarken Trabe, dennoch fünf Minuten zubringt, ehe man jenſeits anlangt. Es iſt Einem gerade ſo darinnen zu Muthe, als ob man durch das Thor und die dunkeln Gewölbe einer Feſtung führe. Höchſt ſeltſam iſt der Weg, und eben durch ſeine Seltſamkeit imponirt er, an einigen Orten auch durch die gewaltige Höhe des Gewölbes, die über 80 Fuß beträgt. Sonſt iſt die Fahrt hindurch wahrhaftig nicht angenehm, denn erſtens iſt es ſehr dunkel darin, das Licht fällt blos von beiden Enden hinein, und da Ein- und Ausgang weit über zwei tauſend Fuß von einander entfernt liegen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß es in der Mitte unmöglich iſt, eine Nähnadel einzufädeln. Zwar hat man noch von oben ein paar kleine ſchräge Oeffnungen anzubringen geſucht, ſie helfen aber wenig, zumal da ſie mit Geſträuch verwachſen ſind. Seneca ſpricht ſchon von der dicken Finſterniß in

dieſer ſogenannten Grotte. Zweitens verurſacht die ewige Trockenheit der Höhle, daß ſie immer mit Staub angefüllt iſt. Oft werden Viehheerden durchgetrieben, und dann iſt der Staub ganz unerträglich. Dabei befürchtet man, in der Mitte alle Augenblicke an andere entgegenkommende Wagen zu rennen, oder Fußgänger an die Mauer zu quetſchen. Kurz, man iſt herzlich froh, wenn man glücklich hindurch iſt. Daß dieſer ſonderbare Weg blos angelegt worden ſey, um nicht über den Berg oder am Meeresufer fahren zu müſſen, kann ich mir nicht vorſtellen. Gewiß haben diejenigen Recht, welche vermuthen, daß man anfangs, zum Bauen, Steine und Sand aus dem Berge geholt, daß nach und nach eine immer tiefere Höhle entſtanden, bis man endlich auf den Einfall gerathen, ſie vollends durch zu graben. Sie war auch in den älteſten Zeiten weit niedriger. Mehrere Könige und Vicekönige haben ſie erweitert, erhöht, gepflaſtert, und vor allen Dingen — mit einer Kapelle verſehen, in welcher, da ſie gerade in der Mitte angebracht iſt, natürlich nur bei brennenden Lichtern gebetet werden kann. Der Einſiedler, der hier wohnt, ſollte eigentlich immer ein Blinder ſeyn, da er ſeiner Augen hier gar nicht bedarf. — Hat man die Grotte verlaſſen, ſo fährt man rechts zum See Agnano hinab. Man hält das Bett dieſes Sees für einen ausgebrannten Vulkan; andere meinen, es habe vormals ein Landhaus des Lucullus hier geſtanden. Jenes will man durch die ſchweflichten Ausdünſtungen und das Kochen des Waſſers, dieſes durch noch vorhandene Trümmer beweiſen. Was mich betrifft, ich habe weder das Waſſer kochen, noch auch Trümmer geſehen, ſondern nichts als einen ſchönen See, auf dem wilde Enten waren, die niemand ſchießen darf als der König. Den Schwefeldunſt habe ich freilich auch gerochen, aber er ſchien mir

nicht aus dem See zu ſteigen, denn dicht am Ufer liegt die Hundsgrotte, und wenig Schritte davon das Schwitzbad. Die berühmte Hundsgrotte iſt ein bloßes Loch im Berge, durch eine elende hölzerne Thüre verſchloſſen. Die ſogenannte Schwefelhöhle bei Pyrmont iſt weit ſchöner, und die Wirkung des Ganzen dort eben ſo ſtark. Man martert einen armen Hund, indem man ihn bei allen vier Beinen faßt, auf den Boden der Grotte legt, und ſeinen Kopf niederdrückt. In wenig Augenblicken fängt er an ſtark zu athmen, und, wenn er halb todt iſt, wirft man ihn heraus, auch wohl in den See, wo er ſich bald wieder erholt. Es iſt ein unangenehmes Schauſpiel, und die Hunde, welche ausdrücklich zu dieſem Experiment gehalten werden, haben vom Schickſale wohl das härteſte Loos empfangen. Thiere quälen iſt immer ein Verbrechen, aber ſie vollends blos darum zu quälen, damit ein neugieriger Reiſender überzeugt werde, es ſteige hier eine ſchädliche fixe Luft aus dem Boden, das ſollte die Regierung nicht dulden; der Reiſende darf ſich ja nur bücken, und die Naſe an den Boden halten, ſo wird ers ſchon riechen. Oder er begnüge ſich mit dem zweiten Experiment, wo der Führer eine Fackel anzündet; die Flamme lodert hell, ſobald er ſie aber gegen den Boden hält, verliſcht ſie augenblicklich. Er wiederholt das öfter, und es ſieht in der That recht artig aus, koſtet auch weder Menſchen noch Vieh einen ſchweren Athemzug. — Das Schwitzbad zu beſuchen will ich Niemanden rathen, der empfindliche Nerven hat. Eine gewölbte kleine Kammer iſt über einem Schlunde erbaut, der ſtets raucht, und einen erſtickenden Schwefelgeruch ausdampft. Für manche Krankheit ſoll das Bad doch ſehr heilſam ſeyn, und das glaube ich gern; nur meine ich faſt, es ſey beſſer krank zu bleiben, als hier alle Tage Stundenlang zu erſticken.

Durch ſehr rauhe Wege kehrt man vom See Agnano auf die Landſtraße von Puzzuoli zurück. Hat man das Meeres Ufer erreicht, ſo ſtößt das Auge an die kleine Inſel Niſida, eigentlich nur ein kleiner Berg, der ſich von allen Seiten ſteil aus dem Meere erhebt, grün bewachſen iſt, und einen artigen Anblick gewährt. Er ſoll vormals mit dem feſten Lande zuſammengehangen, und zu der Villa des Lucullus gehört haben. Im Mittelalter hieß dieſe Inſel San Salvadore. Conſtantin der Große — ſo nennen ihn die Mönche — ſchenkte ihn den Mönchen. Jetzt iſt eine kleine Quarantaine daſelbſt errichtet. Kauffartheiſchiffe werden in dieſer Abſicht dahin geſandt. Schiffe habe ich auch wirklich da liegen ſehen, aber was die Quarantaine betrifft, ſo hält man es, für einige Piaſter, damit nach Belieben. Das merkwürdigſte von dieſer Inſel iſt, daß ein junger Frankfurter Kaufmann, Namens Eſtermann (wo ich nicht irre) ſie gekauft hat, und kultiviren will. Der Einfall iſt um ſo ſonderbarer, da die Luft daſelbſt ſchon bei den Alten durch ihre Ungeſundheit übel berüchtigt war. Auch wird manches Jahrzehend verſtreichen, ehe ſein Kapital ſich verzinſen wird.

Bei Fortſetzung des am Seeufer angenehm ſich hinziehenden Weges, erblickt man nun auch den Neuenberg (monte nuovo), an dem gar nichts zu ſehen iſt, denn er ſieht aus wie alle andere Berge. Daß er erſt vor ein paar hundert Jahren plötzlich entſtanden, ſoll ihn merkwürdig machen; aber ich meine, alle die Berge hie herum ſind gleichen Urſprungs, hundert Jahre früher oder ſpäter, das kommt auf eins heraus.

Jetzt halten wir vor dem Thore von Puzzuoli, ſteigen aus, und klimmen rechter Hand zu Fuß einen ſanft abhängigen Hügel hinauf, bis man uns ein Thor öffnet, welches

ſich von allen andern Thoren in der Welt dadurch unterſcheidet, daß es nicht irgend ein Gebäude, ſondern eine große runde Ebene verſchließt, die rings umher mit ſteilen nackenden Felſenwänden eingefaßt iſt. Dampfte, beim Eintritt in dieſes Thor, dem Reiſenden nicht Schwefelgeruch entgegen, ſo würde er nie glauben, der fürchterlichen Solfatara ſo nahe zu ſeyn, denn was er ſieht, verkündigt er einen Park, als eine unterirdiſche Werkſtatt der Hölle. Freilich überzeugt der erſte Blick, den man umher wirft, daß hier vormals der Krater eines feuerſpeienden Berges geweſen, aber man wandelt lange Zeit recht lieblich einen geſchlängelten Fußpfad zwiſchen Kaſtaniengebüſch, und nur der kleinſte Theil dieſer Ebene, zu welchem man erſt zuletzt gelangt, iſt nackt und graulich anzuſchauen. Sobald man aus dem Gebüſch heraustritt, macht man Halt, um einem Kerl zuzuſehen, der einen großen Stein hebt, und ihn mit aller Gewalt gegen den Boden wirft. Sogleich bebt die Erde, und ein dumpfes unterirdiſches Rollen beweißt, daß man nur auf dünner Rinde wandelt, welche ewige Gluten deckt. Das Experiment, welches öfter wiederholt wird, iſt ein wenig ängſtlich anzuſehen und anzuhören. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß das dünne Gewölbe, immer an einer und derſelben Stelle geſchlagen, doch endlich einmal durchbrechen mögte, zumal wenn man weiß, daß viele Naturkundige mit Gründen behaupten, dieſer Vulkan ſey noch gar nicht ausgebrannt, ſondern werde gewiß einſt plötzlich ſeine Stelle unter den activen Vulkanen wiederum einnehmen. — Der Rauch, den man hie und da hervorquillen ſieht, giebt dieſer Vermuthung noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Einige Schritte weiter ſtößt der Führer eine Schaufel in den Boden, holt ein wenig Erde heraus, und muthet dem Reiſenden zu, die Hand darauf zu legen, welches dieſer thun

mag, wenn er Luſt hat, ſie zu verbrennen. Die ganze Bergwand an dieſer Seite raucht; ein dicker Qualm aber erhebt ſich aus einem Schlunde, den man mit einer Mauer eingefaßt hat. Ein Blick hier hinein, iſt ein Blick in die Hölle. Zwar ſieht man keine Flammen, aber man pflegt eine große Menge Ziegel hineinzuwerfen, damit der Schwefel ſich daran hängen ſoll, der in den Monaten Juli und Auguſt eine reiche Erndte giebt. Dieſe mit goldgelbem Schwefel dick überzogenen, und im dickſten Rauche liegenden Ziegel, ſehen natürlich aus, als ob ſie glühten, und die große Hitze, die man in der Nähe ſpürt, macht die Täuſchung vollkommen. — Weiter iſt auf dieſer gräßlichen Ebene nichts zu ſehen. Man iſt froh, wenn man ſie wieder im Rücken hat.

Der Cicerone geleitet den Fremden durch einen weit unbequemern Fußſteig wieder herab, um ihm einige Pflaſterſteine zu zeigen, die er via appia nennt, und mehrere alte Mauern, die er für römiſche Palläſte ausgiebt. Endlich erreicht man das Amphitheater, welches faſt eben ſo groß war, als das Coliſeum zu Rom, deſſen Trümmer aber bei weitem nicht ſo merkwürdig ſind. Inwendig iſt alles mit Erde und Bäumen bedeckt, und der Hügel, von welchem man die Arena betrachtet, iſt ein künſtlicher Hügel, dem die ehemaligen Sitze des Volks zur Unterlage dienen. Weiß man nichts davon, ſo wird man inwendig nie errathen, daß man ſich in einem berühmten Amphitheater befindet. Eine demüthige Weinbergshütte ſteht auf dem Platze, wo einſt, nach Suetons Erzählung, ein ſtolzer Senator ſich beleidigt fand, daß man ſeiner im Gedränge nicht achtete, und dadurch ſogar ein Geſetz Kaiſer Auguſts veranlaßte. Jetzt iſt hier keine Rangſtreitigkeit, der Winzer lebt mit ſeinen Schweinen und Kühen in vollkommner Gleichheit und Eintracht, und die Behältniſſe, in welche man vormals wilde Thiere

ſperrte, dienen ihm zu Kellern und Ställen. Von außen ſind noch einige Portiken und Corridors ziemlich wohl erhalten, aber man hat ſie durch einige Kapellen verunſtaltet, und eine neuere Inſchrift erzählt, daß der heil. Januarius hier eine Märtyrerkrone errungen.

Ziemlich unbefriedigt ſetzt man die Wallfahrt fort, und hofft auf den Tempel der Diane, der nun erſcheinen ſoll. Lieber Himmel! da drüben im Weinberge ragt ein Stück altes Gemäuer hervor, das iſt der Tempel der Diane. Man könnte es eben ſo gut mit jedem andern Namen taufen. Vielleicht iſt der Tempel des Neptun merkwürdiger? — ach nein! da liegt er grade gegenüber. Der Trümmer ſind ein wenig mehr, aber nichts verräth ſeine alte Beſtimmung. Cicero ſagt irgendwo: „Da liegt Puzzuoli vor „uns, aber wir ſehen nicht unſern Freund Avienus, der „vielleicht in dieſem Augenblick unter dem Porticus des Neptun ſpazieren geht." — Jetzt iſt da kein Porticus, wo man ſpazieren gehen kann, ſondern bloß ein gemeiner Taubenſchlag klebt an der Mauer, die einſt den Cäſar opfern ſah, als er in den Krieg gegen Antonius zog.

Ich mag den Leſer nicht ermüden, indem ich ihm einen Catalog der prunkenden Namen liefere, die hier alten Steinhaufen beigelegt werden. Man geht noch an allerlei dergleichen vorüber. Bald ſoll es ein Landhaus des Cicero, bald ein Tempel der Nymphen ſeyn. Des Beſchauens werth iſt nur der Tempel des Jupiter Serapis, von dem noch drei ſtehende und einige liegende Säulen, zwei und zwanzig Kammern rings umher, ein ſchöner, mit weißem Marmor Quadern gepflaſterter Fußboden, eine runde Erhöhung zum Opfern, Ringe von Bronze, an welche die Opferthiere gebunden wurden, und mehre Trümmer zu ſehen ſind. In dieſen Kammern harrten einſt die Kranken auf weiſſagende

Träume. Hätte der König nicht zwei und zwanzig der ſchönſten Säulen wegbringen laſſen, ſo würde dies ſchöne Denkmal des Alterthums noch weit impoſanter ſeyn. Es iſt erſt vor fünfzig Jahren entdeckt worden, und lag vermuthlich lange unter Meereswellen begraben, denn die Meerwürmer, die man deshalb Lithophagen nennt, haben bis zu einer gewiſſen Höhe die Säulen ſehr zerfreſſen.

Im Vorbeigehen mag man zuletzt noch einen Blick auf die Ruinen des alten Molo werfen, den man gewöhnlich die Brücke des Caligula nennt, und dabei das Mährchen erzählt, Caligula habe ſie bis Bajä hinüber fortbauen wollen. Jetzt ſcheint es nur noch, als habe man große Steine in grader Linie, gleichſam um einen trockenen Steg zu machen, in die See geworfen. Es iſt gar nichts davon zu ſehen; und faſt möchte ich behaupten, das ſey der Fall mit zwei Dritteln aller ſolcher Ruinen, welchen bloß Erinnerung und Ehrfurcht vor dem Alterthum noch eingebildeten Werth leihen können.

---

2. Theater zu Neapel.

Als ich hier zum erſtenmale das Theater beſuchte, welches das Florentiner (dei fiorentini) genannt wird (nach der Straße, in welcher es liegt,) da hatte man ein neues Stück angekündigt: Maxwell und Malwin. Die Deutſchen müſſen nicht glauben, daß die Comödienzettel in Italien ſo unterrichtend ſeyn, wie bei uns; in Neapel werden vollends gar keine gedruckt, ſondern man begnügt ſich, an beiden Eingängen der Straße, in welcher das Theater befindlich, eine hölzerne Tafel an einem Stricke ſo aufzuhängen, wie an mehrern Orten die Laternen aufgehängt werden, nehmlich über der Mitte des Weges

in

in der Luft ſchwebend. Auf dieſer Tafel ſteht mit großen Buchſtaben geſchrieben 1) der Name des Theaters, 2) der Titel des Stücks, 3) der Tag der Aufführung, allenfalls noch mit hinzugefügter Stunde des Anfangs. Endlich ſteht zuweilen, aber ſelten, ganz unten noch eine kleine Bemerkung, zum Exempel: mai più representata (iſt noch nie geſpielt worden,) oder: auf allgemeines Verlangen wiederholt, und dergl. Außer dieſer ſchwebenden lakoniſchen Einladung, ſind nur noch ein paar dergleichen auf einigen Hauptplätzen Neapels an die Mauer geheftet. Man erfährt alſo durchaus nichts, als den trocknen Titel des Stücks. Wer der Verfaſſer und ob es Original oder Ueberſetzung? welche Perſonen darin vorkommen? wer die Rollen ſpielt? was die Entree koſtet? u. ſ. w. von alle dem kein Wort. Man muß geſtehen, daß wir Deutſche es in Comödienzetteln viel weiter gebracht haben; bisweilen liegt ein wahrer Schatz von Kenntniſſen in unſern Comödienzetteln, und ich getraue mich zu behaupten, daß ein Philoſoph wie Voltaire's Zadig aus ihnen vielleicht die Sitten und den Charakter der Einwohner größtentheils errathen könne, in deren Mitte ſie gedruckt worden. Hält man mich beim Wort, ſo vergönne man mir eine kleine Abſchweifung: aus einem Berliner Comödienzettel zum Exempel ſchließe ich: daß die Berliner ihren König ehren — daß ſie das Neue lieben — daß ſie ein wenig bequem ſind — daß ſie Beſcheidenheit zu ſchätzen wiſſen — daß ſie die Sitten der Franzoſen nicht angenommen haben — daß ſie gern zukünftige Dinge vorher wiſſen mögen — daß ſie Gaſtfreiheit üben — und Gott weiß, was ſich noch alles daraus entziffern ließe. Hier iſt der Beweis: die Berliner ehren ihren König, denn — ich leſe, daß zur Feier ſeines Geburtsfeſtes ein Prolog geſprochen wird. Sie lieben das Neue, denn — ſonſt wür-

de man bei neuen Stücken die Bemerkung nicht hinzufügen, daß es zum Erſtenmale gegeben werde. Sie ſind bequem, denn — ſie laſſen ſich nicht bloß unterrichten, wann das Stück anfängt, ſondern auch, wann es aufhört, damit ſie ſicher ſind, daheim den Tiſch gedeckt zu finden. Sie ſchätzen Beſcheidenheit, denn — der berühmte Iffland läßt ſeinen Namen ohne Herr drucken. Sie haben die Sitten der Franzoſen nicht angenommen, denn — wenn ſie um ſechs Uhr zu Mittag ſpeiſeten, ſo könnte das Schauſpiel nicht um halb ſechs Uhr ſeinen Anfang nehmen. Sie mögen gern zukünftige Dinge vorher wiſſen, denn — das Repartorium der ganzen Woche wird ihnen für ſechs Pfennige feil gebothen. Sie üben Gaſtfreiheit, denn — alle Augenblicke findet man Gaſtrollen angezeigt. Was läßt ſich gegen meine Schlüße einwenden? in Neapel muß ich es wohl bleiben laſſen, dergleichen zu drechſeln; da ſitze ich und erwarte mit gebührender Reſignation die neue Bekanntſchaft der Herren Marwell und Malwin. Aber ſiehe da, es ſind alte Bekannte, ich erinnere mich ihrer, ſo bald der Vorhang aufgerollt worden, es iſt der Opfertod, eines von meinen vielen Kindern, die, bald gehätſchelt, bald gemißhandelt, in der weiten Welt herum laufen. Dieſes hier durfte ſich eben nicht über Mißhandlung beklagen; das Stück war treu und gut überſetzt, wurde brav geſpielt, herzlich aufgenommen, und mußte, obgleich ſchon eine andere Vorſtellung angekündigt war, am andern Tage wiederholt werden.

Nur drei kleine Veränderungen hatte man ſich zu machen erlaubt, und dieſe Veränderungen ſind es eben, um deren willen ich der ganzen, übrigens unbedeutenden Begebenheit erwähne, denn ſie ſcheinen mir eben ſo viele Charakterzüge der Italiäner. Im erſten Akt hat man

die Scene **weggelaſſen**, wo der hungernde Vater die Semmel in ſeines Kindes Hand gewahr wird, und, vom Hunger überwältigt, einigemal im Begriff ſteht, ſie ihm zu entreißen, allein ſein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß ſein guter Knabe ſelbſt halb verſchmachtet iſt. Eine ſolche Darſtellung iſt alſo dem Volke zu ſtark, in deſſen Mitte einſt Ugolino verhungerte. Auf allen ihren Straßen ſehen ſie täglich die ſcheußlichſten Scenen des Elends, und gehen ungerührt vorüber, aber auf der **Bühne** werden ſie zu ſehr davon angegriffen. Ich habe in Deutſchland ähnliche Urtheile darüber gehört: ich kann mir aber nicht helfen, ich rechne die Scene doch immer unter die beſten, die ich jemals geſchrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man dabey ſagen würde, wenn ſie in einem Stücke von Shakeſpeare vorkäme, deſſen **Lear** übrigens weit gräßlicher iſt.

Die zweite Veränderung iſt ein **Zuſatz**. Ich habe nehmlich zu Anfang des zweiten Akts einen öffentlichen Garten geſchildert, in welchem ſpaziert, geſpielt, gegeſſen, getrunken, kurz alles das getrieben wird, was an ſolchen Orten getrieben zu werden pflegt. Bey mir erſcheinen jedoch aus guten Urſachen lauter Mannsperſonen, auch greifen die einzelnen, dem Scheine nach abgeriſſenen Scenen, alle in das Ganze ein. Das war dem Italiäner zu einförmig. Mit dem Geſchmack ſeiner Nation vertraut, ſetzte er auch zwei **Damen** an ein Tiſchchen, welche ſich von der **Eiferſucht ihrer Männer** unterhalten. Ob das übrigens hieher paſſe oder nicht? ob es den Zuſammenhang zerſtückle oder nicht, das gilt ganz gleich.

Die dritte Veränderung iſt abermals ein **Zuſatz**. Bei mir rettet ein biederer Packträger den unglücklichen Maxwell aus den Wellen der Themſe, und ſchlägt jede Be-

lohnung edelmüthig aus. Das war dem Italiäner nicht genug. Bei ihm macht er noch die ſilbernen Schnallen aus den Schuhen und bezahlt damit dem hartherzigen Hausherrn Maxwels ſchuldige Miethe. Ich wiederhole es: dieſe drei Veränderungen kommen mir ſo charakteriſtiſch vor, daß ſich die wichtigſten Reſultate daraus herleiten laſſen. Ein Volk, das nur durch romantiſchen Edelmuth gerührt wird, iſt des wahren Edelmuths ſelten fähig; einem Bränteweintrinker ſchmeckt der Wein nicht. Wer Scenen des höchſten Elends — hier ein gewöhnliches Straßenſchauſpiel — auf der Bühne nicht ſehen mag, der beweiſt, daß er auf der Straße ſein Auge davor verſchließt, und in der That iſt das der Fall. Nur ein Beiſpiel unter Tauſenden. Ich ging eines Tages auf dem Molo ſpazieren, es hatte ziemlich ſtark geregnet, das Pflaſter war feucht und ſchmutzig. Ein Knabe von etwa dreizehn Jahren lag ganz nackend in der Mitte der Straße, denn ein paar handbreite Lumpen, die ſeine Schaamtheile bedecken ſollten, aber nicht bedeckten, kann ich für keine Bekleidung gelten laſſen. Er lag da in ſich gekrümmt, der Kopf ruhte auf dem Pflaſter, er richtete ſich nie auf, bettelte auch nicht eigentlich, ſondern wimmerte bloß. Viele hundert Menſchen gingen an ihm vorüber — ich habe genau Achtung gegeben — die meiſten ſahen gar nicht hin, ſondern ſetzten ihr Geſpräch fort, als ob ſie gar nicht ahndeten, daß dieß nackte wimmernde Weſen ein Menſch ſey. Die Wenigen, die hinſahen, thaten es weder mit Mitleid, noch mit Eckel, ſondern mit dem unbefangenen Blicke, den man zu haben pflegt, wenn das Auge zufällig auf einen gleichgültigen Gegenſtand fällt. Auch mehrere Mönche, die immer ſechs oder acht Mann hoch paarweiſe ſpazieren gehn, ſtreiſten mit ihren Kutten an

ſeine Blöße, (ja wahrlich! ſo nahe gingen ſie vorüber) aber ihre frommen ſchielenden Blicke ſahen das verſchmachtende Kind nicht, und auf ihren dummen Geſichtern war eben ſo wenig zu leſen, als auf dem Hintertheil eines Menſchen. — Doch ich breche hier ab. Der lebhafte Unmuth wägt die Worte nicht.

Die Schauſpielergeſellſchaft der Florentiner iſt grade nicht vortrefflich, aber doch gut. Der alte Pinotti zeichnet ſich ganz beſonders aus; er dürfte in komiſchen und treuherzigen Rollen ſich mit den beſten unſerer Deutſchen Schauſpieler meſſen (etwa Iffland und Weidmann ausgenommen) auch iſt er ein großer Liebling des Publikums, dem ein frohes Gemurmel entſchlüpft, ſo oft er erſcheint. Die erſte Liebhaberinn iſt etwas zu alt und auch ein wenig manierirt. Der erſte Liebhaber hat mir beſſer gefallen, als er den Neapolitanern zu gefallen ſcheint. Sie können ihn nicht leiden, ich weiß nicht warum. Er hat die ſchwere Rolle des Maxwell, bis auf einige Kleinigkeiten, ſehr brav dargeſtellt. Eines Tages darauf ſah ich den Hausverkauf von Düval, und noch ein anderes Stück aus dem Franzöſiſchen: das Geheimniß und die Eiferſüchtige (das letzte wird in Berlin als Oper, bloß unter dem Titel das Geheimniß geſpielt) man ſieht, daß die Italiäner ſich bloß mit Ueberſetzungen behelfen, denn außer ihrem matten Federici, haben ſie keinen jetzt lebenden Originaldichter. Es verſteht ſich, daß ich nur vom Luſtſpiel und Drama ſpreche; denn die tragiſche Muſe hat Italien mit einem ihrer Lieblinge, Alfieri, beſchenkt.

Das Vergnügen, welches man im Theater der Florentiner genießen könnte und wirklich genießt, wird ſehr durch die Lebensgefahr verbittert, der man ſich beim Hinein- und Herausgehen Preis geben muß. Man denke ſich eine Straße

in der es nur zwei neapolitaniſchen Kutſchern möglich iſt, einander auszuweichen, wobei ſie nicht umhin können, die Bäuche der an die Wand gepreßten Fußgänger zu ſtreifen. „Was kümmert das mich?“ mögte Jeder denken, der Geld genug hat, einen Wagen zu bezahlen; „ich fahre, und kehre mich den Henker daran, ob meine Räder ein halbes Dutzend Menſchen zerquetſchen oder nicht.“ — Mit Erlaubniß, Herr Egoiſt, auch das Fahren ſchützt ihre eigene werthe Perſon noch lange nicht. Ich bin das erſtemal auch gefahren, aber — die enge Straße iſt zugleich ſehr abhängig und mit wohlbehauenen Quaderſteinen gepflaſtert; da muß der Wagen ſehr leicht ſeyn, wenn die Pferde vermögend ſeyn ſollen, ihn aufzuhalten. Die armen Thiere ſtraucheln und ſchurren alle Augenblicke, und ich war keine zwanzig Schritte entfernt, als das eine derſelben ſtürzte und fürchterlich ſchnaubend unter der Deichſel lag. Wir mußten über Hals über Kopf aus dem Wagen ſpringen, und froh ſeyn, ſo abzukommen. Seitdem zog ich das Zu-Fußegehen vor, es iſt doch minder ängſtlich. Da läßt man ſich nun durch den Bedienten eine Fackel vortragen, aber dieſe Fackel muß ſchon ausgelöſcht werden, wenn man wenigſtens noch funfzig Schritt vom Theater entfernt iſt, vermuthlich, weil man unmöglich mit einer brennenden Fackel den gedrängten Haufen durchſchneiden könnte, ohne den Leuten die Haare und die Kleider zu verſengen. Man könnte auf dieſer Weite von funfzig Schritten die Fackel auch wohl recht gut entbehren, wenn nur das Policeigeſetz befolgt würde, welches verordnet, daß auch kein Wagen weiter als bis zur Straßenecke fahren ſoll. Dies Geſetz hat aber das Schickſal aller Polizeigeſetze: Anfangs iſt darüber gehalten worden, jetzt kehrt ſich niemand mehr daran, wenigſtens glaubt der vornehme Uebermuth ſich davon dis-

penſiren zu können; man hat alſo mit Pferdeköpfen und Deichſeln und Rädern bei jedem Schritte zu kämpfen. Hat man ſich endlich bis zum Eingange durchgeſchlagen, ſo findet man einen Gang und eine Treppe, beide höchſtens fünf Fuß breit. Durch dieſe Schlucht wälzt ſich der ganze Menſchenſtrom auf und nieder, und dieſe Schlucht iſt der einzige Aus- und Eingang. Sollte einmal Feuer hier auskommen, ſo lege ſich nur jeder ruhig in ſeiner Loge nieder, und laſſe ſich ſchmoren, an Rettung iſt nicht zu denken. So iſt eins der königlichen Haupttheater beſchaffen.

Das Inwendige iſt eben nicht groß, aber recht artig; fünf Reihen Logen erheben ſich über einander. Das Ganze hat, wie hier alle Theater, die Geſtalt eines Hufeiſens, und ich glaube in der That, daß dieſe Form wohl die beſte ſeyn mag. Es wird viel Raum dadurch gewonnen, und kann überall gut ſehen. Die Dekorationen ſind ſehr mittelmäßig, der Vorhang bedeckt nicht einmal ganz die Bühne; man wird auf beiden Seiten, durch einen mehr als handbreiten Raum, ſehr deutlich die erſten Couliſſen gewahr. Da haben denn freilich die Schauſpieler nicht nöthig, ſich große Löcher in den Vorhang ſelbſt zu reißen. — Die Hitze iſt unausſtehlich. Eine große runde Oeffnung in der Decke würde dieſer Beſchwerde abhelfen, wenn man ſie nicht gleich verſchlöſſe, ſobald der Kronleuchter hinaufgezogen worden. Oeffnet man die Loge, ſo iſt der Zug unleidlich. — Von der ſehr guten Opera buffa, welche hier auch gegeben wird, will ich, um nicht zu lange bei einem Gegenſtande zu verweilen, an einer andern Stelle reden.

Das Theater San Carlo.

Das erſte in Neapel und das größte in Europa. Ich habe es erſt ein einziges mal geſehen, aber in ſeiner gan-

zen Pracht. Es war am Feſte des Heiligen, der ihm den Namen geliehen. Die Königliche Familie hatte ſich im größten Prunk eingefunden. Die Prinzeſſinnen flimmerten von Diamanten. Alle Logen waren mit geputzten Damen garnirt, welche alles, was ſie nur von Brillanten hatten auftreiben können, an dieſem feſtlichen Tage zur Schau trugen. Hier galt es, geſehen zu werden, und dieſer höchſte weibliche Genuß war hier in ſeiner ganzen Fülle zu erreichen, denn an der Brüſtung jeder Loge prangte ein vergulbeter Wandleuchter, und auf jedem derſelben flammten drei Wachsfackeln. (Ich ſage mit Fleis Fackeln, nicht Lichter.) Da nun das Haus in ſechs Reihen acht und neunzig Logen zählt, ſo kann man ſich vorſtellen, daß zweihundert vier und neunzig Wachsfackeln verbunden mit der gewöhnlichen Beleuchtung der Kronleuchter u. ſ. w. einen künſtlichen, aber hellen Tag ſchufen. Vormals waren noch obendrein die Logen von außen mit Spiegeln bekleidet, aber das ſoll, wie natürlich, ſo ſehr geblendet haben, daß man jetzt, ſtatt der Spiegel, eine einfache und geſchmackvolle Mahlerei, grau in grau gewählt hat: Genien, die Blumenguirlanden halten, dazwiſchen Adler und Leiern, das Ganze mit niedlichen Arabesken verziert. Nur der Plafond iſt bunt, viel zu bunt, und ſehr mittelmäßig gemahlt. Das gewaltig große Parterre, in dem kein Unterſchied ſich befindet, iſt in lauter Sitze mit Armlehnen abgetheilt, die faſt zu breit und bequem ſind, und verurſachen, daß weniger Menſchen Platz haben, als ſonſt der Fall ſeyn würde. Jetzt kann man, vermittelſt dieſer Sitze, ſehr leicht berechnen, wie viel Menſchen das Theater faßt: höchſtens drittehalbtauſend. Die allzuſtarke Beleuchtung würde den Decorationen Schaden gethan haben, wenn ſie nicht ohnehin mittelmäßig wären. Der Vorhang iſt ſogar

unter der Kritik, und Niemand kann errathen, was das darauf befindliche Gemählde vorſtellen ſoll.

Daß die Königliche Familie gegenwärtig ſeyn werde, wird zwar nie auf der Anſchlagstafel ausdrücklich verkündigt, aber Jedermann weiß es, ſo bald darunter ſteht: der Anfang iſt um vier und zwanzig Uhr. Daraus folgt indeſſen noch nicht, daß das Spektakel würklich um dieſe Zeit ſeinen Anfang nehmen werde, denn die Königliche Familie nimmt durchaus keine Rückſicht auf das Publikum, ſondern kommt, wenn es ihr beliebt. Zuweilen zwei Stunden ſpäter, zuweilen auch wohl eine halbe Stunde früher. Beides ſteht nicht fein.

Es war eine Opera seria angekündigt, von der ich ſprechen werde, ſo bald ich ſie geſehen habe; denn da es dem erſten Tenor beliebt hatte, einige Tage vorher ſpazieren zu reiten und faſt den Hals zu brechen, ſo mußte am prächtigen Sanct Carls Feſte die kleine Opera buffa aushelfen, zu großer Unzufriedenheit der Neapolitaner. Man begann das Schauſpiel mit einem prächtigen Ballet in fünf Akten, und ſiehe da, wiederum ein alter Bekannter, nehmlich meine Sonnenjungfrau zum Ballet umgeſchaffen. Die einzige ſehr alberne Veränderung beſtand darin, daß man, ſtatt Rolla, einen engliſchen Geſandten eingeführt, auch Alonzo zum Engländer gemacht hatte. In dem Geſandten erkannte er einen alten Freund, und der ließ engliſche Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen anrücken, welche das liebende Paar befreiten. Auch das Kind, welches die Sonnenjungfrau noch in ihrem Schooße trägt, hatte der Herr Balletmeiſter hervorgezaubert; es war ein artiger Knabe von vier oder fünf Jahren, der durch ſeine rührende Pantomime großen Eindruck auf die Herzen der Zuſchauer machte. — Die neapolitaniſchen

Gardeſoldaten ſind vortrefflich zu gebrauchen, nehmlich auf dem Theater, denn am Schluſſe des Ballets war ihnen ein artiger marſchirender Tanz einſtudirt, in welchem ſie, nach einzelnen Schlägen einer Trommel, eine große Mannichfaltigkeit von Figuren, Kreuze, Cirkel, Quadrade, ſchiefe und grade Linien mit großer Fertigkeit bildeten. Immer ſchlangen ſich die Tänzer und Tänzerinnen zwiſchen ihnen hindurch; bald hatten ſie die Bajonette auf die Flinten gepflanzt, bald nahmen ſie dieſelben wieder ab, und die Tänzerinnen ſteckten ihnen Palmenzweige darauf. Die ganze Spielerei nahm ſich ſehr artig aus, und die funfzig oder ſechszig Mann, deren keiner unter ſechs Schuhe maß, in knapper engliſcher Uniform, gewährten dem Auge einen ſchönen Anblick. — Die erſte Tänzerinn, Signora Trabatoni, tanzt nicht übel, iſt aber eine kleine, ſehr dicke Perſon, deren ungeheurer Buſen unaufhörlich quabbelt, und ſie durch ſeine Schwere aus dem Gleichgewicht zu bringen droht. Der erſte Tänzer, ein windiger Franzoſe, Beaulieu, der den Neapolitanern weiß gemacht hat, er ſey einer der erſten Pariſer Operntänzer (von dem ich aber in Paris nichts vernommen habe,) iſt ein ganz unbedeutender Menſch, und erhält dennoch für ſeine alltäglichen Sprünge — horribile dictu — ſechstauſend Dukaten Gehalt, ſammt mehrern Emolumenten. Der Balletmeiſter heißt Gaetano Gioja, iſt vormals eine Zeitlang in Wien geweſen, wo ſeine Kunſt, ſo viel ich weiß, auch keine Bewunderung erregt hat.

Es iſt eine ſonderbare, aber für den Zuſchauer ſehr angenehme Mode, daß man in Italien zu einer Opera ſoria immer zwei Ballets giebt, ein heroiſches und ein komiſches. Zwar begreife ich nicht, wie man das ewige Einerlei dieſer Pas und Sprünge nicht endlich müde

wird, denn hat man in ſeinem Leben ein Solo tanzen ſehn, ſo hat man für ewige Zeiten alle geſehen; aber eine gute Pantomime iſt allerdings eine frohe und und geiſtreiche Unterhaltung. Nur Schade, daß die eigentliche Pantomime immer mehr und mehr in Verfall geräth, die Balletmeiſter fühlen ſelbſt, daß ſie nichts davon verſtehen, ſie müſſen immer große Bücher drucken laſſen, weil ſonſt Niemand weiß, was ſie haben wollen; und außer den ſogenannten Argumenten (ſo nennen ſie drollig genug den Plan des Ballets) müſſen ſie ſogar noch ihre Zuflucht zu allerlei transparentem Geſchreibſel auf der Bühne ſelbſt nehmen. Ein gut gedichtetes Ballet muß verſtändlich ſeyn, ohne irgend einige Zuthat; dergleichen waren Alcina und das Waldmännchen, die vor einigen Jahren in Wien entzückten, von Traſieri, dem beſten Balletmeiſter, den ich in dieſer Hinſicht kennen lernte. — Das heutige komiſche Schlußballet ſoll gleichfals ganz Wien entzückt haben — wenigſtens behauptet ſolches Herr Gioja — es heißt: der Schneider-Vormund, und iſt allerdings drollig, zumal da die Begebenheit ſich würklich hier in Neapel zugetragen haben ſoll. Ein junger Officier liebt das ſchöne Mündel eines Schneiderleins, vom langfingrigen Vormund ſelbſt zur Hausfrau erkohren. Der Officier miethet ein Zimmer im nächſten Hauſe, Wand an Wand mit der Kammer ſeiner Schönen. Eine verborgene Thür wird practicirt, und Kleider werden davor gehangen, um ſie den Augen des Eiferſüchtigen zu verſtecken. Auf dieſe Weiſe beſuchen ſich die Liebenden nach Gefallen. Eines Tages will ſich der muthwillige Jüngling den Spaß machen, ſeiner ſchönen von ihrem Vormund ſelbſt das Maaß zu einem neuen Kleide nehmen zu laſſen. Er putzt ſie vorher ein wenig vornehm heraus, und läßt dann den Schneider rufen,

der natürlich ſeine Mündel ſogleich erkennt, dem es aber ins Geſicht mit gehöriger Impertinenz abgeleugnet wird. Um ſich zu überzeugen, läuft er ſchnell nach Hauſe, aber noch ſchneller ſchlüpft das Mädchen wieder hinüber, und ſitzt ganz ehrbar bei dem Strickſtrumpf. Man kann denken, zu welchen drolligen Scenen dieſer ſtette Wechſel Veranlaſſung giebt. Alles kommt dabei auf den Schneider an, der aber von einem Signor Laneri nur mittelmäßig geſpielt wurde. Es verſteht ſich, daß die Bühne der Länge nach in zwei Theile getheilt iſt, und man folglich in zwei Zimmern zugleich die Handlung vorgehen ſieht.

Das Theater San Carlo wird gewöhnlich einem Unternehmer (impressario) überlaſſen; da aber die Künſtler und Künſtlerinnen ſo ungeheure Summen fodern und erhalten, auch noch jährlich mit ihren unverſchämten Foderungen ſteigen, (wie das Beiſpiel des unbedeutenden Herrn Beaulieu beweiſt) ſo iſt es einem Unternehmer faſt nicht möglich, ohne ſeinen Schaden, das Publikum zu befriedigen. Daher fand ſich in dieſem Jahre auch niemand, der es zu wagen Luſt hatte. Mehrere Edelleute mußten zuſammen treten, und ſich als Direktoren an die Spitze ſtellen. Etwas läßt ſich doch zur Entſchuldigung der Menſchen beibringen, die ihre frivole Kunſt weit höher anſchlagen, als die erſten Staatsbeamten ihre Dienſte. Es giebt nehmlich in Italien kein ſicheres Engagement, keine Penſion, keine Ausſicht für das Alter. Werden dem Sänger ſeine Kehle, dem Tänzer ſeine Beine untreu, ſo iſt er auch ſogleich ein Bettler, wenn er die Erndezeit nicht genutzt hat. Nicht einmal einige Jahre hinter einander darf der italiäniſche Künſtler auf eine ſichere Verſorgung zählen, denn man engagirt hier nicht auf Jahre, ſondern nur auf Jahrszeiten. Sind dieſe verſtrichen, ſo muß der Künſt-

ler wie ein Zugvogel weiter ziehen und ſein Futter ſuchen. Er iſt alſo nirgends zu Hauſe, kann ſeine Wirthſchaft nirgend einrichten, und braucht folglich mehr als jeder andere. Aus dieſer Urſache wäre die übermäßige Bezahlung ihm allerdings zu gönnen, wenn er würklich etwas für künftige magere Jahre zurücklegte, aber davon giebt es nur ſeltene Beiſpiele, und gewöhnlich hört mit dem Singen und Tanzen auch das Wohlleben bei ihnen auf. — Im Theater San Carlo iſt das Wohlleben auch unter den Zuſchauern Sitte, und zwar während des Zuſchauens. Man begnügt ſich aber nicht mit den bei uns gewöhnlichen Buffets, ſondern in den Corridors, jeder Logenthür gegenüber, iſt ein Klapptiſch an der Wand angebracht, der aufgeſchlagen, und von den Bedienten der in der Loge befindlichen Herrſchaft mit Confect und allerlei Erfriſchungen beſetzt wird. Der Hitze wegen ſtehen alle Logenthüren offen, und es wird fleißig zugelangt.

Die Straße, in welcher das Theater San Carlo liegt, iſt nicht allein breit, ſondern auch der große Largo di Castello ſo nahe, daß die Wagen ſich bequem ſtellen können, und die Fußgänger den ſchmählichen Tod des Räderns nicht zu befürchten haben. Doch muß die Königliche Familie, die jetzt in Portici wohnt, erſt weggefahren ſeyn, denn ihre Begleitung braucht gewaltig viel Platz. Die ſechs Pferde vor jedem Wagen ungerechnet, fährt der König nie ohne eine Bedeckung von zwölf Dragonern, eben ſo die Königin; Der Erbprinz hat deren acht, und jeder andere Prinz oder Prinzeſſin wenigſtens ſechs. Man kann ſich alſo vorſtellen, daß da wenigſtens ſechszig Mann wohl berittene Dragoner zuſammen kommen, deren ein guter Theil mit Fackeln verſehen iſt, und daß niemanden zu rathen ſeyn möchte, ſich früher heraus zu wagen,

bis dieſe Armee ſich in Marſch geſetzt hat. Als ich das ſo mit anſah, mußte ich an den guten König von Preußen denken, den nur der Segen ſeiner Bürger nach Hauſe begleitet, und dem, wenn er ſpazieren reitet, ein einziger Reitknecht in einer ſo großen Entfernung folgt, daß man noch zweifeln muß, ob er zu dem König gehöre.

3. Der Hiſtorienmahler Schmidt.

Er iſt ein Penſionair von Heſſen-Darmſtadt, und man verſichert, er ſey einer der beſten, wohl gar der beſte Geſchichtsmahler in Neapel. Wenn das iſt, ſo bedaure ich die Kunſt, denn Herr Schmidt mahlt nicht übel, aber der lebendige Athem des Genies iſt ſeinen Werken nicht eingehaucht. Zwar, eine ſchlafende Venus, die für ſein Meiſterſtück gehalten wird, iſt allerdings lieblich und von warmen Colorit — (die Verkürzungen wage ich nicht zu beurtheilen) — aber der Amor, der daneben ſteht, iſt ein altkluger Junge, der ausſieht, als wollte er zu ſeiner Mutter ſagen: es iſt nicht geſund, ſo lange zu ſchlafen. Dann hat ihm der Mahler ein paar Flügel angeſetzt, die ein Jagdkundiger in Verſuchung geräth, für Habichtsflügel zu halten. Ich machte Herrn Schmidt dieſe Bemerkung, allein er behauptete, es wären Hühnerflügel; er habe ſie nach der Natur gemahlt. Ich meine, Amor ſollte weder mit Habichts- noch mit Hühnerflügeln herumflattern.

Ein zweites Gemählde, auf das ſich der Künſtler viel zu gute thut, iſt Simſon, ruhend vom Kampfe mit den Philiſtern, dem Delila eine Schaale zur Erquickung reicht. Er könnte das Bild eben ſo gut für einen jungen Herkules, und die Dirne für Dejaniren ausgeben, ja, die Handlung iſt ſo alltäglich, daß ſie noch auf unzählige Helden des Al-

tertkums paſſen würde. Doch nein, Herr Schmidt hat geiſtreich dafür geſorgt, daß ein fleißiger Bibelleſer den Simſon erkenne, denn zu ſeinen Füßen liegt der berühmte Eſelskinnbacken, die mahleriſche Waffe des tapfern Jünglings. Es giebt wohl ſchwerlich einen erbärmlichern Gegenſtand für die Kunſt, und wenn einmal ein Unchriſt dieſes Gemählde betrachtet, der nicht das Glück hat, jenes Eſelswunder zu kennen, muß er nicht glauben, der ſchöne junge Mann ſtehe mit ſeiner Geliebten auf einem Schindanger? — würde man einem Tonkünſtler verzeihen, der, um Hirtenmuſik zu ſchildern, ein Kuhhorn ertönen ließe? — Der Held, der nicht mit dem Schwerdte focht, bleibe lieber ungemahlt, denn wenn die Einbildungskraft des Beſchauers ſtatt der Schwerdtſtreiche Ohrfeigen ſieht, ſo wird ihn ſelbſt Raphaels Pinſel in keine erhabene Stimmung verſetze .

Herr Schmidt findet das nicht, und ſcheint überhaupt ſeinen eigenen Werth lebhaft zu fühlen; denn er zeigt noch ein drittes unvollendetes Gemählde, die Sabinerinnen, welche ſich mit ihren Kindern zwiſchen die kämpfenden Römer und Sabiner ſtürzen. Es iſt bunt und kalt wie eine gefrorne Fenſterſcheibe. Ich warf die Bemerkung hin, daß ich vor kurzem denſelben Gegenſtand in Paris von David behandelt geſehen. Da meinte Herr Schmidt, Davids Compoſition ſey fehlerhaft, denn er habe die beiden König, Romulus und Tatius, zu Fuße gegeneinander geſtellt; da doch aus dem Livius und Plutarch erhelle, daß ſie zu Pferde geweſen. Nun muß ich ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſeine Könige ſitzen wirklich zu Pferde, Romulus ſieht aus, als wolle er ſpazieren reiten, und den Leuten befehlen, ihm Platz zu machen; Tatius ſchneidet ein Jammergeſicht. O großer David! fürch-

te nicht, daß ich mich ſo ſehr vergeſſen werde, eine Parallele zu ziehen. — Alles übrige abgerechnet, hat Herr Schmidt noch den unverzeihlichen Fehler begangen, das Intereſſe zu theilen, denn bei ihm ſieht man nicht bloß die ängſtlichen, um Frieden flehenden Weiber, man ſieht auch ſolche, die ihre erſchlagenen Gatten auf der Wahlſtatt finden, und ihren Tod beweinen. Noch obendrein ſind es Hauptfiguren. — Nebenwerk iſt freilich nur die Verzierung des Hintergrundes, aber ein Mann, der ſich ſo keck auf Livius und Plutarch beruft, hätte wiſſen ſollen, daß zur Zeit des Sabinerraubs, Rom nicht mit dieſen herrlichen Tempeln und Säulengängen von allen fünf Ordnungen prangte. Die erſten Tempel waren verzweifelt klein und unanſehnlich.

Landſchaften ſind nun vollends nicht Herrn Schmidts Stärke. Eine Nacht, welche Jaſons Flucht mit Medeen darſtellt, iſt weniger als mittelmäßig, obgleich der Künſtler mit wahrer Vaterliebe davon ſpricht.

---

4. Rega.

So heißt ein vortrefflicher Steinſchneider, ein würdiger Nebenbuhler Pichlers, der vorzüglichſte, den vielleicht Europa jetzt aufzuweiſen hat. Ich habe Paſten bei ihm geſehen, die einen Winkelmann täuſchen könnten. Er ſchneidet auch Portraits, und man kann ſich von ihm, um den mäßigen Preis von funfzig Unzen (etwas mehr als funfzig Dukaten) verewigen laſſen. Die berühmte Lady Hamilton habe ich zweimal bei ihm geſehen; auch das Portrait des Landſchafts-Mahlers Hackert. Beide laſſen nichts zu wünſchen übrig. Sein Vorrath von Köpfen in antikem Styl iſt anſehnlich, und der Anblick eines

Jeden

Jeden derſelben, zaubert in die ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt zurück. — Iſt man ſo glücklich auch ſeiner Gattin vorgeſtellt zu werden, und von ihrer Beſcheidenheit zu erlangen, daß ſie ein paar Sonaten auf der Harfe ſpiele, ſo hat man gewiß einige der angenehmſten Stunden in Neapel zugebracht, denn ſie iſt ihrer Kunſt faſt eben ſo Meiſterin, als ihr Gatte der ſeinigen.

5. Der Ritter Calcagni.

Es wäre ſchlimm, wenn jeder Menſch nur einen einzigen Zweck hätte, den er unabläſſig verfolgte, ohne weder links noch rechts zu ſchauen. Zwar würden dann die verſchiedenen Zwecke weit vollkommener erreicht werden, weil der Baum beſſer gedeiht, wenn ſein Saft nur eine Krone, als wenn er hundert Zweige zu ernähren hat; aber wo fände man alsdann Menſchen, welche das errungene Ziel angafften? bewunderten? die Reſultate der Bemühungen in ihren Nutzen verwendeten! Wir ſind ohnehin einſeitig genug; lebte vollends Jeder von uns nur einem einzigen Zwecke, ſo würde er für alles übrige eine unausſtehliche Apathie empfinden, das ganze Menſchengeſchlecht würde ſich in lauter Secten theilen, deren Jede die andere verachten und verhöhnen würde. Es iſt daher recht gut, daß es Blumen giebt, die nichts weiter zu werden ſtreben, als ſchöne, vollkommene Blumen; es iſt aber auch recht gut, daß es Bienen giebt, die von einer Blume zur andern gaukeln, ihre Rüſſel und Höschen füllen, und uns endlich das liefern, was die Blumen nicht liefern können — Honig. — Jedem Verdienſte Gerechtigkeit, und mit Freuden zolle ich ſie den Verdienſten des wackern Ritters Calcagni. Er iſt aus Palermo gebürtig, und ſeine einzige Beſchäftigung, an

der er mit ganzer Seele hängt, iſt das Sammeln der alten Münzen ſeines Vaterlandes, Sicilien. Die Sammlung, welche er bereits beſitzt, iſt auserleſen und vielleicht einzig, ohne gerade ſehr zahlreich zu ſeyn. Alle ſeine Münzen ſind vortrefflich erhalten, und eine große Anzahl derſelben kann an Schönheit und Vollendung mit den beſten Cameen wetteifern. Es verſteht ſich, daß er als Philoſoph ſammelt, daß er ſeine dem Anſchein nach trockenen Kenntniſſe fruchtbar zu machen ſucht, daß er die Geſchichte bereichert und manchen Nebel der Vorwelt zerſtreut. Ein Werk, an welchem er mehrere Jahre arbeitete, iſt in dieſem Augenblicke unter der Preſſe, und wird durch manche neue Entdeckung die Numismatiker und Geſchichtsforſcher in Erſtaunen ſetzen. Ich will verſuchen, ein paar Beyſpiele zu liefern.

Plautus in ſeinen Luſtſpielen, erwähnt zweier Könige von Syracus, die er Fintias und Liparo nennt. Nur der Dichter, nicht der Geſchichtſchreiber hat ihre Namen aufbewahrt, und weil die Geſchichtſchreiber gewöhnlich etwas vornehm auf die Dichter herabſehen, ſo hat man es dem ehrlichen Plautus nicht auf ſein Wort glauben wollen, daß dieſe Könige wirklich exiſtirt haben; ja, eine hochweiſe Akademie zu Paris ſoll ſogar einmal in einem ſehr gelehrten Memoire bewieſen haben, das ſey bloß ein Scherz des Luſtſpieldichters geweſen. Zwar kannte man ſchon einige Münzen von Fintias, aber man hielt ihn für einen Herrn von Agrigent, und vom König Liparo glaubte man vollends gar keine Spur mehr zu finden. Nun beweißt aber Calcagni durch mehrere von ihm entdeckte Münzen, daß Plautus kein Lügner, und Fintias wirklich König von Syracus war; denn erſtens gab man den Herrn von Agrigent nie den Titel Basileus (König); zweitens tragen ſeine Münzen das Bild der Diana Conser-

vatrix, welche, unter dieſem Titel, bloß von den Syra-
cuſanern verehrt wurde. Dem armen Liparo iſt es noch
wunderlicher ergangen. Calcagni hat entdeckt, daß man al-
lerdings Münzen von ihm beſitzt, aber daß man bis jetzt,
durch die Aehnlichkeit des Namens verleitet, glaubte, ſie
ſtammen von den Lipàriſchen Inſeln her. So ſind
alſo zwei Könige — die freilich beſſer gethan hätten, ſich
durch Thaten zu verewigen — wenigſtens dem Namen
nach wieder in ihre Rechte eingeſetzt worden, und — ich darf
ja wohl mit einigem Stolz hinzufügen, einem Schau-
ſpiel-Dichter gebührt das erſte Lob, ſie der Vergeſſen-
heit entriſſen zu haben. Wie mancher Fürſt blickt gering-
ſchätzig auf den Dichter herab, der vielleicht beſtimmt iſt,
nach ein paar tauſend Jahren der Nachwelt zu verkünden, daß
der Herr Fürſt — wenigſtens exiſtirt hat.

Vom Segeſt, der Segeſta gründete, beſitzt Calcagni
eine merkwürdige Münze mit Puniſcher oder Phöni-
ciſcher Inſchrift, alle folgende tragen Griechiſche
Buchſtaben. Das beweißt, daß die Puniſche Sprache, im
Anfang von Segeſts Herrſchaft, in Sicilien noch üblich
war, bald aber nach und nach erloſch. — Mehrere Münzen,
von dem abſcheulichen Tyrannen Agathocles, tragen die
Spuren des unausbleiblichen Richterſpruchs der Nachwelt.
Kaum war er todt, als das Volk eilte, ſein Andenken ſo viel
möglich auszurotten. Seine Münzen trugen auf einer Seite
das Bild der Diana, das Volk verwandelte es in einen
Jupiter imberbis; auf der andern den Donnerkeil,
das Volk prägte ſeinen Adler, das Sinnbild der Syracu-
ſaniſchen Freiheit darüber, und das geſchah mit ſolcher
Haſtigkeit, daß noch jetzt, auf vielen dieſer Münzen, die
Spuren des Dianenkopfs und des Donnerkeils deutlich zu
ſehen ſind. Vermuthlich haben ſie dem Tyrannen gleich

ein paar ſolche ungeprägte Münzen mit ins Grab gelegt, um dem Charon die Ueberfahrt damit zu bezahlen. Möchte doch jeder Tyrann den beſchämten Agatocles ſich mahlen laſſen, wie er vor dem finſtern Fährmann ſteht, und dieſer den umgeprägten Groſchen mit spöttiſchem Lächeln betrachtet. Wüßte ich doch kein treffenderes Bild, um den Gedanken an Sterblichkeit und Urtheil der Nachwelt zu vertrigen. Es wäre des Pinſels eines Guerin würdig. —

Von den Münzen, auf welche die Syracuſaner das Bild ihrer Schutzpatronin, der Nymphe Arethuſa prägten, beſitzt Calcagni eine große Anzahl, und es iſt äußerſt merkwürdig, daß man, in der Darſtellung ihres Kopfputzes, ſich immer nach der eben herrſchenden Mode gerichtet hat. Ihr Haar iſt auf unendlich verſchiedene Weiſe geſchmückt, und die oft ſonderbaren Moden ſcheinen deutlich zu beweiſen, daß ſie nicht in der Phantaſie des Künſtlers ihren Urſprung nahmen. Dieſe Münzen können für das älteſte Modejournal auf dem Erdboden gelten. Möchten es doch die Chriſten mit ihrer heiligen Jungfrau eben ſo gemacht haben, ſo hätten wir die vollſtändigſten Modeberichte von achtzehn Jahrhunderten, und die Madonna würde ſehr erbaulich, bald mit einer Fontagne, bald mit einem **bonnet à l'Eulalie** erſcheinen. Das wäre doch wahrlich paſſender als die Augsburgiſchen Allongen-Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten Sicilianiſchen Münzen, ſich plötzlich in chriſtliche Zeiten verſetzt, wenn man das Kreuz in mancherlei Geſtalten gewahr wird; dieſes Kreuz iſt aber Egyptſchen Urſprungs — (daß doch die Chriſten ſo gar nichts Neues erfunden haben) — und ſoll bey den Egyptern, Gott weiß warum, ein Sinnbid der Unſterblichkeit geweſen ſeyn. Daher muß man auch alte Grabſteine

nicht gleich für chriſtlich halten, wenn man ein Kreuz darauf erblickt. Viele, die dieſes Zeichen tragen, ſtanden unbezweifelt auf heidniſchen Gräbern. — Mit vielem Scharfſinn ſucht Calcagni zu beweiſen, daß einige Goldmünzen, vom König Geron oder Hieron, in dem Pariſer Kabinet, verfälſcht ſind; ich glaube aber faſt, die Liebe zu ſeiner eigenen Sammlung führt ihn hier ein wenig zu weit. Er ſelbſt nehmlich beſitzt die Münzen von Geron ſehr vollſtändig, vom Jünglings- bis zum Greiſen-Alter, denn Geron regierte über funfzig Jahre, und ſein zunehmendes Alter iſt in den Köpfen ſehr deutlich zu erkennen. Nun trifft die Größe und das Gepräge der Pariſer Goldmünzen gerade vollkommen mit der Größe und dem Gepräge einiger ſeiner Kupfermünzen überein, und er ſetzt daher als gewiß voraus, daß jene nach dieſen geformt worden. Mich deucht, das folge noch nicht. Geron kann ja in funfzig Jahren wohl einmal eine Goldmünze haben prägen laſſen, die dieſen Kupfermünzen ähnlich war. Von alle dem ſcheint mir alſo nichts gewiß, als daß Calcagni keine Goldmünze von Geron beſitzt. — Vielleicht iſt dieſer Artikel für manchen Leſer ſchon viel zu lang; ich will alſo nur noch das redliche Zeugniß hinzufügen, daß Ritter Calcagni der höflichſte, gaſtfreundlichſte Mann iſt, deſſen Charakter eben ſo große Hochachtung verdient, als ſeine Kenntniſſe.

---

6. Der Erzbiſchof von Tarent.

Ein liebenswürdiger, humaner Mann, mit einer geiſtreichen Phyſiognomie. Er beſitzt viele, ſchöne Gemählde und eine Sammlung von Etruſciſchen Vaſen, die von großem Werthe ſeyn ſoll. Ich bekenne, daß ich dieſer Liebhaberei durchaus keinen Geſchmack abgewinnen kann. Man

mag mir noch ſo viele dergleichen alte Gefäße vor Augen ſtellen, und von der Schönheit ihrer Zeichnungen ſchwatzen, ſo viel man Luſt hat, ich ſehe doch immer nichts als unſcheinbare zerbrochene Töpfe, mit ſteifen Karricaturen, die mir noch obendrein oft ſehr verzeichnet vorkommen; denn man glaube doch ja nicht, daß ſie würklich ſo ausſehen, wie Winkelmann und Hamilton ſie haben in Kupfer ſtechen laſſen. Sie gleichen dieſen Kupferſtichen eben ſo wenig, als häßliche Prinzeſſinnen ihren Miniaturgemählden, die man an auswärtige Prinzen ſchickt, um das Original an den Mann zu bringen. Ich habe hie und da, z. B. bei Herrn Heigelein, nachgemachte Etruſciſche Vaſen geſehen, mit allerliebſten Gemählden, die ich ohne Bedenken den antiken vorgezogen hätte, aber freilich bin ich nur ein Laye, der den Werth einer antiken Töpferſchmiererei nicht zu ſchätzen weiß. Immer muß ich diejenigen mit offenem Maule anſtaunen, welche, vor einem ſolchen Topfe ſtehend, in Extaſe gerathen, und mit den Augen ihres Geiſtes Vortrefflichkeiten gewahr werden, welche mir blinden Sterblichen verborgen bleiben. Ich meine doch zuweilen, Winkelmann, Hamilton und wie die großen Männer alle heißen, haben die Welt und ſich ſelbſt mannichmal zum Beſten gehabt. Von einer zu Nola befindlichen Sammlung wird außerordentlich viel Rühmens gemacht. Ich habe ſie nicht ſehen mögen. Nächſtens wird ſie, prächtig in Kupfer geſtochen, erſcheinen, mehrere Blätter ſind ſchon fertig. Vermuthlich wird man auch da wieder die Welt mit ſchönen Zeichnungen bethören, deren Originale ganz anders ausſehen. Nie ſind die Menſchen erfinderiſcher, als wenn ihnen daran liegt, Werth zu geben oder abzuſprechen. — Am meiſten thut ſich der Erzbiſchof von Tarent auf ſeine Münzſammlung zu gute, und ſie iſt in der That in mancher Rückſicht einzig. Von Ta-

rent allein beſitzt er deren über zweitauſend. Man glaubte vormals, es gebe unter den Tarentiniſchen Münzen kaum zwei oder drei in Bronze, bey ihm findet man deren über vierzig. Die Goldmünzen ſind beſonders ſchön. Ehedem wurde von jeder Münze, auf der man eine Eule fand, flugs entſchieden, ſie habe Athen angehört; der Erzbiſchof zeigt aber viele unleugbar Tarentiniſche Münzen mit Eulen. — Zuweilen ſpielt ihm die Einbildungskraft, (wie es bey jeder antiken Liebhaberei zu gehen pflegt) einen Streich. Da hat er zum Beiſpiel einen alten Pfennig, auf dem ein Menſch zu Pferde ſitzt, im weiten Mantel, die Hand vorwärts geſtreckt; hinter ihm erblickt man ein Ding, welches ſich allenfalls wohl für eine Mütze ausgeben läßt. Was macht nun der gute Erzbiſchof daraus? — Als die Griechen vor Troja waren — ſo erzählt er — währte ihren Weibern daheim die Zeit lang, es waren nicht lauter Penelopen; da ließen ſie von ihren Knechten und Sklaven ſich die Zeit vertreiben, und es begab ſich, daß ſie eine Menge Knaben gebahren. Als nun die ſiegenden Griechen nach Hauſe kamen, war dieſer Zuwachs ihrer Familien ihnen nicht erfreulich, ſie jagten ſämmtliche Baſtarde zum Thore hinaus. Die Noth vereinte dieſe Jünglinge, ſie zogen in die weite Welt, um ihr Unterkommen zu ſuchen, zum Sinnbild ihrer Fahnen wählten ſie eine Mütze. Auf dieſen Auszug nun ſey obige Münze geſchlagen worden; die vorgeſtreckte Hand bedeute das Reiſen in die Ferne; der flatternde Mantel (welcher aber nicht flattert) zeige das nämliche an, das Sinnbild der Mütze mache vollends alles klar. Der wackere Erzbiſchof hat ſich wohl nie die Frage aufgeworfen: wer dieſe Münze denn geſchlagen haben möchte? Die Griechen ſelbſt, um ihre eigene Schande zu verewigen? oder die Jünglinge, die nackt und bloß davon ge-

jagt wurden, und ſchwerlich einen Apparat um Münzen zu ſchlagen mit ſich nehmen konnten? — Eben ſo wenig möchte ich verbürgen, daß eine große viereckte Kupferblatte, auf welcher ein Elephant befindlich, ein ex voto ſey, welches die Römer nach der gegen Pyrrhus verlohrnen Schlacht verfertigen laſſen, weil ſie damals die Elephanten zum erſtenmal kennen lernten. Doch ſind alle dieſe Zweifel mir erſt aufgeſtoßen, nachdem ich den liebenswürdigen Erzbiſchof verlaſſen hatte, denn ſo lange man ihn ſelbſt reden hört, glaubt man Alles.

7. Der Landſchaftsmahler Denis.

So wenig Sinn mir auch der Himmel für Landſchaftsmahlerei verliehen, ſo muß ich doch Denis bewundern, denn das Vortreffliche jeder Gattung erwärmt mein Herz. Bei dem franzöſiſchen Geſandten Alquier — einem liebenswürdigen und ſehr unterrichteten Manne — ſah ich die erſte Landſchaft von Denis, und ſie beſtimmte mich, ihn in ſeinem Atelier zu beſuchen. Hier vollendete er ſo eben ein entzückendes Bild! nie haben Pouſſin oder Hackert ſo auf mich gewirkt. Pouſſin iſt ſo glücklich todt zu ſeyn, daher wird man ihn vor der Hand wohl noch eine Weile hoch über Denis ſetzen; iſt aber auch Denis einſt in das Reich der Schatten gewandelt, ſo werden ihm dort die Muſen und hier die Menſchen wahrſcheinlich die Oberſtelle anweiſen. Man ſagt, ſeine größte Stärke beſtehe im Hintergrunde, ſein Vorgrund ſei nicht fehlerfrei (ſo wie bey Hackert gerade das Gegentheil ſtatt finden ſoll); man wirft ihm vor, er wähle und mahle zwar italiäniſche Gegenden, aber das Vieh, mit welchem er dieſe Gegenden belebe, ſey niederländiſch; und was dergleichen Kritte-

leien mehr ſind, die ich dem hieſigen Vieh nicht nachſchreiben mag. Vielleicht hat ſein Bild auch deshalb einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht, weil es nicht blos Landſchaft iſt, ſondern in derſelben eine intereſſante Begebenheit hiſtoriſch darſtellt. Der Blitz hat eine Bauerhütte entzündet, ſie ſteht in Flammen. Die Bäuerin flieht, mit ihrem Säugling auf den Armen. Der Bauer ſucht ſein Pferd heraus zu ziehen, welches ſich, nach Art aller Thiere bei Feuersbrünſten, heftig widerſetzt, hinten ausſchlägt, und ein anderes Kind zu Boden geworfen hat. Das Hornvieh iſt aber ſchon vorher aus der Hütte getrieben worden, und läuft hier und dort brüllend in der Irre umher. Ein Stier rennt nach der Brücke zu, die über einen Bach führt, aber der treue Hund, auch jetzt nur ſeiner Pflicht gedenkend, widerſetzt ſich ihm. Die grauen Felſen rechter Hand, an welchen der Bach herabſtrömt, ſind außerordentlich ſchön. Das Bild iſt für den General Soult beſtimmt, und wird einen freundlichen Pendant erhalten. — Hier ſah ich ferner eine ſehr getreue Abbildung von dem diesjährigen Ausbruch des Veſuvs, auch mehrere Studien, denſelben Gegenſtand betreffend. Eine von Denis beſten Landſchaften, dem General Acton zugehörig, ſtand leider ſchon eingepackt, um nach Sicilien geſchafft zu werden; der Mahler hatte aber Gründe zu vermuthen, daß dieſer Transport wohl noch ſehr lange möchte aufgeſchoben werden, und war willens, ſie wieder auszupacken. Er iſt mit Beſtellungen ſo überhäuft, beſonders aus Rußland, daß man ſelten etwas Fertiges bei ihm findet, denn kaum hat er den letzten Pinſelſtrich gemacht, ſo wird das Gemählde auch ſchon gierig abgeholt, gleich als fürchte man, es werde von einem Fremden ihm abgeſchwatzt werden. Dabei iſt zu bemerken, daß ſeine Kunſt nicht nach Brod geht, denn er läßt ſich die ungeheure Summe von

achtzehnhundert bis zweitauſend neapolitaniſchen Dukaten (etwa dreitauſend Thaler) für eine einzige Landſchaft bezahlen. — Wer die ſchönſten Landſchaften in Neapel, von den drei größten Meiſtern, Denis, Hackert und Reinhardt, beiſammen ſehen will, der muß den wackern Banquier Heigelin beſuchen. Wer aber auch kein Liebhaber von Landſchaften iſt, wird dennoch wohl thun, ſich eine Adreſſe an dieſen Mann zu verſchaffen, weil er da einen biedern, immer heitern Greis und eine ſehr liebenswürdige Familie findet.

---

8. Eine Greuelſcene in Neapel.

Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menſchen gewahr, die ſich vor der Bude eines Schuſters um eine Frau verſammelt hatten, die vermuthlich auf der Erde lag, weil alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabſäume, das Volk zu belauſchen, ſo drängte ich mich durch, und ſah — eine ſterbende Weibsperſon. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Umſtehenden die Worte — die mir das Eingeweide erſchütterten — ſie ſtirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur beſtätigte dieſe Ausſage nur allzuſehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwiſchen dreißig und vierzig Jahr alt ſeyn mochte. Sie lag auf dem Steinpflaſter, dicht an der Schuſterbude, neben ihr ſtand ein zerbrochener Strohſtuhl, den man auch ſchwerlich für ſie hingeſchoben hatte. Daß ſie mit dem Tode rang, war ſichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick ſtehen zu bleiben, und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder gelaſſen ſeines Weges, ſo bald er es geſehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Ge-

henden immer näher gedrängt, ſtand ich der Sterbenden jetzt am nächſten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte ſogar in der Angſt die Beata Vergine — es wolle ſich doch jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offnen Schuſterbude befand ſich ein Meiſter mit zwei Geſellen. Ich bot dieſen Leuten alles an, was ich bei mir hatte, wenn ſie die Frau hereintragen und in ein Bett legen wollten. Umſonſt! — Einer der Geſellen lachte ſogar, ja wahrlich! er lachte! vielleicht weil ich ſchlecht italiäniſch ſpreche. — Es iſt mir tröſtlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verſtand, denn ihr Blick ruhte auf mir — ich war der letzte Gegenſtand, auf den ihr brechendes Auge ſich heftete — gleich darauf ſtarb ſie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu können, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, ſagte ganz gelaſſen: Sie iſt todt! und ging ſeines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu ſehen, wie das Schauſpiel endigen werde. Noch eine gute Viertelſtunde lag die Leiche auf der Straße, von Tauſenden begafft; bis endlich Sbirren kamen, die ſie fortſchleppten. — Und ich denunciire nunmehr dieſen Greuel vor ganz Europa. Ich ſage laut: Am 4. December 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, iſt zu Neapel, in der Straße Giacomo, einer der volkreichſten der Stadt, **ein Menſch Hungers geſtorben!!** — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich ſah zwanzig bis dreißig ſeiner Hunde vorbeiführen — ſie waren alle wohl genährt.

9. Die Catacomben.

Der Eingang zu dieſer Bibliothek des Todes iſt bei einer kleinen Kirche des heil. Januarius, die in einem ſehr entfernten Theile der Stadt liegt. Wie eine Bibliothek ſind mir die Catacomben in der That vorgekommen, denn die Menſchen, die einſt Schriftzüge von der Hand Gottes waren, werden hier in Repoſitorien aufbewahret, um ſie einſt am jüngſten Tage wieder aufzuſchlagen und nachzuleſen. Dieſe Wohnungen der Unterwelt recht anſchaulich zu beſchreiben, iſt ſchwer, doch will ichs verſuchen. Eine weite Höhle gähnt dich an; mit lodernder Fackel ſteigſt du hinein. Man zeigt dir einen Altar, in dem einſt der Körper des heil. Januarius verſchloſſen war, und hinter dem Altar einen eingemauerten Stuhl, von dem herab die Prediger der erſten Chriſten gepredigt haben ſollen. Das will ich nun zwar nicht verbürgen, aber ſo viel ſcheint gewiß, daß dieſer Stuhl ſehr alt iſt, und daß man ihn nicht umſonſt in die Mauer befeſtigt hat. Wozu hätte er aber wohl dienen können? Sicher hat ein Menſch darauf geſeſſen; und dieſer Menſch hat ſchwerlich den ſeltſamen Geſchmack gehabt, hier ganz allein zu ſitzen, gewiß war er von vielen Menſchen umringt, zu welchen er ſitzend redete, wie ein Vater zu ſeinen Kindern. Der Ort iſt auch gar nicht feucht oder ſonſt mit übeler Luft angefüllt, oder ſehr dunkel, denn der weite Eingang der Höhle iſt unverſchloſſen, und ſcheint auch nie verſchloſſen geweſen zu ſeyn. Ich glaube daher zwar nicht, daß die erſten Chriſten hier gerade geheime Zuſammenkünfte gehalten, aber die armen Leute hatten kein Geld ſchöne Kirchen zu bauen, ſie fanden hier eine fertig, ihren damaligen Bedürfniſſen angemeſſen, und bedienten ſich ihrer. Vielleicht wurde auch nur bei Begrabung der Todten hier zuvor Gottesdienſt ge-

halten, und dann die Leiche linker Hand in die Gruft getragen. Ich nehme einen Augenblick dieſe Vorſtellung als wahr an, ich ſehe ſie im Geiſt. Die Bahre, auf welche der Todte ohne Sarg ruht, ſteht vor dem Stuhle des alten Mannes, der vormals noch nicht Biſchof hieß; er ſegnet den Todten ein, die Umſtehenden beten leiſe. Jetzt heben Träger die Bahre, Fackeln wallen voran, die dunkle Höhle ſeitwärts verſchlingt den ganzen Zug. Doch ſo wie die Fackeln den Vorplatz erleuchten, werden geräumige Straßen dieſer unterirrdiſchen Todesſtadt ſichtbar: ſie ſind von Felſen überwölbt, erſtrecken ſich von allen Seiten hoch und breit genug, um des Zuges Ordnung nicht zu ſtören. Er wählt eine Straße, bewegt ſich vorwärts, und immer länger ſcheint die Straße zu werden, immer dunkler brennen die Fackeln, du glaubſt von Ferne Irrlichter hüpfen zu ſehen. An beiden Seiten begrüßt das Licht den ſtill bewohnten Felſen, denn links und rechts ſind Betten für die Schlafenden hineingehauen, ſchmal und niedrig, wie die Schlafſtätte in eines Seemanns Kajüte. Reihenweiſe, gleich den Zellen einer Biene, ſind die kleinen Kammern in den Felſen gehauen, kleinere für die Kinder, etwas geräumigere für Erwachſene, gleichviel ob in der untern Schicht der reiche Praſſer und über ihm der Bettler liege. Meilenweit wandelt der Zug zwiſchen dieſen ſtummen Bewohnern, ein Plätzchen ſuchend für den neuen Ankömmling. Endlich — ſiehe, ein friſch gemachtes Bett, dahinein legen ſie ihn, da ſchlummert er ruhig vielleicht neben ſeinem Todfeinde; ein Stein wird vor die Oeffnung geſetzt mit ſeines Namens Innſchrift, und dann verlaſſen ihn die Lebenden, denn ſchon brennen die Fackeln zu Ende; mit ängſtlicher Vorſicht ſuchen ſie den Rückweg, denn wenn ein Seitengang ſie irre leitet, wenn die Fackeln verlöſchen, ſo hört kein

Sterblicher über ihnen ihre Hülfe rufende Stimme; ſtets tiefer verlieren ſie ſich im Labyrinth des Todes, tappen verzweifelnd von Grabe zu Grabe, bis ſie endlich, halb erſtickt, halb verhungert, ihr eigenes Grab mit den Nägeln ſcharren.

Man halte dieſe Schilderung nicht etwa für poetiſche Uebertreibung. Schon mancher Neugierige fand hier ſeinen Tod, weil er ſich zu tief hinein wagte, oder weil die Fackel ihm verloſch. Denn ohne Ordnung ſind die Gänge in den Felſen gegraben, ein Spiel des Zufalls oder der Laune ſcheinen ſie zu ſeyn. Drei unterirrdiſche Stockwerke erheben ſich übereinander, auf zahlloſen Pfeilern ruhen die Gewölbe, bald ſteigt man unvermerkt in das obere hinauf, bald muß man ſich hüten durch Spalten in das untere hinab zu ſinken, das durch Erdbeben zum Theil verſchüttet worden. So kann, wer Luſt hat, mehrere Meilen forttappen, ja Einige wollen, dieſe Unterwelt erſtrecke ſich bis Puzzuoli. Die zahlloſen Todtenlager ſind zum Theil leer, oder auch größtentheils noch mit Schädeln und Knochen angefüllt. Ob es chriſtliche Märtyrer? ob es Heiden waren? oder ob man vor ein paar hundert Jahren die Menſchen, die an der Peſt ſtarben, hieher warf, ſind gleichgültige Fragen für mich. Meine beiden Führer glaubten das erſtere mit frommer Zuverſicht. Bei meiner Abreiſe aus Deutſchland hatte ich einem Freunde verſprochen, ihm einen Knochen aus den Catacomben mitzubringen, ich erinnerte mich jetzt dieſes Verſprechens, und bat mir einen aus. Der Cicerone war bald willig dazu, aber der Fackelträger, ein kleiner alter Mann, widerſetzte ſich ſehr ernſtlich. Der Cicerone, der eine gute Belohnung hoffte, ſuchte ihn durch die Vermuthung zu beruhigen, daß ich dieſes Verlangen bloß per divozione (aus Frömmigkeit) äußere; ich beſtätigte ſeine

Worte ſogleich, und der kleine alte Fackelträger gab endlich nach; trat in eine Gruft, wählte lange, verwarf wieder, alle ſchienen ihm zu groß, zu wichtig. Endlich ergriff er ein Knöchlein, und habe ich recht bemerkt, ſo küßte er es zuvor, ehe er es in meine Hände gab. Ich mußte verſprechen, ja keinem Neapolitaner von dieſem heiligen Raube etwas zu offenbaren; ich that es, und mit meiner morſchen Beute zufrieden, ſuchte ich je eher je lieber das Land der Lebendigen wieder zu erreichen. — Mit den verſchiedenen Vermuthungen, über die Entſtehung der Catacomben, will ich den Leſer nicht ermüden. Ich müßte ſie doch nur aus andern Büchern abſchreiben, die in Jedermanns Händen ſind. Da die natürlichſten Auslegungen mir immer die liebſten bleiben, ſo ſchlage ich mich auf die Seite derer, welche vermuthen, daß hier Anfangs Steine und Puzzola Erde zum Bauen aus dem Berge genommen worden; daß ſo die Höhle und Gänge eigentlich entſtanden, bis man ſich endlich ſo tief hineingegraben, daß das Herausſchaffen der Baumaterialien allzu beſchwerlich wurde, und man bequemere Stellen aufſuchen mußte. Nun kam irgend Jemand auf den geſcheiten Einfall, die Menſchen, die ſich ihre Wohnungen da herauf geholt hatten, nach ihrem Tode wieder hinunter zu ſenden, um die leeren Räume auszufüllen. Der Gedanke fand Beifall, und wurde, erwieſenermaßen, ſchon in heidniſchen Zeiten ausgeführt, wie Tauſende von gefundenen Inſchriften und Thränengefäßen bezeugen.

---

10. Die Theater zu Neapel.

Ich habe ſchon Anfangs einige Worte über dieſen Gegenſtand geſprochen, und komme jetzt, kurz vor meiner Abreiſe, noch einmal darauf zurück. Ein Deutſcher, der ſeine

Winterabende hier im Theater angenehm zuzubringen hofft, der irrt ſehr, es wäre denn, daß er einen ganz italiäniſchen Geſchmack hätte. In der Regel aber haben die Deutſchen noch immer die altväteriſche Gewohnheit, ins Theater zu gehen, um das Schauſpiel oder die Oper mit anzuhören, daher mögen ſie denn auch nicht, drei Monat hintereinander, Tag für Tag, die nämliche Oper ſehen und hören, und hätte ſie auch die heilige Cäcilie ſelbſt componirt. Den Italiänern gilt das gleichviel, denn ſie kommen bloß um zu plaudern, höchſtens beehren ſie dieſes oder jenes Terzett oder Quartett mit ihrer Aufmerkſamkeit. Wenn ein ſolches beliebtes Muſikſtück angeht, wird es plötzlich ſtill, wie die Gänſe einen Augenblick ſtill werden, wenn ein Schuß geſchieht, hinterdrein aber deſto ärger anfangen zu ſchnattern. Im recitirenden Schauſpiel hat auch dann und wann eine einzelne Scene den Ruhm, ſie zum Schweigen zu bringen, es muß aber auf dem Theater geſchrieen werden, ſonſt geht die Scene oft unbemerkt vorüber. Das Theater Fiorentini iſt das einzige, welches Dramen und Luſtſpiele, in den Faſten auch Trauerſpiele giebt. Es iſt eine recht brave Truppe, die nur das deutſche Unglück hat, eine Directrice zu beſitzen, die trotz ihrer reifen Jahre und ausgefloſſenen Geſtalt, noch immer alle erſte Liebhaberinnen ſpielt. Iſt die Rolle ihr allzujung, ſo unterdrückt ſie lieber das Stück, wie ſie es z. E. mit meinem Bruderzwiſt machte, der im vorigen Jahre dem hieſigen Publikum ſehr gefallen hatte. Ich ſchlug ihr zu dieſer Rolle ein artiges junges Mädchen vor, das mir viel Talent zu haben ſchien; aber die eintönige und manierirte Signora Lanzetti fand einen ſolchen Eingriff in ihr Fach zu gefährlich. Der alte Pinotti hat in allen Rollen, die ich von ihm geſehen habe (und deren ſind nicht wenige), mein

erſtes

erſtes Urtheil über ihn beſtätigt. Er iſt ein vortrefflicher Schauſpieler, den ich zuweilen mit Iffland, zuweilen auch mit Eckhof vergleichen möchte. Er wird von den meiſten Männern recht brav unterſtützt. Sie führen wenig Originale auf, aus der ſimplen Urſache, weil ſie keine haben. Ihr Albergati, Federici, Sograti, Roſſi, ſind lauter Männer von ſehr mittelmäßigen Talenten und armer Einbildungskraft. Die Handlungen, welche ſie darſtellen, ſind romanhaft aber nicht romantiſch, ſelten motivirt, die Charakter mit unſicherer Hand gezeichnet. Takt für das Schickliche fehlt ihnen oft ganz. Da giebt es z. B. ein Stück: der Chirurgus von Aquisgrana. Der ſeiner Kunſt ergebene Chirurgus hat den Körper eines Geräderten ſich zu verſchaffen gewußt, um ihn zu anatomiren; als er aber anfangen will, findet er noch Leben in dem Leichnam, und heilt den armen Sünder glücklich. Daraus ſind nun fünf Akte gedrechſelt worden, in welchen der Geräderte beſtändig vor den Augen des Publikums herumwandelt. — Die nämliche Idee hat auch den Herrn Sograſi bei ſeiner Donzella d'Oxford begeiſtert. Das arme Mädchen wird eines Diebſtahls beſchuldigt, ins Gefängniß geworfen, und ſoll gehängt werden. Glücklicherweiſe iſt ein Studioſus Medicinae ihr Liebhaber, er bringt ihr einen Schlaftrunk bei, ſie wird für todt gehalten, und, als eine Verbrecherin, dem anatomiſchen Theater der Univerſität abgeliefert. Da ſehen wir ſie nun liegen, die Inſtrumente zum Anatomiren neben ihr; die Studenten finden ſich ein, um der Section beizuwohnen, und ſiehe da, die Schlummernde erwacht in den Armen ihres Liebhabers. Iſt das nicht rührend? — Selbſt die Dama prudente ſcheint mir, ein paar gute Einfälle ausgenommen, ein ſehr mittelmäßiges Werk, ob ich gleich

hinterdrein zu meinem Erſtaunen erfuhr, daß es von Goldoni ſey. Die ganze Klugheit der Dame beſteht darin, daß ſie ihren Mann entſetzlich belügt, und — obwohl in allen Ehren — zu ihrem Liebhaber ins Gefängniß ſchleicht, um ihren Gatten von ſeiner Eiferſucht zu kuriren. — Meiſtentheils werden Ueberſetzungen gegeben, und zwar habe ich deren aus allen Sprachen geſehen. Einiger Kleinigkeiten von Duval, aus dem Franzöſiſchen, habe ich bereits erwähnt. Außerdem ſah ich noch die Schottländerin von Voltaire, und die beiden Grenadiere, eine Farce, in welcher Brünet auf dem Theater Montanſier die Pariſer beluſtigt. Der Keſſelflicker aus dem Spaniſchen iſt ein Triumph des braven Pinotti. Ein Stück aus dem Engliſchen wird jetzt einſtudirt. Vom Opfertod, aus dem Deutſchen, habe ich bereits Rechenſchaft gegeben. Auch Menſchenhaß und Reue ſah ich, wenigſtens den erſten Akt, denn man hatte es dergeſtalt mißhandelt, daß es mir unmöglich war, länger auszuhalten. Den Peter hatte man weggeſtrichen, ſtatt ſeiner aber den Greis mit einer Tochter verſehen, die bei Meinau (der hier ein Einſiedler iſt) betteln muß. Nachdem Meinau dem Greiſe den Beutel in die Hand gedrückt hat, läuft er nicht etwa davon, wie der Menſchenſcheue, der wider ſeinen Willen Gutes thut; nein, er bleibt ſtehen, duldet, daß der Alte ihm knieend dankt, duldet, daß ſein Bedienter, der ihn belauſcht, ihm die Hände dafür küßt, und erklärt in einer langen philoſophiſchen Rede: warum er das Geld gegeben? — Das Stück ſoll durch und durch auf dieſe Weiſe verbaalhorniſirt worden ſeyn. Der Graf z. E. erſcheint nicht früher, als bis ihn Meinau gerettet hat, Notabene, nicht aus dem Waſſer, ſondern von wilden Pferden, die mit ihm durchgingen. Doch ich meyne, der Leſer habe an dieſem Pröbchen ſchon genug.

Die Opera Buffa im Theater Florentini, welche mit dem recitirenden Schauſpiel abwechſelt, iſt faſt noch beſſer beſetzt als dieſes. Signora Millar, die Prima Donna, iſt zwar ein wenig zu corpulent, aber auf dieſem fleiſchigten Körper, über dieſem allzureich begabten Buſen, erhebt ſich ein allerliebſter Kopf, und aus dem allerliebſten Kopfe tönt eine herrliche Stimme. Pellegrini ſingt den ſchönſten Baritono, den ich in meinem Leben gehört habe. Caſaccio iſt ein guter Buffo, den die Natur mit einer drolligen Phyſiognomie ausgeſtattet hat. Bianchi, ein braver Tenor, ſoll vormals noch beſſer geweſen ſeyn, in London aber durch Krankheiten die Stärke ſeiner Stimme verlohren haben. Die Oper, welche leider unaufhörlich gegeben würde, hieß l'Equivoco delle spose (die Verwechslung der Bräute) und glich dem unter uns bekannten Luſtſpiele, die Irrthümer einer Nacht, nur daß, wie ſichs gebührt, weit weniger Sinn und Verſtand darinnen war. Die Muſik, von dem Sohne des berühmten Guglielmi, iſt recht gut, ſinkt jedoch gegen das Ende. — Die Opera Seria im Theater San Carlo habe ich nun auch geſehen und gehört. Die Verwegenheit, nach Gluck eine Iphigenia in Aulis zu componiren, hat der Verfaſſer ſchmerzhaft gebüßt. Er heißt Vitorio Trento, und man rühmt ſeine Muſik als gelehrt. Ich glaube das wohl, denn ſie iſt langweilig, wie alles Gelehrte. Die Prima Donna, Signora Perotti, iſt eine häßliche dicke, alte Perſon, die durch ihren Geſang ihre Figur nicht vergeſſen macht. Man hat ſie einem Achill gegenüber geſtellt, der aus Mangel an einem Caſtraten, durch ein Frauenzimmer (Signora Gazzotti) geſpielt und geſungen wird. Sie ſingt gut, ſpielt ſchlecht, und das Pärchen nimmt ſich übel aus. Ich ſchweige von den übrigen; ſie halten ſich beſcheiden in den Schranken der Mittelmä-

ſigkeit. — Der erbärmliche Dichter führt einen prächtigen Namen, er heißt: Signor Don Giuseppe Cavaliere Pagliuca de Conti di Manupello. Es war nicht zu vermuthen, daß ein Mann mit einem ſolchen Namen etwas Gutes machen würde. In der Vorrede geſteht er zwar ein, daß ein berühmter Dichter vor ihm (Metaſtaſio) den Gegenſtand ſchon behandelt habe, doch ſey er dem Euripides und Racine zu ſehr gefolgt; er hingegen, der Herr Pagliuca de Conti di Manupello, habe ſich an den Apoſtolo Zeno gehalten. Bei dem veränderten Geſchmack des Publikums ſey es nothwendig geweſen, ihm eine neue Iphigenia zu geben, damit die Bühne dieſes lyriſche Sujet nicht ganz verlieren möchte. — Der Leſer wird hoffentlich nicht verlangen, daß ich ihm einen Auszug aus dieſer Schülerarbeit liefern ſoll. — Die Decorationen von Domenicho Chelli waren ſehr mittelmäßig; das Orcheſter zu ſchwach und in Präciſion und Ausdruck bei weitem dem Pariſer nicht zu vergleichen. Kurz, die große Erwartung, die mancher Reiſebeſchreiber von der hieſigen Oper bei mir erregt hatte, fand ſich ziemlich getäuſcht. Die Herren Cavaliere, die Unternehmer deſſelben, ſprechen zwar in einer Zueignungsſchrift an den König mit vieler Zuverſicht davon (wobei ſie auch als ächte Höſlinge, ohne ſchamroth zu werden, den König mit dem Kaiſer Auguſtus vergleichen), aber das Publikum läßt ſie ſchmerzhaft empfinden, daß ſie ſich täuſchen. Kein Theater iſt leerer, als das ſchöne Theater San Carlo, und vergebens ſucht man, bald durch eine Illumination, bald durch ein neues pas de deux, die Zuſchauer hinzulocken. Daß die Logen leer bleiben, daran ſind wohl die ungeheuren Preiſe Schuld, welche die Herren Cavaliere, um ihren mittelmäßigen und ſuffiſanten pariſer Tänzer zu bezahlen, dieſes Jahr ſehr erhöht haben (für

eine Loge im dritten Range mußte ich ſieben Dukaten bezahlen), das Parterre hingegen iſt unverhältnißmäßig wohlfeil (etwa einen halben Thaler koſtet die Entree) iſt dabei ſehr bequem eingerichtet, und bleibt dennoch leer. — Das dritte Theater zu Neapel iſt das theatro nuovo, auf welchem eine eigene Geſellſchaft Opera Buffa giebt. Ich habe die Liebe in der Weinleſe daſelbſt geſehen, Muſik und Sänger waren nicht ſchlecht, beſonders ein Buffo, der, wo ich nicht irre, Gennaro Lucio heißt, und um den es Schade iſt, daß die Jahre ihn ſehr zu drücken anfangen. Die Prima Donna hingegen war völlig unbedeutend. Das Theater iſt, wie alle hieſigen Bühnen, in der ſehr ſchicklichen Form eines Hufeiſens erbaut, hat fünf Reihen Logen, und iſt einfach aber gefällig verziert. — Daſſelbe gilt von dem vierten Theater, Del Fondo genannt. Es iſt nach dem von S. Carlo das größte, und genießt dabei den hier ſo ſeltenen Vortheil an einem geräumigen Platze zu liegen. Dennoch wird es gerade am wenigſten gebraucht. Die Geſellſchaft des alten Pulcinella, Giancola, führt zuweilen Spektakelſtücke daſelbſt auf. Ich habe z. B. die afrikaniſche Hochzeit geſehen, welche meine guten deutſchen Landsleute, trotz der Donaunymphe, entzückt haben würde; denn es erſchienen zwei Chöre Janitſcharenmuſik, die das Trommelfell der Zuhörer zu zerſtören drohten; es marſchirten ganze Armeen paarweiſe auf, eine ſchöne Prinzeſſin ritt auf einem lebendigen Roſſe, und ihre beiden Zofen ritten gleichfalls auf lebendigen Mähren, ein Mohrenkönig prunkte auf einem Elephanten, und ſein General curbetirte auf einem wilden Rappen; das Gewitter ſchlug ein, Schiffbrüchige ſchwammen an's Ufer, eine Bataille erfolgte, es wurde entſetzlich geſchoſſen — was verlangt man mehr? und es geſchah allerdings noch weit mehr,

aber ich entfernte mich zu Anfange des zweiten Akts, und kann daher von dem übrigen keine Rechenſchaft geben. —

Zuweilen producirt Giancola ſeine Späßchen auch auf dem teatro nuovo, und ich habe dort den Spiegel der Welt von ihm geſehen, aber es wäre in der That verſchwendete Dinte, ein Wort mit dieſen Poſſen zu verlieren. Der Pulcinella (dieſe Art von Hanswurſt, im weißen, oft ſchmutzigen Hemde, ſchwarz verlarvt, einen weißen, pyramidalförmigen Hut auf dem Kopf) ſpielt überal die Hauptperſon, und da er bloß im neapolitaniſchen Dialekt ſpricht, auch ſeine Späßchen meiſt lokal ſind, ſo gehen ſie für einen Fremden ganz verlohren. — Wie aber dieſe Leute ihre Spektakelſtücke anzukündigen pflegen, davon will ich doch, zum Muſter für manchen deutſchen Schauſpieldirektor, ein Pröbchen mittheilen. „Schon längſt,“ ſo hebt der Zettel an, „ſchon längſt ſah man nicht mehr auf der Bühne die „mörderiſchen Schlachten und die gräßlichen Gefechte von „Afrika. Allzu denkwürdig ſind jene Thaten, allzu ver„wickelt jene Begebenheiten, um nicht die Phantaſie des „Dichters zu entflammen. Auf ſolche Weiſe hat ein unge„nannter Autor ein Spektakelſtück geboren. Geſchrieben „iſt es für die Geſellſchaft von Giancola, welche weder Mühe „noch Schweiß ſparen wird, um es würdig darzuſtellen. „Es heißt: die afrikaniſche Hochzeit oder die Er„oberung von Tombucto mit dem Pulcinell, ein „Spiel der Wellen und Ueberwinder der Moh„ren. Die Garderobe iſt ganz neu dazu verfertigt, die „Dekorationen ſind nimmer geſehen worden, der Pulcinell „ſpielt die Hauptrolle: wir dürfen uns ſehr ſchmeicheln, das „geneigte Publikum zufrieden zu ſtellen u. ſ. w.“

Gewöhnlich treibt Pulcinella ſein Weſen auf einem weit kleinern Theater, und nur für die Spektakelſtücke mie-

thet er ſich auf einzelne Abende ein größeres. Bei ihm werden mehr Originale aufgeführt, als auf allen übrigen Bühnen, aber er verſchmäht auch Ueberſetzungen nicht; es wird wenige Stücke geben, die er gar nicht brauchen könnte. Wenn nur ein Bedienter darinn vorkömmt, den er zum Hanswurſt umſchaffen kann, ſo mag das übrige ſo traurig ſeyn, als es wolle. So giebt er z. B. Zemire und Azor. — Ich mag doch nicht ganz Abſchied von dem ehrlichen Spaßmacher nehmen, ohne dem Leſer wenigſtens ein Pröbchen ſeines Witzes mitgetheilt zu haben. Ich wähle dazu die Wachſamkeit oder den nächtlichen Arzt, mit Pulcinella, blind und ſtumm aus Hunger. Das Stück iſt durchgehends ſentimental. „O lieber Knecht!“ ſpricht Madame Wilfalt zu ihm; „Gefährte unſrer Leiden! was „bringſt du Neues?“ — Pulcinell. Um Gotteswillen! gebt mir geſchwind fünf und zwanzig Pfund Maccaroni und ein tüchtiges Stück Käſe dabei. — Madame Wilfalt. Haſt du ausgerichtet, was ich dir auftrug? — Pulc. Ausgerichtet? M. Wilf. Haſt du geredet wegen des Gemähldes? — Pulc. Geredet? — M. Wilf. Aber ſo antworte doch! — Pulc. Was ſoll ich antworten, da mein Leib ſo ſchlaff iſt, als eine Sackpfeife ohne Wind. — M. Wilf. Geduld! — Pulc. Was Geduld! es iſt die Rede davon, daß ich ſeit geſtern noch nüchtern bin. Ich hatte die treffliche Gewohnheit, zwölfmal des Tages zu eſſen und alle Viertelſtunden wenigſtens etwas zu kauen, um die Kinnbacken in Uebung zu erhalten; will ich nun die verlohrne Zeit einholen, ſo muß ich wenigſtens in ſechs Schenken, achtzehn Wirthshäuſer und vier und zwanzig Keller gehen. — M. Wilf. Beklage dich nicht über uns, ſondern über das Schickſal. — Pulc. Iſt das Schickſal zu Hauſe? ich will ihm den Kopf waſchen. — M. Wilf. Ach! es hat ſeine Freude daran

die Sterblichen zu quälen. — Pulc. Es wird wohl eine Apothekerstochter ſeyn. — „O Mutter!“ ruft das Kind der Madame Wilfalt: „ſeyn ſie nicht ſo traurig.“ (mesta) — Pulc. Recht ſo, mein Schatz, zuerſt die Suppe (im Volksdialekt la menesta) — M. Wilf. Wie ſoll ich der Strenge des Schickſals widerſtehen? (fato) — Pulc. Es iſt unmöglich, den Geruch vom Stuffato (Geſtoofsten) zu widerſtehen. Aber wann gehen wir zu Tiſche? — M. Wilf. Immer war es mir zuwider! (fatale) — Pulc. Wie? erſt nach Weihnachten! (natale) Gehorſamer Diener! unterdeſſen kann ich mein Herz in eine Zukkerbüchſe verkaufen. — So geht es nun immer fort; nichts als Wortſpiele und plumpe Späßchen, durch den Dialekt vollends ganz unverſtändlich. Der Toskaner würde den Pulzinell kaum verſtehen, ſo wenig als der Sachſe den Wiener Casperl verſteht. — Das fünfte Theater, San Ferdinando, habe ich nicht geſehen; es liegt in einem ſehr entfernten Theile der Stadt, iſt meiſtentheils verſchloſſen, oder giebt auch bloß Farcen mit dem Pulzinell, ſoll übrigens groß und ſchön gebaut ſeyn wie die andern. — Das ſechſte Theater iſt eine Puppenkomödie, die ſich auch wohl einmal mit anſieht, denn der Saal iſt ziemlich groß, hat eine Reihe Logen und iſt artig verziert. Die Decorationen ſind gut gemahlt, die Puppen von der Größe eines zehn bis zwölfjährigen Knaben, gut gekleidet, machen ſehr natürliche Bewegungen (nur gehen ſie ſchlecht), die Leute, welche ſie regieren, deklamiren wohl ſo gut als auf irgend einem andern Theater, und die Stücke, welche ſie aufführen, ſind auch um nichts ſchlechter; nur freylich beſtehen die Zuſchauer, wenigſtens im Parterre, aus Creti und Pleti, und da der Saal niedrig iſt, ſo fällt die unreine Luft ſehr beſchwerlich. Die höhern Stände, welche ſich an die geiſtreiche Unterhaltung des Ha-

zardſpiels gewöhnt haben, halten es für unanſtändig hier zu erſcheinen. Ich erinnere mich, eine ähnliche Puppenkomödie in Berlin geſehen zu haben, die bisweilen auch von recht vornehmen Leuten beſucht würde, ja, von der ſogar die neue Dichterclique behauptete, ſie ſei dem Nationaltheater weit vorzuziehen, denn das ſey die eigentliche Comédie. Sie hatten Recht, weil ſie ihre eigenen Stücke zum Maaßſtab nahmen.

Noch ein paar kleine Pulcinelltheater verdienen weiter keine Erwähnung. Sie ſpielen mehrere Male des Tages, bloß für den geringſten Pöbel; den ſie theils durch große ausgehängte Bilder, theils durch die Späßchen eines Pulcinell herbeilocken, der eigentlich nicht zur ſpielenden Truppe gehört, ſondern der weiter nichts zu thun hat, als den ganzen Tag draußen vor der Thür auf einem Tiſch zu ſtehen, und mit dem Pöbel von den Herrlichkeiten zu ſchwatzen, die er inwendig ſehen wird. Bricht der Abend herein, ſo zündet der Kerl eine Fackel an, und läßt ſich von Straßenbuben leuchten. Bewundern muß man ſeine nie zu ermüdende Lunge. In ſolchen Theatern ſind Hitze und Knoblauchgeſtank unerträglich, auch ſchaben und kratzen ſich die Nachbarn unaufhörlich. Wieder herauszukommen iſt ſehr ſchwer, denn ſie ſind gepfropft voll, und alle Sinne der Zuſchauer ſo an das Schauſpiel gefeſſelt, daß Niemand hört, ſieht noch ausweicht.

Der Hof beſucht bloß das Theater S. Carlo, und zuweilen, aber ſelten, das der Fiorentini. In dem letztern habe ich nur einmal das Glück oder Unglück gehabt, den Hof anzutreffen. Allerdings mag ich es ein Unglück nennen, denn es war ein regnigter Tag, alle nach dem Theater führende Straßen waren ſchon mehrere Stunden vorher mit Dragonern zu Pferde dicht beſetzt, die mit gezogenen Säbeln faſt eben ſo unter dem Volke herumtobten, wie bei der beſchriebenen

Hinrichtung. Bei der letzten Straße mußte Jedermann aus-ſteigen und den übrigen kothigen Weg zu Fuß machen, wobei man das Vergnügen hatte, von den Pferden der Dragoner mit Koth beſpritzt zu werden. In den Corridors ſelbſt mußte man ſich durch ganze Reihen von Grenadieren drängen, die, durch ihren Beruf unverſchämt gemacht, keinem Menſchen auswichen. Der Hof ſelbſt vermehrte die Gefahr auf den Straßen durch ſeine Ankunft, denn er brachte abermals ein großes Detaſchement Dragoner mit, die vorausritten, nahe am Theater plötzlich zu beiden Seiten ſich ſchwenkten, und alle, die da ſtanden, ohne Barmherzigkeit an die Wand quetſchten. Beim Herausgehen, war es natürlich noch ärger. Kurz, ich rathe Jedermann, der in das Theater Fiorentini gehen will, ſich vorher zu erkundigen, ob der Hof hineinkomme, und in dieſem Fall lieber zu Hauſe zu bleiben. Natürlich vermehren ſolche mißtrauiſche Anſtalten die Liebe des Volkes nicht. — Wenn nun vollends ein Preuße dabei an die Prunkloſigkeit ſeines guten Königs, ſeiner holden Königin denkt! die nicht einmal auf ſich warten laſſen. Welch ein Kontraſt! — Hier hat der Hof die löbliche Gewohnheit, die Stunde des Anfanges zu beſtimmen, aber ſich nie zu dieſer Stunde einzufinden. Oft lieſt man angeſchlagen: das Schauſpiel werde, auf höchſten Befehl, um fünf Uhr Abends anfangen; dann fängt es gewöhnlich um halb acht Uhr, zuweilen aber auch wohl um halb fünf Uhr an. Ob die Zuſchauer Langeweile haben, oder zu ſpät kommen, dies gilt dem Hofe gleich viel. — Es iſt doch wahrlich nicht rathſam, die Verachtung und Geringſchätzung, welche man für das Volk hegt, ſo deutlich zu erkennen zu geben; man verſcherzt dadurch jedes freiwillige Zeichen der Anhänglichkeit, das in den Augen des beſſern Fürſten allein Werth hat, und in den Augen des Deſpoten wenigſtens ſeine Sicherheit verbürgt.

11. Die Porzelainfabrik.

Das Magazin der Königl. Porzellainfabrik iſt weder an Reichthum noch an Vollkommenheit mit dem Berliner, Dresdner und Wiener zu vergleichen. Die Materie ſelbſt ſcheint ſchlechter zu ſeyn, wenigſtens fällt ihr Weiß ins Gelbliche. Die Mahlerei iſt hart. Meiſtens ſind es Copieen von den Gemählden aus Herculanum und Pompeji, und darauf bildet man ſich hier am meiſten ein. „Wenn wir auch in andern Dingen manchen Ländern nachſtehen," ſagt man, „ſo haben wir doch für die Mahlerei die beſten Muſter." Gerade das möchte ich leugnen, in ſofern von den Kunſtwerken jener ausgegrabenen Städte die Rede iſt. Es geht den antiken Gemählden wie manchen poetiſchen Werken, die ſich in keine fremde Sprache überſetzen laſſen; copirt man ſie, ſo zieht man den Schleier ab, in welchen das ehrwürdige Alterthum ihre Fehler verhüllte. Dieſe Bemerkung drängt ſich hier faſt bei jedem Schritte auf. Einige Vaſen ausgenommen, ſind auch die Formen der übrigen Dinge meiſt ſehr geſchmacklos. Das einzige, worinn die Fabrik die Berliner übertrifft, der Dresdner aber nachſteht, ſind die Figuren in Biscuit. Der Vorrath davon iſt ſehr anſehnlich und mannichfaltig, viele der beſten antiken Statuen, z. B. Laokoon, ſind ziemlich glücklich kopirt worden. Die Königinn ſieht man hier, etwa ein Fuß hoch — ihre Phyſiognomie beſtätigt nichts von dem, was Gorani von ihr geſchrieben, und, ſeinem eigenen Witz zu liebe, gefabelt hat. Des Wunſches habe ich dabei mich nicht erwehren können, daß doch auch Berlin uns ein ſolches Götterbild auf unſere Hausaltäre liefern möchte. — Die Preiſe der Porzelainfabrik zu Neapel ſind ſehr hoch, der Abſatz aber auch gering, denn die Fremden finden es überall beſſer, und den Einheimiſchen iſt das Porzelain — zu reinlich.

12. Einige Kunſtwerke in Paläſten der Großen.

Volkmann nennt mehrere Paläſte, die gar nicht mehr vorhanden; zum Theil in der Revolution zerſtört worden ſind; er ſchweigt von andern, die zu ſeiner Zeit noch nicht exiſtirten. — In dem Palaſte des Prinzen Santabona iſt eine zahlreiche Gemähldeſammlung, ein Saal und ſechs bis acht Zimmer hängen ganz voll. Zum Behuf der Fremden ſind in jedem Zimmer zwei Tafeln befindlich, auf welchen, in italiäniſcher, franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache die Gemählde aufgezeichnet ſind, neben jedem der Name des Mahlers. Das iſt eine ſehr feine Aufmerkſamkeit des Fürſten, die jeder Fremde ihm Dank wiſſen wird, aber nicht fein iſt es, daß er ſeine Liſten mit ſo vielen berühmten Namen ausſtaffirt, welche die höchſte Erwartung erregen; wendet man nun das Auge von dem geſchriebenen Titian oder Raphael auf den gemahlten, ſo erſchrickt man und gafft das Bild mit offnem Munde an, Schönheiten ſuchend, die gar nicht vorhanden ſind. Zwar bin ich nicht Kenner genug, um behaupten zu dürfen, die Stücke, welche der Prinz von Santobona den größten Meiſtern zuſchrieb, wären gar nicht von ihren Pinſeln; aber das darf ich ſagen, auch ohne ſo tief in die Geheimniſſe der Kunſt eingedrungen zu ſeyn, daß, wenn ſie wirklich von ihnen herrühren, es ihre ſchlechteſten Arbeiten ſind. Vor allen Dingen nehme ich aber die Geißelung Chriſti aus, ein großes Bild von Rubens, das dem Namen ſeines Urhebers Ehre macht. Es iſt in jeder Rückſicht vortrefflich, und gehört unter die vorzüglichſten Bilder, die ich in Neapel geſehen habe; Schade nur, daß die Wahl des Gegenſtandes ſo unglücklich iſt, denn wer mag lange hinſehn, wie ein Menſch den Staubbeſen bekommt, und das Blut

ihm von dem Rücken herunter läuft? — Auszeichnen möchte ich auch den Märtyrertod der heil. Cäcilia von Domenichino, deſſen Vorſtellungen überhaupt unter die wahrſten gehören; er iſt ein klarer Dichter, nur wiederhole ich auch hier meine Klage über den vermaledeiten Gegenſtand, und überdies ſcheint mir das Colorit ein wenig zu hart. — Bei einer Himmelfahrt Chriſti von Vaſari bemerke ich abermals, wie wenig Mahler es giebt, welche die Auf- und Abſtufungen der menſchlichen Empfindungen treu darzuſtellen wiſſen. Chriſtus ſchwebt bereits in den Wolken und wird nur noch in der Ferne geſehen, die Jünger bilden eine Gruppe, und ſchauen ihm nach; welch ein weites Feld für den Seelenmahler! aber dieſe Geſichter drücken höchſtens eine fröhliche Neubegier oder ein dummes Erſtaunen aus. Wahrlich, hätte nur Vaſari jemals einen Luftballon aufſteigen ſehen, er hätte ſich ganz andere Muſter zu ſeinen Köpfen ſammeln können. — — Ein kleines Bild aus der Schule Raphaels hat der Fürſt mit viertauſend Ducaten bezahlt. Ich weiß nicht recht was es vorſtellen ſoll, vieles darauf iſt ganz verwiſcht, und was übrig blieb iſt hübſch bunt. Die ſogenannten Kenner ſind doch in der That närriſche Leute; ſie geben gewaltig viel Geld aus, um glauben zu machen, ſie ſähen mehr als andere Menſchen, und doch kann ihre verſchwenderiſche Eitelkeit es nicht dahin bringen, daß nicht dann und wann ein unbefangener Fremdling aufträte, und ſie herzlich auslachte. — Man wird bei dem Fürſten von Santobona nicht leicht einen berühmten Namen aus der italiäniſchen Schule vergebens ſuchen; aber meiſtens wird man auch nur die Namen finden; mir wenigſtens iſt, noch einige ſchöne Köpfe ausgenommen, von ſeiner großen Sammlung nichts weiter als das eben genannte im Gedächtniß geblieben. —

Noch ſchlimmer iſt es mir bei dem Duca del Gesso ergangen, wo ich anfangs glaubte, man wolle meiner ſpotten. Selbſt die paar Gemählde, die durch Vorhänge verhüllt waren, würden, ohne dieſe Vorhänge, wohl nie eines Menſchen Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. So verhüllt ſich eine alternde Schöne, um wenigſtens ſchmeichelhafte Vermuthungen zu erregen. Ich kann von der Sammlung des Herzogs del Geſſo nichts weiter ſagen, denn ich bin ſo glücklich geweſen, ſie ganz zu vergeſſen.

Der franzöſiſche Miniſter Alquier iſt ein Liebhaber und Beförderer der Künſte. Seine Gemähldeſammlung iſt zwar noch klein, ſie ziert bloß ſeinen Arbeitsſaal, aber es ſind lauter auserleſene Stücke. Nur möchte ich den trefflichen Kopf des heil. Johannes, wie er abgehauen auf der Schüſſel liegt, nicht in mein Studierzimmer hängen; der große Meiſter, deſſen Namen ich vergeſſen, hat die Natur gräßlich treu copirt.

Der Marcheſe Berio iſt einer der reichſten, und, was man ſo ſelten beiſammen trifft, der gebildetſten Cavaliere. Er beſitzt eine gewählte Bibliothek, von etwa zehntauſend Bänden, die er ſelbſt nach den verſchiedenen Klaſſen der Literatur geordnet hat. Sein großer Palaſt in der Straße Toledo iſt ſehr geſchmackvoll verziert, größtentheils mit Basreliefs von der Hand des berühmten Canova. Auch von unſerm Landsmann Tiſchbein fand ich hier das Original eines Gemähldes, von dem ich ſchon irgendwo in Deutſchland die Copie geſehen und bewundert hatte: ein Mann und ein Jüngling, die zu Roß von der Jagd zurückkehren, mit Beute von wilden Thieren behangen ſind, und hinter ſich einen erlegten Löwen ſchleppen. Der Jüngling iſt ganz nackt; das Ganze im antiken Styl, ſehr poetiſch gedacht, bringt treffliche Würkung hervor. — Einen Garten beſitzt

ter Marcheſe, der dem Wundergarten der Semiramis gleicht, denn er iſt im zweiten Stockwerk befindlich. Wodurch er aber einen großen Vorzug vor dem Garten der Semiramis gewinnt, iſt ein Pavillon, in dem eine herrliche Gruppe von Canova ſteht, Venus und Adonis. Man behauptet zwar, es ſey keine von des vortrefflichen Künſtlers beſten Arbeiten, und man mag Recht haben. Doch das ſchlechteſte Produkt von Canova's Meißel (wenn man anders das Wort ſchlecht hier gebrauchen darf) iſt noch immer ſo überraſchend ſchön, daß ein Menſch von einigem Gefühl in der erſten Viertelſtunde ſchwerlich daran denken mag, Fehler aufzuſuchen. — Jeder Fremde ſuche durch einen Bekannten ſich bei dem Marcheſe Berio einführen zu laſſen, er wird, außer dem Kunſtgenüſſe, auch in der Geſellſchaft eines Mannes ſich wohl befinden, der Sinn für Wiſſenſchaften hat, mehrere europäiſche Sprachen fertig redet, und zugleich ein liebenswürdiger, zärtlicher Familienvater iſt. Ich wüßte nichts an ihm auszuſetzen, als daß er den Gaſt mit Höflichkeiten zuweilen faſt erſtickt.

13. Die Studien.

Sicher wird niemand errathen, was man in Neapel unter dieſer Benennung verſteht. Die Königliche Bibliothek und die Sammlung von antiken Statüen werden, beide zuſammen, mit dem Namen Studien bezeichnet. Aber man bilde ſich ja nicht ein, daß dort ſtudirt werde. Zwar ſteht die Bibliothek dem Publikum täglich von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr Mittags offen, ich ſelbſt habe, während meines Aufenthalts, wohl zwanzig ganze Vormittage darin zugebracht, doch nie habe ich, außer einigen Studenten und denen, welche ihre Pflicht feſſelte,

Jemand hier gefunden. Da iſt es in Paris ganz anders; da ſitzen die Wißbegierigen in allen Sälen an langen Tafeln, die Unterbibliothekare haben genug zu thun, die verlangten Bücher herbei zu holen, und ſogar Türken fand ich dort, die in arabiſchen Schriften blätterten. Hier lieſt und blättert niemand; alles iſt ö d e, aber darum doch nicht ſt i l l. Die Bedienten und Handlanger der Bibliothek ſind ſo wenig gewohnt, fremde Studirende dort zu ſehen, daß ſie beſtändig laut ſingen und plärren, und gar nicht daran denken, daß Jemand dadurch geſtört werden könne. Der Bibliothekar iſt ein höflicher Mann, der ein wenig franzöſiſch radebrecht. Da er einen Königl. Befehl erhalten hatte, mich ungehindert die Bibliothek und deren Manuſcripte benutzen zu laſſen, ſo war er ſo gefällig, mir ein eigenes Zimmer einzuräumen, wo ich ganz ungeſtört zu ſeyn hoffte. Aber ein Menſch, der kein Schüler mehr war, und der, ohne dazu gezwungen zu ſeyn, täglich vier Stunden hier zubrachte, ſchien den Leuten ſo merkwürdig, daß alle Augenblick dieſer oder jener die Thür öffnete, und mir ein Weilchen mit Verwunderung zuſah, bis ſie es endlich gewohnt wurden und aufhörten, mir läſtig zu ſeyn. — Vor dem Haupteingang hat man, unter andern Geſetzen, auch in Marmor gegraben: daß keinem bei der Bibliothek angeſtellten Beamten ein Geſchenk gemacht werden, und keiner ſich unterſtehen ſolle, etwas anzunehmen. Aber derjenige Fremde würde ſehr ſchief angeſehen werden, der ſich an dieſes Verbot kehrte, denn alle Blicke ſind gierig auf ihn gerichtet, alle Hände erſcheinen ihm hohl gekrümmt, und für das, was er bei einem gewöhnlichen Beſuch zu ſehen bekommt, muß er r e ch t v i e l zahlen.

Das Gebäude iſt, den Schmutz abgerechnet, ſchön. Eine breite, künſtlich gebrochene Paradetreppe führt zu dem groſ-

ßen Saale, der etwa achtzig Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite iſt. Die Wände deſſelben ſind zwei Stockwerke hoch, mit Büchern tapezirt, um den zweiten Stock läuft eine ſchmale hölzerne Gallerie. Die Bücher ſind nach den Wiſſenſchaften geordnet, und über jeder Abtheilung hängt ein Täfelchen, auf welchem geſchrieben ſteht, was darunter zu ſuchen iſt: z. B. Poeten, Grammatiker, Rhetoren u. ſ. w. Die theologiſchen Schriften ſind die zahlreichſten, obgleich man, um ihre unverhältnißmäßige Anzahl nicht gar zu auffallend zu machen, ſie wiederum in mehrere Zweige vertheilt hat, als da ſind: Kirchenväter, Concilien, Bibeln u. ſ. w. Zuſammen genommen machen ſie reichlich ein Sechstheil des Ganzen aus. Unter den Polygraphen ſteht Bayle! übrigens ſind die Polygraphen faſt lauter Deutſche. — Auf die Sammlung von Kupferſtichwerken ſcheint man ſich etwas einzubilden. Sie iſt, im Vergleich mit der Pariſer, nicht des Nennens werth. — Der Handſchriften ſind ziemlich viele, aber man bekommt nichts weiter davon zu ſehen, als die Paradeſtücke, die ſie jedem Fremden vorreiten, nehmlich: eine Bibel mit ſchönen Gemählden, (unter welchen mir aufgefallen, daß die Schlange, welche Eva verführt, einen Frauenzimmerkopf hat) ein vortrefflich geſchriebener Homer, der noch merkwürdiger dadurch wird, daß Raphael ſein Portrait hinein gemahlt hat. Warum? wußte der Führer nicht eigentlich zu ſagen. Er meinte, es ſey auf Verlangen eines Medicis geſchehen, von welchem dies Manuſcript nachmals an die Bibliothek gekommen. Ein ſehr ſauberer Virgil; Briefe, ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters aus dem ſiebenten Jahrhundert, und endlich, ein eigenhändiges Manuſcript von Taſſo, welches beſonders alle diejenigen zu ihrem Troſte beſehen mö-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen, die eine unleſerliche Hand ſchreiben. Ich fragte nach deutſchen Handſchriften, aber vergebens. Es ſind welche da, war die Antwort, doch man zeigte ſie nicht. Die Manuſcripte füllen ein eigenes großes Zimmer, welches aber dem Publikum nicht offen ſteht, ſondern in der Regel verſchloſſen iſt. Daß man auch den bekannteſten Einwohnern, kein Buch nach Hauſe leiht, iſt ein großes Hinderniß, die Bibliothek zu benutzen, wenn man nicht Equipagen hält, oder zufällig in der Nachbarſchaft derſelben wohnt. Die Anzahl der Bände ſoll ſich über achtzigtauſend belaufen. Der große Saal iſt mit einigen ſehr mittelmäßigen Gemählden verziert, und mit bunten Kacheln gepflaſtert, die zwar einen ſehr geſchmackloſen, aber doch reinlichen Fußboden bilden. Stellt man ſich in die Mitte, und ſchreit zur Decke hinauf, ſo wird man durch ein gewaltig zitterndes Echo überraſcht.

Wenn der Fremde die Bibliothek verlaſſen, und die ſchöne Treppe wieder herunter geſtiegen, ſo betritt er rechter Hand die aller ſchmutzigſten und dunkelſten Gänge, die jemals exiſtirt haben, ſeit es Schmutz und Dunkelheit in der Welt giebt; und das iſt der Ort, wo eine herrliche Sammlung von alten Kunſtwerken, die berühmte Farneſiſche Erbſchaft, aufbewahrt wird. Hier ſteht der Farneſiſche Herkules, zürnend über den unwürdigen Platz; hier ſteigt Venus aus dem Bade, und würde wohl thun darin zu bleiben. Hier muß Flora ſich von den Blumen entwöhnen, und höchſtens mag Agrippina den finſtern Ort ihrem Kummer angemeſſen finden. Alle jene Meiſterwerke ſind ſo bekannt, daß es überflüßig wäre, davon zu ſprechen oder ſie zu loben. Selbſt unter dem Staube, der ſie verzehrt, gebieten ſie noch Ehrfurcht und Bewunderung. Hier findet ſich auch ein Denkmal der ungeheureſten weiblichen Eitelkeit, das bis zum jüngſten Tage kein

Fremder ohne Lachen anſehen wird. Eine römiſche Kaiſerin nehmlich, ich habe vergeſſen, welche, hat in einem Alter von wenigſtens ſechszig Jahren, noch den tollen Einfall gehabt, ſich in der Geſtalt derjenigen Venus, die wir die mediceiſche nennen, in Lebensgröße abbilden zu laſſen. Schon die Schaamloſigkeit des alten Weibes, ſich nackend hinzuſtellen, iſt bewunderungswürdig; aber nun vollends dieſer alte Kopf auf dem zarten jugendlichen Leibe, dieſe verſchämte Stellung, dieſes züchtige Beſtreben, Dinge zu verbergen, nach welchen bei ihr kein Auge mehr blickte; es iſt würklich zum Todtlachen. Ueberhaupt muß es wohl damals unter den Römerinnen Mode geweſen ſeyn, in dieſer beliebten Geſtalt ſich zur Schau zu ſtellen, denn ich fand noch eine Copie derſelben Venus, deren Geſicht gleichfalls ein Portrait war; doch hier verzeiht man dem Originale, denn es iſt ein ganz artiges intereſſantes Geſicht. — Die Zahl der bekannten und unbekannten Büſten iſt ſehr groß, es ſind herrliche Köpfe darunter, aber grade von den ausdruckvollſten weiß man nicht, wem ſie angehört haben. — Mehrere Basreliefs ſind von großem Werth, die beſten ſchon vor alten Zeiten in derbe hölzerne Rahmen gefaßt, mit Thüren verſehen, wie man bey Altargemählden zu thun pflegt. Einige darunter hätte ich mir gern erklären laſſen, aber wir hatten einen albernen Schulknaben zum Führer, der ſeine auswendig gelernten Namen herleierte, und ſonſt keine Frage zu beantworten wußte. Da iſt zum Beiſpiel Eines, auf dem ein junger Held zu ſchauen (der Bube nennt ihn Alexander) an welchen ſich traulich ein Genius lehnt; ihm gegenüber ſitzt ein ſchönes, verſchämt niederblickendes Mädchen (der Bube tauft es Helene) neben ihm Venus, ihm Muth zuſprechend; höher oben die Bildſäule einer Göttin, welche der Bube friſch weg zur Göttin der Ueberredung

macht; über jeder Figur iſt eine griechiſche Inſchrift, und das Ganze hat mir vortrefflich geſchienen. Soll es vielleicht Prinz Paris ſeyn? dann würde das Uebrige wohl paſſen. — Einen Catalog von dieſen herrlichen Kunſtwerken giebt es nicht. Man ſagt, es werde daran gearbeitet. Man ſagt das ein wenig ſpät, und thut es vielleicht noch ſpäter. Man ſchmeichelt ſich auch mit der Hoffnung, daß den Künſtrn bald eine minder demüthige Wohnung werde angewieſen werden. Es iſt in der That die höchſte Zeit, denn ich will wetten, daß des Königs Jagdhunde beſſer logirt ſind, als der Farneſiſche Herkules.

Leider finden ſich hier auch Spuren von der barbariſchen Kunſtgier der Franzoſen. Sie hatten, ihrer löblichen Gewohnheit zufolge, manches mitnehmen wollen, woran ſie nachher verhindert wurden; aber eine ſehr ſchöne Gruppe, Oreſt und Electra, ſteht noch eingepackt, und zwar ſo elend, ſo tölpiſch eingepackt, daß ein Bein zerbrochen worden, und der Leib des Oreſt einen Riß bekommen hat. Auch zwei Termen mit den Köpfen des Sokrates und Homer, ſtehen ſchon zum Transport bereit. An der des Sokrates iſt eine lange griechiſche Inſchrift befindlich, die man aber jetzt nicht leſen kann, weil ſie von den hölzernen Leiſten größtentheils bedeckt wird. — Ehe ich die Studien verlaſſe, muß ich noch dankbar eines Mannes erwähnen, der mit wahrer Humanität ſich beſtrebt hat, allen meinen Wünſchen, in ſo fern ſie Künſte und Wiſſenſchaften betrafen, Vorſchub zu leiſten. Es iſt der Marcheſe Tacconi, einer der Conſervatoren der Königl. Bibliothek, ein freundlicher, kunſtliebender Mann, deſſen ſchöne geräumige Wohnung einem Tempel der Muſen gleicht. Seine eigene Bibliothek iſt anſehnlich, und er beſitzt die ſchönſten und ſeltenſten Ausgaben. Seine Gemähldeſammlung iſt klein, aber auserleſen. Ich habe unter an=

dern eine Madonna von Raphael bei ihm geſehen, die mich entzückt hat. Das Chriſtuskind reitet auf einem Lämmchen. Die Idee iſt allerliebſt, und die Ausführung Raphaels Pinſel würdig.

Eine Bemerkung hat ſich mir ſchon oft beim Schreiben aufgedrungen, und jetzt eben wieder. Ich habe in Frankreich, Italien, Deutſchland, und Rußland ſo unendlich viel Bilder geſehen, die man für Werke großer Mahler ausgiebt, daß es mir gradezu-unmöglich ſcheint, daß eines Menſchen Leben hinreichen könne, ſo viele Meiſterſtücke hervor zu bringen. Wir wollen zum Beiſpiel bei Raphael ſtehen bleiben. Bekanntlich wurde er nicht alt, ich glaube nur einige dreißig Jahre; und dennoch habe ich nun ſchon ſo viele Bilder geſehen, die ihm zugeſchrieben werden, daß, wenn ſie würklich alle von ſeiner Hand wären, er wenigſtens in jeder Woche eins gemahlt haben müßte. Hat man denn kein authentiſches Verzeichniß von ſeinen Werken? — Wenn ich nur an den Vatikaniſchen Pallaſt zu Rom denke, ſo kommt es mir vor, es ſey unmöglich, daß er außerdem noch etwas anders geliefert haben könne. Vermuthlich haben Dutzende ſeiner beſſern Schüler ihren eigenen Ruhm aufopfern müſſen, um den ſeinigen zu vergrößern.

---

14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner.

Es wäre allzukühn, wenn ich mich unterfangen wollte, nach einem Aufenthalt von kaum zwei Monaten, ein Sittengemählde von Neapel zu verſprechen. Nur einzelne, aber wahre Züge vermag ich zu liefern. Die Neapolitaner haben unter andern auch das mit den Thieren gemein, daß ſie ihre Sitten nicht verheimlichen, das Unſchickliche nicht

fühlen, und daher auch keinen Beobachter ſcheuen; es iſt alſo leicht die Grundzüge aufzufaſſen, doch beſchränke ich mich auf die höheren und niederen Stände; die mittlern ſind mir ganz unbekannt geblieben. — Wenn ich von einem Volke, ohne es zu nennen, erzählte: es ſey faul, unreinlich, ſinnlich, abergläubiſch, auf Hazardſpiele mit Wuth erpicht, völlig gleichgültig gegen Künſte und Wiſſenſchaften, bloß Flitterſtaat liebend, der ehelichen Treue fremd — würde man nicht glauben, ich ſpräche von Irokeſen oder Hottentotten? — nun ja, die vornehmen Neapolitaner ſind die Wilden von Europa. Sie eſſen, trinken, ſchlafen, ſpielen. Sie haben und treiben kein anderes Geſchäft als das Spiel. Die Staaten von Europa wälzen ſich um, ſie ſpielen. Pompeji geht aus ſeinem Grabe hervor, ſie ſpielen. Die Erde bebt, der Veſuv ſpeit Flammen, ſie ſpielen. Die prächtigen Ruinen von Päſtum, wenige Meilen von hier, vor Jedermanns Augen prangend, mußten von Fremden entdeckt werden, denn die Neapolitaner ſpielten. Die erſten Herzöge und Prinzen ſind Spielwirthe. Ein Prinz Ruffano, einer der angeſehenſten des Landes, hält das erſte Spielhaus in Neapel, und außer dem ſeinigen giebt es noch zwanzig dergleichen! Dahin fährt Abends die ganze vornehme Welt. Der Fremde läßt ſich von irgend einem Bekannten präſentiren; doch das geſchieht nur pro forma. Man macht dem Wirth und der Wirthin eine flüchtige Verbeugung, welche von beiden flüchtig erwiedert, und in der Regel dabei kein Wort geſprochen wird. Uebrigens iſt man da wie auf dem Kaffeehauſe — ſchlimmer als auf dem Kaffeehauſe, denn da kann man wenigſtens für ſein Geld fodern, was einem beliebt; hier giebt es keine Erfriſchung, etwa ein Glas Waſſer ausgenommen, wenn man es vorher zehnmal bei den Bedienten beſtellt hat. Ein großer, dürftig genug

meblirter Saal iſt der Tummelplatz von Rouge et noir und faro. Hoch über einander gethürmte Stühle in einer Ecke des Saals beweiſen, daß man auf zahlreiche Geſellſchaft rechnet. Kaum iſt der bunte Haufe herein gerauſcht, ſo lagert er ſich auch ſchon mit gierigen Blicken um die Gold blinkende Tafel. Converſationen werden dieſe Zuſammenkünfte genannt, aber wehe dem, der hier eine Converſation anſpinnen wollte! Kaum einzelne Worte darf man ſich zuflüſtern; erlaubt man ſich mehr, ſo ziſchen alle Lippen, um tiefes Schweigen für die heiligen Myſterien des Spiels zu fodern. Weiber, beſonders alte Weiber, ſitzen mit langen Knochenfingern, die weit herausſtehenden Augen unbeweglich auf rouge et noir geheftet, mit grün funkelnden Augen Geld einſtreichend, oder Lamentationen über die treuloſe Fortuna aus Zahnlücken heulend. Auch junge hübſche Weiber entweihen hier die Würde der Frauen, ſprechen der Schönheit und der Grazie Hohn. Die Prinzeſſin N*** z. B., eine liebliche Geſtalt, iſt eine determinirte Spielerin. Manche andere, ihres Berufes gewiſſenhafter eingedenk, kommen, um neue Eroberungen zu machen, oder alte feſt zu halten, und in beiden Geſchäften thun ſie ſich keinen Zwang an; ein Fremder hat es auf den erſten Blick weg, wer eben dieſer begünſtigte Liebling dieſer oder jener Dame iſt. Die Männer ſind entweder gar nicht gegenwärtig, oder ſie bekümmern ſich nicht im geringſten um die Weiber, denn von der ſo ſehr verrufenen itäliäniſchen Eiferſucht wird man keine Spur gewahr. Auch Geiſtliche, und ſogar Kinder ſpielen, wie z. B. die kleine achtjährige Tochter des Marquis Berio, der einer der aufgeklärteſten Neapolitaniſchen Kavaliere iſt. — Einige behaupten, dieſe heilloſe Spielwirthſchaft trage dem Prinzen Ruffano jährlich fünfzigtauſend Dukaten ein. Andere wollen wiſ-

ſen, er bekomme bloß täglich zwölf Dukaten dafür, daß er ſein fürſtliches Palais zum Tripot einräume. Er ſelbſt iſt nicht Bankier, aber vielleicht hat er Antheil an der Bank, und ſo könnte beides wahr ſeyn. Der Bankier wird, in ſeiner Art, für einen ſehr ehrlichen Mann gehalten; wenigſtens iſt gewiß, daß er ohne Mißtrauen ſpielt, und zuweilen auf ausdrückliches Verlangen, eine gewonnene Summe zweimal auszahlt, wie ein nachſtehender ſicherer Beobachter mit eigenen Augen geſehen hat. Ein anderer, gleichfalls zuverläßiger Mann, hat mich verſichert, man müſſe überhaupt ſchnell ſeyn, das Gewonnene einzuſtreichen, denn ſehe man ſich etwa dazwiſchen einmal um, ſo überhebe einen der Nachbar der Mühe. Vielleicht iſt dieſes wie jenes geſchehen, aber geſchehen iſt es.

Wer nun einmal in dieſen Spielgelagen präſentirt worden, der kann da täglich ab- und zugehen, wie auf einem Kaffeehauſe, kann auch andere Fremde gelegentlich wiederum präſentiren, deren Namen man eben ſo wenig behalten wird, als den ſeinigen; es wäre denn, daß er ſelbſt fleißig und hoch ſpielte, denn das iſt die einzige Möglichkeit in den guten Geſellſchaften von Neapel die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn. — So wird, bis zwei Uhr in der Nacht, Zeit, Geld, Geſundheit und Sittlichkeit verſpielt. Dann fährt man nach Hauſe, um bis gegen Mittag zu ſchlafen. Alsdann wird etwa ein Spaziergang in der Villa reale gemacht, wo das Schnappen nach friſcher Luft Mode iſt. Die jungen Herren fahren in einem Karrikel dahin, um ſich und ihre Pferde zu zeigen. Um zwei, höchſtens drei Uhr wird zu Mittage geſpeiſt, und nach dem Eſſen folgt eine Spazierfahrt, entweder in Santa Lucia, oder auf der Magdalenenbrücke, oder wo ſonſt eben im Winter die Sonne hinſcheint. Um die Sonne wäre es aber im

Grunde wenig dabei zu thun, wenn ſie nicht fein hell leuchtete, daß man Reize, Kleiderprunk und beſonders Equipagen in ihrem Licht zur Schau ſtellen kann. Auf Equipagen halten die Neapolitaner gewaltig viel, nicht eben auf koſtbare oder ſehr elegante Equipagen; ſie darf nur mittelmäßig ins Auge fallen, es dürfen nur acht Pferdebeine davor geſpannt ſeyn, ſo iſt es ſchon genug; denn nichts auf der Welt fürchtet man hier mehr, als das ſchreckliche Unglück, zu Fuße zu gehn. Daher ſagt man auch von einem armen Teufel, der ſich durch das Spiel ruinirt hat, nicht: er hat kein Brod, ſondern: der arme Mann! er geht zu Fuße. Die neapolitaniſche Pferderace hat ihren Ruhm auch überlebt, ſeitdem die Franzoſen, die alles brauchen können, die ſchönſten Hengſte weggeführt haben. — Nach einer ſolchen Spazierfahrt, wo die Kutſchen, wie ein Leichenconduct, dicht hinter einander herziehen, begiebt man ſich entweder ins Theater, um zu plaudern, oder nach Hauſe, um ſich im Stillen zu langweilen, bis die erſeufzte Spielſtunde wiederum ſchlägt. Und das iſt nun der tägliche Kreislauf eines vornehmen Neapolitaners. Es giebt Leute unter ihnen, wie z. B. der Fürſt Angro, die acht bis zehn der herrlichſten Villa's beſitzen, und ſich doch nie aus Neapel entfernen, weil ſie dort nur grün, nicht aber roth und ſchwarz zu ſehen bekommen. — Um die ſogenannten Converſationen noch anlockender für fremde junge Gimpel zu machen, geben die Spielwirthe dann und wann auch Bälle in engen, fürchterlich heißen Zimmern. Da wird bei ſchlechter Muſik und ſchwacher Beleuchtung von nachläßig gekleideten Perſonen ſchlecht getanzt. Das währt ein paar Stunden; man ſieht, daß der Tanz bloß Uebergang zu höhern Freuden iſt, und daß er hier betrachtet wird, wie in manchen Bürgerhäuſern die Suppe, von welcher die Kin-

der oft wider Willen erſt eſſen müſſen, ehe ſie Fleiſch bekommen. Das Geſchrei und Geſchnatter der Damen iſt dabei unausſtehlicher als ſonſt irgendwo in Europa, denn erſtens ſchwatzen die Italiänerinnen überhaupt, daß einem Fremden die Ohren gellen, auch können ſie gar nicht ſprechen, ohne alle Geſichtsmuskeln dabei in Bewegung zu ſetzen; zweitens iſt der hieſige gemeine Dialekt widerlich breit und lämmerblökig (man erlaube mir dies neue Wort, es iſt bezeichnend) und wahrhaftig, die vornehmen Damen ſprechen eben ſo zwanglos in dieſem gemeinen Dialekt, als die Fiſchweiber. Man wird mich nicht der Uebertreibung beſchuldigen, wenn man hört, daß die Neapolitaner das Toskaniſche gleich einer fremden Sprache lernen, ſo wie etwa die Pommerſchen Bauern das Hochdeutſche lernen würden. Ich habe ſelbſt eine Bekanntmachung von einem Sprachmeiſter geſehen, der, außer dem Lateiniſchen, Deutſchen, Holländiſchen und Spaniſchen, ſich ausdrücklich erbot, das Toskaniſche zu lehren. Für Ruſſen, die Sibirien kennen, mache ich hier im Vorbeigehen die Bemerkung, daß der Neapolitaniſche Dialekt ſich von dem beſſern Italiäniſchen gerade ſo unterſcheidet, wie der der Sibiriacken von dem der übrigen Ruſſen; eben dies ſingende, das dem Sibiriſchen Bauer ſo eigen iſt. Wer auch beide Sprachen verſteht (Italiäniſch und Ruſſiſch) wird doch ſchwerlich unterſcheiden, welche von beiden er hört, ſobald Neapolitaniſch und Sibiriſch geſprochen wird.

Daß auch die hieſigen Damen nicht verſchmähen ſich im Volkston auszudrücken, iſt ein Beweis ihrer gänzlichen Unkultur, und ſpricht zugleich der Kultur ihrer Liebhaber das Urtheil. Man ſollte glauben, die meiſten Damen ſprächen wenigſtens franzöſiſch, beſonders jetzt, da die ſo oft in nähere Beziehung mit den Franzoſen kommen; aber ſo

iſt es doch nicht. Man ſtößt hier überhaupt ſehr ſelten auf Jemand der franzöſiſch ſpricht, wenn er ſich auch zu den höchſten Ständen oder zu den Gelehrten rechnet. Spricht er es ja, ſo geſchieht es mit einem ſo verdammt kauderwälſchen Italiäniſchen Accent, daß man die größte Mühe hat ihn zu verſtehen. Der jetzige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Micheroux, macht hievon eine Ausnahme; er ſpricht gut, und iſt überhaupt ein ſehr angenehmer Mann, den ſelbſt eine ſchmerzhafte Krankheit nicht abhält, diejenigen die ihn beſuchen, ſtundenlang geiſtreich zu unterhalten. Er ſtammt aber auch aus einer Franzöſiſchen Familie, und war lange Zeit an fremden Höfen bei Geſandtſchaften angeſtellt. — Doch ich erinnere mich faſt zu ſpät, daß wir noch auf dem Balle ſind, und daß wir, von andern Dingen ſchwatzend, leicht im Dunkeln bleiben könnten, denn ſobald nach eilf Uhr die Muſikanten mit ihren Inſtrumenten entwichen ſind, ſobald werden auch die Lichter im Tanzſaal ausgelöſcht, es mögen ſich noch Gäſte darinnen befinden oder nicht. Dies ſeltſame Lichterauslöſchen geſchieht doch wohl ſchwerlich aus Sparſamkeit, ſondern nur den Gäſten dadurch zu verſtehen zu geben: „jetzt trollt euch zum Spieltiſch!“ — das thun ohnehin die meiſten unerinnert, und nun fängt das eigentliche ſtille Leben erſt an. Jeder dankt Gott, daß der Ball zu Ende iſt.

Aber genug von Spielgeſellſchaften, höre ich den Leſer ſagen, jetzt führe man uns auch in andere, wo keine Hazardſpiele die Palläſte der Großen herabwürdigen, ſondern höchſtens ein Commerceſpiel erlaubt wird. Ich bedaure dies billige Verlangen nicht erfüllen zu können, denn wahrhaftig, es giebt gar keine andere Zuſammenkünfte in Neapel als jene berüchtigten Converſationen. Man vergeſſe nicht, daß ich bloß von den Einheimiſchen ſpreche, denn einige Frem-

de haben freilich die Bildung ihres Vaterlandes in ihre eigenen Cirkel verpflanzt, die ſie aber auch ſorgfältig rein zu erhalten ſtreben, und gewöhnlich bloß Fremde darinnen aufnehmen. Ich nenne z. B. die Häuſer des Engliſchen Miniſters Eliot und der Ruſſiſchen Gräfin Skawronsky. Die letztere wohnt ſchon ſeit vielen Jahren hier, macht ein ſehr angenehmes Haus, in welchem ſie, trotz ihres hohen Alters, die Unterhaltung durch ihre Launen würzt und auch wohl bisweilen pfeffert; aber kein Neapolitaner erhält leicht Zutritt zu ihr, es ſind immer nur fremde Zugvögel, die bei ihr aus- und einflattern. — Als ich jene beide Häuſer nannte, hätte ich die Worte zum Beiſpiel doch nicht hinzufügen ſollen, denn es ſind die einzigen, welche dem ſpielhaſſenden Fremden eine Zuflucht gewähren; es wäre denn, daß er Luſt hätte eine Liebſchaft anzuſpinnen, welches, beſonders Fremden, hier nicht ſchwer fallen ſoll. Man verſichert mich, daß die ſchönen und häßlichen Ducheſſen, Principeſſen keinen Liebhaber verſchmachten laſſen, und daß ein Ton unter ihnen herrſcht, der dem beſten dieſer Art, unter den Linden in Berlin, nichts nachgiebt.

Von der ſonſt ſo fürchterlich beſchriebenen Eiferſucht der Italiäner hat der Fremde nichts zu fürchten, die findet ſich nur noch in Deutſchen Romanen. Nicht bloß der Gemahl legt ihm keine Hinderniſſe in den Weg, auch ſelbſt der Cicisbeo iſt verſchwunden, man wird dies letztere zweideutige Weſen nirgend mehr gewahr. Eheliche Treue darf hier nur fliehend, oder vor dem Spott ſich verſteckend gemahlt werden, daher ſind auch die Neapolitaner die einzigen Europäer, welche in einer Vorſtellung von Menſchenhaß und Reue nicht weinen, ſondern lachen, weil ſie gar nicht begreifen können, warum man ſolch Aufſehens

von einer alltäglichen Kleinigkeit mache? — Wie weit man es in dieſer Art zu denken gebracht, und wie ſehr dergleichen im großen Styl getrieben wird, mögen zwei Beiſpiele beweiſen.

Eine verheirathete Dame hatte, wie ſichs gebührt, einen jungen Officier zum Liebhaber, den ſie, wie ſichs gebührt, nach einiger Zeit überdrüßig wurde, und einen andern nahm. Der Officier war ſo thöricht, ſich darob zu grämen; er liebte das Weib in der That, und bemühte ſich zärtlich, ſie wieder in ſeine Arme zu locken. Eines Tages traf er ſie allein, man erklärte ſich wechſelſeitig, des Liebhabers Vorwürfe rührten, ſeine Bitten ſiegten, man ſöhnte ſich feierlich aus, und beide verlohren ſich zuletzt in ein dämmerndes Kabinet, um der Verſöhnung das letzte Siegel aufzudrücken. Glücklich wie ein Gott, oder vielmehr wie ein Liebender und geliebter Menſch, verließ der Officier gegen Abend ſeine wieder gewonnene Schöne. Es fiel ihm freilich ein wenig auf, daß nicht weit von ihrem Hauſe ihm ſein Nebenbuhler begegnete, aber — dachte er lächelnd — der wird abgewieſen werden. Er blieb ſtehen, um dieſen Triumph in einiger Entfernung zu genießen. Der Nebenbuhler wurde nicht abgewieſen. Das beunruhigte den Officier im erſten Augenblick, aber — tröſtete er ſich im zweiten — ſie muß ihm ja doch erklären, daß nichts mehr für ihn zu hoffen iſt. Nur darum hat ſie ſeinen Beſuch angenommen, und der arme Teufel wird ſchnell genug zurückkommen. Aber der arme Teufel kam nicht zurück. Ein ſchneidender Argwohn zuckte durch die Bruſt des Officiers, doch zum drittenmal faßte er Muth. Eine ſolche Unterredung, ſprach er zu ſich ſelbſt, iſt ja nicht in wenigen Minuten abgethan; der überläſtige Menſch wird bitten, toben, knieen; man weiß ja wohl, wie bei ſolchen Gelegenheiten das hundertmal Ge-

ſagte noch hundertmal wiederholt wird, und wie ſchwer es der Eitelkeit fällt, ſich zu überreden, man werde nicht mehr geliebt. Die arme Frau wird genug bei dieſer Unterredung auszuſtehen haben, es wäre grauſam, ſie noch obendrein durch Mistrauen zu kränken. — Durch ſolche Troſtgründe ſuchte er ſich zu beruhigen, und da es ihm endlich doch gar zu lange währte, ſo ging er nach Hauſe, mit dem Vorſatz, ſich am andern Morgen von ſeiner Dame recht umſtändlich erzählen zu laſſen, wie ſie den Nebenbuhler abgefertigt habe. — Statt dieſer Erzählung aber erſchien am andern Morgen ein Billet von der Dame, worinnen ſie ihm ganz trocken meldete, ſie habe ſich, trotz der geſtrigen Ausſöhnung, wiederum anders beſonnen, und wolle ihn nicht wieder ſehen. Betäubt antwortete der Unglückliche Alles, was Liebe und Verzweiflung ihm eingaben. Beſonders führte er ihr zu Gemüthe, daß ihre Ausſöhnung ja keine gewöhnliche, pro forma geſchehene ſey, ſondern daß die Liebe ſelbſt durch ihre ſüßeſten Freuden ſie beſiegelt habe. Er ſchloß mit der Drohung ſich zu erſchießen, wenn die Grauſame bei ihrem Vorſatze beharre. Und die Grauſame beharrte. Sie gab zwar zu, daß der erneuerte Bund im innerſten Heiligthum des Tempels der Liebe geſchloſſen werden ſey, entſchuldigte ſich aber damit, daß ſie ihn auf keine andere Weiſe habe los werden können. Doch von nun an ſey ihre Thür ihm verſchloſſen, und wenn er ſich wirklich erſchießen ſollte, ſo würde es ihr zum Ruhme gereichen, daß ein ſo ſchöner Jüngling um ihretwillen dem Leben entſagt habe. — Der Officier erhielt dies letzte unverſchämte Billet in einem Kaffeehauſe, ſtand plötzlich auf, ſagte zu einigen Freunden, er müſſe verreiſen, nahm Abſchied von ihnen, ging nach Hauſe und ſchoß ſich todt. Die Dame lebt noch und treibt es noch immer nach wie vor. — — —

Ein Duca, der für den ſchönſten Mann in Neapel gilt, heirathete ein liebenswürdiges, unbeſcholtenes Mädchen, das, zu ſeiner eigenen nicht geringen Verwunderung, auch als Frau liebenswürdig und unbeſcholten blieb. Dennoch wurde der Herr Duca ihrer ſehr bald überdrüßig, und bewarb ſich mit großem Eifer um die Liebe einer Principeſſa (deren Namen ich, ſo wie den ſeinigen verſchweige). Endlich gelang es ihm, die Gunſtbezeugungen der neuen Geliebten zu erringen, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, ſo lange ihre Verbindung dauere, ſeine junge hübſche Gemahlin bloß als ſeine Schweſter zu betrachten. Er verſprach Alles; das Verſprechen wurde ihm leichter als das Halten, denn gar bald verrieth ein kleiner lebendiger Zeuge ſein gebrochenes Wort. Die edle Prinzipeſſa tobte, ſie wollte nichts mehr von ihm hören. In dieſer Klemme ſchwur er Stein und Bein, er ſey nicht Vater zum Kinde ſeiner Frau. Die Prinzipeſſa ſtutzte. Ein Ehemann, der ſich heldenmüthig ſelbſt einen ſolchen Schimpf aufbürdet, imponirte ihr einen Augenblick. Doch ihre Eiferſucht begehrte ſtärkere Beweiſe. Er erbot ſich zu Allem. „Iſt das Kind nicht das Ihrige,“ ſprach ſie, „ſo ſchicken ſie es augenblicklich ins Fündelhaus.“ — Der Duca ging, und ſchickte ſein Kind ins Fündelhaus, trotz der Verzweifelung der Mutter, von deren Unſchuld ganz Neapel noch jetzt überzeugt iſt.

Dieſe Beiſpiele, deren Zahl und Mannichfaltigkeit ohne Grenzen ſind, mögen zur Aufmunterung des Fremden dienen, der ein Liebhaber von Intriguen im höhern Style iſt, er kann ſicher ſeyn, daß er auf nichts, was Sittlichkeit und Natur beleidigen könnte, Rückſicht zu nehmen braucht. Nur eine Vorſicht iſt ihm zu empfehlen: die Sorge für ſeine Geſundheit. Er laſſe ſich ja nicht dadurch einſchlummern, daß ſeine Geliebte eine

Ducheſſa oder Marcheſina iſt; das vermindert die Gefahr keineswegs. Viele dieſer Göttinnen werden von ihren Eheherren angeſteckt, und aus ſolchen kleinen Unannehmlichkeiten macht man hier kaum ein Geheimniß. Bekanntlich iſt die Luſtſeuche in wärmern Himmelsſtrichen überhaupt nicht ſo gefährlich als in kältern, daher macht man hier auch nicht mehr Weſens davon als von einem Schnupfen oder Huſten. Aus dem Munde eines Arztes habe ich es, daß unter den höhern Ständen ſelten eine Familie ganz frei davon iſt, und daß man bei jeder andern entſtehenden Krankheit Rückſicht auf dieſe vernachläſſigte nehmen muß. Abgefreſſene Naſen ſieht man freilich nur unter dem gemeinen Volke, das noch ſpäter Hülfe ſucht, weil es nicht im Stande iſt, ſie zu bezahlen.

Die wenigen Stunden, welche Spiel, Liebe, Theater und Schaugepränge noch übrig laſſen, füllen die Neapolitaner mit Religionsübungen aus. Man hat mich verſichert, daß die vornehmen Sünderinnen ſich zuweilen herablaſſen, in den Hoſpitälern Kranke zu pflegen, wobei es vermuthlich ſo zugeht, wie bei dem Fußwaſchen, welches der Kaiſer verrichtet. Die vermummten Brüderſchaften beſtehen zum Theil aus dem erſten Adel. Ich habe zuweilen einzelne Glieder derſelben geſehen, die Allmoſen für die Seelen im Fegfeuer betteln, und die für wahre Elegants unter den Geſpenſtern gelten könnten. Ihre übergeworfenen langen Kappen waren von der feinſten Leinewand, ſchneeweiß gewaſchen, an kühlen Tagen trugen ſie ein kurzes Mäntelchen von dem ſchönſten rothen Scharlach darüber; der Pilgerhut, der an ihrer Seite hing, ſchien vom weichſten Biberhaar gemacht, Schuh und ſeidene Strümpfe verriethen, daß die ganze Mummerei einen beſſern Anzug bedecke. Da gingen ſie denn, mit einer zierlichen Taſſe in der Hand, von Haus zu Haus, reckten ſie jedem Krämer ſchüttelnd hin,

em-

empfingen gewöhnlich ein Kopfſchütteln zur Antwort, gingen ohne Murren weiter, und meinten nun, auf dieſe elende Weiſe ſich ein Verdienſt um unſern Herr Gott erworben zu haben.

Ihr Aberglaube äußert ſich zuweilen auf die lächerlichſte Art. Neulich wurde im Theater Fiorentini ein Luſtſpiel von Federici gegeben. Mitten in der Vorſtellung erlauſchten einige fromme Ohren den Ton des Glöckleins, welches verkündet, daß der liebe Gott über die Straße zu einem Kranken getragen wird. Sogleich wurde laut geziſcht, und einige Stimmen riefen den erſchrockenen Schauſpielern zu: ſie ſollten ſich wegbegeben, il nostro signore gehe eben vorbei. Wie ein Blitz fuhren die Schauſpieler in die Couliſſen, das ganze Parterre fiel auf die Kniee, in allen Logen wurde geknieet. Hinter den Couliſſen knieeten die geſchminkten und geputzten Komödianten, und alle Köpfe beugten ſich zur Erde, bis das Glöcklein nicht mehr zu vernehmen war. Dann traten die Schauſpieler wieder hervor, und der luſtige Zufall wollte, daß die unterbrochene Scene eben auch wieder mit Knieen vor einem Theater-Fürſten anheben mußte. — Wo ſolcher Unſinn noch im Schwange geht, da iſt nicht gut Hütten bauen, wenn gleich die Natur, wie hier in der That geſchehen, ihr reichſtes Füllhorn ausgegoſſen hat.

Nirgend wird wohl häufiger gebeichtet als in Neapel. Ich habe, bei meinem öftern Beſuchen der Kirchen, die Beichtſtühle, deren in jeder Kirche eine große Anzahl ſind, faſt nie leer gefunden. Gewöhnlich ſieht man aber zwanzig beichtende Weiber gegen einen Mann. Das beweiſet doch wohl ſchwerlich die größere Sündhaftigkeit des ſchönen Geſchlechts, ſondern vielmehr die größere Verſtockt-

heit des unſrigen. Auch mögen die Weiber lieber ſchwatzen und um jeden Preis Männer mit ſich beſchäftigen.

Volkmann ſchmäht hin und wieder auf einige Reiſebeſchreiber, die ſich Spöttereien gegen die Katholiken erlauben; er meint, das ſchicke ſich nicht, man müſſe Jeden glauben laſſen, was er wolle. Darinnen hat er allerdings recht, wenn man ſo wie er, bloß in der Abſicht reiſt, um einen trockenen Catalog von Merkwürdigkeiten anzufertigen. Wer aber nicht bloß ſehen, ſondern auch gern denken mag, der muß urtheilen, wenn gleich zuweilen ſchief oder falſch; denn ein Menſch der ſchief urtheilt, iſt immer noch kräftiger, als einer der gar nicht zu urtheilen wagt.

Ich habe nur noch ein Wort von der Unreinlichkeit der Neapolitaner zu ſagen; doch will ich eben nicht behaupten, daß ſich dieſelbe, in den höhern Ständen, bis auf ihre Zimmer erſtrecke, denn ich ſah manche derſelben ſehr reinlich und elegant. Aber ihre Häuſer, ihre Eingänge, ihre Treppen, ſind lauter Kloake; und mich dünkt, wenn es nichts ſeltenes iſt, auf der Treppe eines Großen, Menſchenkoth zu finden, ſo iſt der Schluß nicht zu kühn, daß es mit der innern Reinlichkeit auch nicht ſonderlich beſtellt ſeyn möge. —

Für die Liebe der Großen zu den Wiſſenſchaften geben die Buchhandlungen einen ganz richtigen Maaßſtab. Ihrer ſind zwar ſehr viele — unter ihnen die Gebrüder Terres die berühmteſten — aber Erbauungsbücher und einige Ueberſetzungen aus fremden Sprachen ausgenommen, wiſſen ſie dem Nahrungſuchenden nichts anzubieten. Klagen darüber beantworten ſie durch das freimüthige Geſtändniß, daß in Neapel Niemand ſchreibt, Niemand lieſt und folglich auch Niemand Bücher kauft. Höchſtens ſchaffe ſich dieſer oder jener Große eine Bücher-Sammlung zum

Staat an. Daſſelbe gilt von Gemählden, die allenfalls noch der Mode wegen gekauft werden. Es giebt einige gute Mahler hier, aber ſie ſind Fremde. Mit der Bildhauerei iſt es noch ſchlimmer beſtellt, ich habe nicht erfahren, daß irgend ein Künſtler von Bedeutung in dieſem Fache hier zu finden ſey. Gäbe es Einen, ſo würde er auch bloß für Grabmäler zu arbeiten haben. —

Laßt uns eine Stufe tiefer zu den mittlern Ständen hinabſteigen. In andern Ländern werden dieſe durch Kaufleute und Gelehrte formirt; hier giebt es aber keine Gelehrte, an ihre Stelle treten die Advokaten, die eben nicht im beſten Rufe ſtehen und deren Anzahl faſt ſo groß ſeyn ſoll, als die der Lazzaronis. Mir iſt ein Beiſpiel bekannt geworden, eine kleine Begebenheit aus den letzten Tagen, welche eben auch keinen Beweis für die ſtrenge Sittlichkeit dieſer Klaſſe abgiebt. Ein Deutſcher ſah ein hübſches Mädchen, die ſittſame Tochter eines Advokaten, öfter am Fenſter; ſie gefiel ihm ſo ſehr, daß er ihre Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Um dieſen Wunſch zu erfüllen, ſchrieb er ihr ohne Umſtände ein Billet, und bat um eine Zuſammenkunft. Das Billet wurde ohne Umſtände angenommen und beantwortet. Das Mädchen meldete ihm ganz züchtig, ſein Beſuch werde ihr ſehr angenehm ſeyn, er möge ſich nur gegen Abend bei ihr einfinden, wo er auch die Geſellſchaft einiger Verwandten antreffen werde. Er kam, fand eine ehrbare Geſellſchaft, wurde zuvorkommend aufgenommen, und ging öfter hin. Man könnte wähnen, das ſey nur löbliche Gaſtfreiheit, und in der That wäre das z. B. in Rußland gar nichts beſonderes. Aber Gaſtfreiheit iſt hier ein Fremdling, und weit eher iſt zu vermuthen, daß etwa eine Spekulation dabei zum Grunde lag. Mehrere dergleichen Anek-

deten berechtigen mich zu dieſer Vermuthung. Indeſſen habe ich von dem Mittelſtande zu wenig in Erfahrung gebracht, um wagen zu dürfen, über ſeine Sitten abzuurtheilen. Nur das weiß ich, daß er eben ſo unwiſſend und eben ſo abergläubiſch iſt, als der höhere Stand, und daß bei ihm, an die Stelle von rouge et noir, das verdammte Lotto tritt, dem er mit gleicher Wuth ergeben ſcheint. — Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beigewohnt; es iſt ein Volks-Spektakel, das ein Fremder zu genießen nicht verſäumen ſollte. In einem ſehr großen Saal des Gerichtshauſes (Vicaria) verſammeln ſich eine Menge ſchwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche ſehr reichlich dafür bezahlt werden, daß ſie ſich alle vierzehn Tage Einmal hier gemächlich niederlaſſen und ein Viertelſtündchen verweilen. Der Waiſenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, iſt über und über mit heiligen Bilderchen behangen, und wird, ehe er ſein vermaledeites Amt verwaltet, von einem Pfaffen eingeſegnet und mit Weihwaſſer beſprützt. Gegen zweitauſend Menſchen haben ſich in den Saal geſtopft, und obgleich alle Fenſter und Thüren offen ſtehen, ſo iſt dennoch die Luft dermaßen mit mephitiſchen Dünſten geſchwängert, daß ich faſt vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöſchen. Wo möglich noch ärger als der Geſtank, iſt das Geſchrei und Pfeifen dieſes raſenden Pöbels. Oft muß man ſich fragen: bin ich in einem Tollhauſe? — So oft Einer von den ehrenfeſten Herren erſchien, die bei der Ceremonie präſidiren, wurde er, weil es ſchon etwas ſpät war, ſo wüthend ausgepfiffen, daß der ſchneidende Ton das Gehirn erſchütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichſten Geſchrei begleitet. Die erſte herausgezogene Nummer (welche der vorſitzende Miniſter von dem Kinde empfängt,

und dann einem hinter ihm ſtehenden Lazzaroni mittheilt) fand großen Beifall, und ein jauchzendes Geſchrei erſchütterte abermals das Gewölbe. Die zweite Nummer hingegen wurde ſchmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht nachher erdrückt zu werden. An der Treppe fand ich abermals eine Beutelſchneiderei; es hatte nehmlich eine fromme Seele ſogleich auf die zahlreiche Verſammlung ſpekulirt und ſich mit einer Taſche dahin geſtellt, um für die armen Seelen im Fegfeuer Geld zu betteln. — Das war allerdings gut berechnet, beſonders vor der Ziehung, wo ein Jeder noch bei der Glücksgöttin einer Vorſprache bedurfte. Uebrigens ſaß die Treppe voll bettelnder Krüppel, und damit man die Hauptzüge des Neapolitaniſchen Volks (Aberglauben, Spielwuth, Armuth und Unſauberkeit) hier alle beiſammen finden möchte, ſo war gleich neben der Treppe, im zweiten Stock, ein Kl — angelegt, das heißt, es war erlaubt, hier auf offener Gallerie — — — — — — — —, und es geſchah ſehr häufig. — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tauſende, welche oben ſchrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein ſtarker Platzregen, aber daran kehrte ſich Niemand. Mit und ohne Regenſchirme bildete das Volk zu beiden Seiten eine dicke lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnſte ausgezahlt werden. So bald oben eine Nummer gezogen war, wurde ſie aus dem Fenſter einem deshalb bereit ſtehenden Laſtträger zugerufen, dieſer ſetzte ſich ſogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hauſe davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängſtlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. So bald der Pöbel auf den Straßen den erſten dieſer Laſtträger von ferne erblickt, ſo wirbelt auch ein blöckendes Geſchrei ſich in

die Luft; viele tauſend Hände durchſägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen ſich alle Lippen, um dem Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Gegenſtand mitzutheilen; bald aber legt ſich der Sturm und Alles wird wieder ruhig, um dem zweiten Laſtträger entgegen zu ſehen, der nun mit der zweiten Nummer den nämlichen Lärm bewirkt. — Es iſt in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzuſehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um ſich, als ſonſt irgendwo, weil der Aberglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich anbaut. — Es iſt zum Todtlachen, welchen Alfanzereien die Neapolitaner bei der Wahl ihrer Nummern vertrauen. Hat z. B. ein Taugenichts, der eben nichts beſſeres zu thun weiß, den Einfall, fünf Nummern, gleichviel welche, auf die erſte beſte Wand zu ſchreiben, und darunter die Bemerkung zu ſetzen: ſie werden ſicher bei der nächſten Ziehung herauskommen; ſo kann man alles darauf verwetten, daß, unter zehn Lotto-Spielern, die zufällig dieſe Nummern erblicken, acht ſie beſetzen. Leider hat die Raſerei dieſes in der Hölle erfundenen Spiels auch die unterſten Klaſſen ergriffen, und jeder Lump trägt ſeinen erbettelten Groſchen in die Lotterie. — So dunkel bisher die Farben waren, mit welchen ich den Charakter der Neapolitaner ſkizzirte, ſo werden ſie doch noch ſchwärzer, indem ich zum gemeinen Volke herabſteige. Mit allen Gebrechen der obern Stände verbinden ſie noch einige dem Pöbel eigene Laſter. Dennoch verſichern mich Männer von Anſehen, Fremde, welche ſeit länger als einem Vierteljahrhundert hier wohnen, das Volk ſey im Grunde ſehr treuherzig und brav, gleiche gewiſſermaßen dem Deutſchen. Ich will und kann nicht an der Ausſage die-

ſer Männer zweifeln, denn ſie hatten allzuhäufige Gelegenheit das Volk zu beobachten. Auch habe ich ſelbſt *ſeit zwanzig Jahren* einen Bedienten, welcher oft *lügt*, öfter *ſäuft*, auch bisweilen *ſtiehlt*, und dennoch, trotz aller dieſer Laſter, eine gute ehrliche Haut iſt, die nicht allein mir, ſondern gern einem Jeden dient, ſo viel in ihren Kräften ſteht. *Mir* iſt alſo die Möglichkeit klar, daß *rohe* Menſchen, bei großen und groben Gebrechen, doch recht *gute* Menſchen ſeyn können, denn ihre Laſter ſind nur Angewohnheiten, aber freilich ſehr beſchwerliche Angewohnheiten. *Diebſtahl* iſt hier ſehr häufig, trotz Hängen und Stäupen; ja, man erzählt die drollige Anekdote, daß einſt der Henker unter dem Galgen ſeine Schuhe ausgezogen, um bequemer auf die Leiter zu ſteigen, und daß, während er ſein Amt verrichtete und Aller Augen auf den Dieb am Galgen geheftet waren, ein anderer Dieb *unter* dem Galgen die Schuhe ſtahl. Verſchiedene ſtrenge und zum Theil ſonderbare Polizeigeſetze, die man dem jetzigen Ober-Polizei-Meiſter, dem thätigen Herzog von *Aſcoli* verdankt, beweiſen, wie nöthig man gefunden, ungewöhnliche Maaßregeln gegen dieſes Laſter zu ergreifen. Jeder Fremde z. B. der in einem Wirthshauſe wohnt, ſoll von dem Wirthe erſucht werden, demſelben ein Verzeichniß von allen ſeinen bei ſich habenden Koſtbarkeiten einzuhändigen. Es ſteht in des Fremden Belieben, das zu thun oder nicht, im letztern Fall aber ſoll er dem Wirth eine ſchriftliche Erklärung ausſtellen, daß er das Verzeichniß verweigert habe. Wenn nun der Wirth weder dieſe Erklärung, noch ein ſolches Verzeichniß aufzuweiſen hat, ſo muß er, im Fall ein Diebſtahl in ſeinem Hauſe geſchieht, Alles erſetzen. Eben das iſt er auch zu thun gezwungen, wenn er den Fremden *gar nicht* von dieſer Einrichtung benachrichtigt

hat. Das letztere ſcheint gewöhnlich der Fall zu ſeyn, wenigſtens habe ich es nur aus der gedruckten Polizeiverordnung erfahren, die ich mir verſchaffte. Man iſt alſo in Wirthshäuſern vollkommen ſicher und ich rathe daher Niemanden in Privathäuſer zu ziehen, wenn er gleich dort etwas wohlfeiler wohnen könnte. Während meines Aufenthalts in Neapel fand ein Baron B—, ein Deutſcher, der chambre garnie gemiethet hatte, eines Abends bei ſeiner Nachhauſekunft, alle ſeine Habſeligkeiten geſtohlen, ob er gleich ſeinen Schlüſſel dem Lohnlaqueien anvertraut hatte. Der Kerl wurde auf der Stelle eingezogen, leugnete aber keck die Mitwiſſenſchaft. Ueberhaupt ſind die Italiäniſchen Lohnbedienten das ärgſte Diebsgeſindel, welches die Erde trägt. Dem Anſcheine nach werden ſie geringer bezahlt als in andern großen Städten, ſie fordern nehmlich nicht mehr als ſechs Carlins täglich (etwa achtzehn Groſchen) aber ſie wiſſen ſich ſehr gut für dieſe anſcheinende Mäßigung zu entſchädigen. Denn einmal iſt es ſchon Herkommens, daß der Wagenverleiher, von dem der Fremde ſeine Equipage miethet, ihnen täglich zwei Carlins abgeben muß; ſie ſehen daher ſehr ſcheel dazu, wenn man dann und wann einmal zu Fuße gehen will. Zweitens kaufen ſie Alles ein, was der Fremde braucht, und berechnen es doppelt hoch. Es nutzt auch zu nichts, wenn man die Sachen ſelbſt behandeln und kaufen will; denn ſie ſtehen hinter dem Fremden, und geben dem Kaufmann mit aufgereckten Fingern ein Zeichen, wie viel Carlin er zum Vortheil des Lohnbedienten mehr fordern ſoll. Thut er es nicht, ſo führt er ihm keine Kunden wieder zu. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß der Fürſt Aſcoli auch einmal Einen ſeiner wachſamen Blicke auf dieſe Blutſauger richten möchte. — Gleich den Gaſtwirthen müſſen auch die Wagen-

verleiher für Alles haften, was demjenigen, der den Wagen miethete, aus demſelben geſtohlen wird, und können ſich, zur Entſchädigung, bloß an ihre Knechte halten, weil vorausgeſetzt wird, daß ſie Sorge tragen müſſen, treue Knechte zu wählen. Jeder Miethwagen iſt nicht allein mit einer Nummer bezeichnet, ſondern noch überdies der Ort daran geſchrieben, wohin er gehört, z. B. Napoli, Portici u. ſ. w. Der beraubte Paſſagier hat alſo weiter nichts zu thun, als der Polizei die Nummer anzuzeigen. Ja ſelbſt in dem Falle, daß er keinen Zeugen aufſtellen könnte, der geſehen was er mit ſich in den Wagen genommen, ſoll ſein eignes Zeugniß hinlänglich ſeyn, wenn er ſonſt ein Mann von gutem Rufe iſt. Dieſer letzte Umſtand iſt in der That ſo hart für den Wagenverleiher, daß, wie mich dünkt, nur eine wichtige Urſach ihn entſchuldigen kann; und welche andere könnte das ſeyn, als das Ueberhandnehmen des Diebſtahls, dem man ſelbſt durch harte Mittel ſteuern zu müſſen glaubt. Vermuthlich haben ſie auch ſchon gute Würkung gethan, denn, außer dem oben angeführten Beiſpiele, habe ich, während meines Hierſeyns, nichts dergleichen erfahren, und von Taſchen-Dieberei iſt mir gar nichts zu Ohren gekommen. Wenn daher wahr iſt, was Gorani verſichert, daß ihm faſt täglich ein Schnupftuch aus der Taſche geſtohlen worden, ſo ging es entweder damals ärger zu als jetzt, oder Gorani war ein Elegant, der die Zipfel ſeiner Schnupftücher zu lang aus der Taſche hängen ließ. Ich habe mich doch auch durch manche Volkshaufen gedrängt, aber nie ein Schnupftuch vermißt. — Eine andere böſe Gewohnheit der Neapolitaner war vormals das Meſſerzucken um es, bei geringen Zänkereien, dem Gegner in die Bruſt zu ſtoßen. Auch hiervon hört man jetzt gar nichts mehr, man kann bei Tag und

Nacht ſo ſicher auf den Straßen, als in ſeinem Zimmer herumwandeln. Dieſe geſegnete Ruhe hat abermals eine ſcharfe Verordnung des Herzogs von Aſcoli hervorgebracht. Kein Menſch, wer er auch ſey, die Officiere in Uniform bloß ausgenommen, darf bewaffnet auf der Straße erſcheinen, oder ſich ſonſt erkühnen, irgend einen Unfug anzufangen, denn außer den von den Geſetzen angedrohten Strafen, wird er noch überdies auf der Stelle militäriſch gezüchtigt, durch Stockſchläge, Peitſchenhiebe oder am Pranger, (welcher, ſeltſam genug, Berlina heißt). Dieſen Verordnungen hat Fürſt Aſcoli durch eine neuerrichtete, gelb und ſchwarz gekleidete Garde, Reſpekt zu verſchaffen gewußt, welche ſich von den gewöhnlichen Sbirren darin unterſcheidet, daß ſie auch in die Häuſer dringen, und Jedermann ohne Unterſchied, auch Offiziers, arretiren darf. Das ſtrenge Geſetz ſelbſt iſt aber wiederum ein trauriger Beweis von ſeiner Nothwendigkeit. Die Italiäner überhaupt ſind äußerſt reizbar und rachſüchtig, wenn auch nicht nachtragend; aber im erſten Augenblicke ſind ſie ihres Zorns nicht Meiſter; eine vermeinte Beleidigung wird auf der Stelle gerächt, am liebſten, wenn es ſeyn kann, durch ein blankes Stilet. Ich habe einen jungen Burſchen geſehen, den ein anderer mit einem Stein am Kopfe verwundet hatte; er ſetzte dem Thäter nach, konnte ihn nicht erreichen, wieherte vor Zorn, biß in ſein Schnupftuch und zerriß es mit den Zähnen. Dieſer ſeltſame Ausbruch ſeiner Wuth kehrte öfter zurück, und, nachdem er dem Anſchein nach, ſchon ganz ruhig davon gegangen war, hörte ich ihn noch in der Ferne plötzlich wiederum brüllen, und ſah, wie er aufs neue in das Schnupftuch, gleich einem Hunde in den vorgehaltenen Stock biß. Hätte dieſer Menſch ſeinen Gegner erwiſcht, und hätte der wohlthätige

Herzog von Aſcoli ihm das Meſſer nicht genommen, ſo wäre er ſicher zum Mörder geworden.

In Anſehung der Lebhaftigkeit der Empfindung ſind die Italiäner Kinder, ſie ſchreien; die Ruſſen Knaben, ſie ſingen; die Deutſchen Jünglinge, ſie ſchwärmen; die Franzoſen Männer, ſie handeln; die Engländer Greiſe, ſie ſchweigen. Oft hört man hier auf den Straßen ein Geſchrei, daß man meinen ſollte, es ſei ein blutiger Zank; und tritt man näher, ſo war es wohl gar ein freundſchaftliches Geſpräch. Daß bei einer ſolchen Reizbarkeit die Wolluſt hier zur fürchterlichen Leidenſchaft werden mußte, iſt begreiflich. Die elende, Seele und Leib entnervende griechiſche Liebe geht hier ſtark im Schwange. Der arme Pöbel muß das Verbrechen ſtrenge büßen. Einen Schulmeiſter und noch einen andern gemeinen Kerl habe ich dafür durch alle Straßen der Stadt ſtäupen ſehen. Einen Dritten, der das Opfer ſeiner viehiſchen Leidenſchaft, einen vierzehnjährigen Knaben, hintendrein gar in einen Brunnen geworfen hatte, ſah ich aufhängen; und da eine ſolche Expedition auch hier ihre eigne Nationalphyſiognomie hat, ſo erlaube man mir, einen Augenblick dabei zu verweilen. — Der Miſſethäter, dem das Todesurtheil geſprochen worden, wird drei Tage vor der Hinrichtung in eine Kapelle geführt, welche in dem Gerichtshauſe, Vicaia genannt, befindlich iſt. Hier bleibt er, bis ſeine Todesſtunde anbricht. Die weiße, vermummte Brüderſchaft, deren ich ſchon öfter erwähnt habe, verläßt ihn keinen Augenblick, bereitet ihn chriſtlich zum Tode, trägt aber nicht bloß Sorge für ſeine Seele, ſondern auch für ſeinen Leib, indem ſie, an Speiſe und Trank, ihm alles, was er nur wünſchen mag, reichen läßt. Bedeutend können die Unkoſten dabei nicht ſeyn, denn gewöhnlich iſt eine Schüſſel gute Maccaroni der leckerhafteſte

Wunſch des armen Sünders. Man hat mich aber auch verſichert, die Vermummten thäten noch mehr; ſie nähmen, wenn der Verbrecher ein Familienvater iſt, die ſchwere Sorge um Weib und Kind von ſeiner Bruſt, ſie verſprächen, ſich ihrer treulich anzunehmen, und hielten ihr Wort gewiſſenhaft, es koſte auch was es wolle. Iſt das gegründet, ſo verzeihe ich ihnen gern die alberne Mummerei. — Am Tage der Hinrichtung laufen ſchon den ganzen Morgen Leute durch die Straßen, die, um die Seele des **noch lebenden** Verbrechers aus dem Fegfeuer zu erlöſen, Geld zuſammenbetteln.

In der Nacht vor dem Tage der Exekution, wird, gewöhnlich auf dem Markte (mercato) ein Galgen errichtet, aber ſo nachläßig, ſo unſcheinbar, daß man ihn kaum für einen Galgen anſehen ſollte; nicht unſer gewöhnlicher **Dreibein**, ſondern bloß ein paar unbehauene Pfähle in die Erde geſchlagen, und ein dritter queerüber gelegt. Das Ganze iſt nicht viel höher als eine Thüre, und gleicht weit eher einer Feldpforte als einem Galgen. Eben ſo gebrechlich, ſchief und krumm, zieht, in der Entfernung von wenigen Schritten, eine niedrige Einfaſſung von Brettern ſich um den Platz, die an einer Seite offen bleibt. — Ich hatte mir ein Fenſter am Markte gemiethet, dem Schauplatz gerade gegenüber. Ach! es war der nehmliche, auf dem einſt der junge, unglückliche **Conradin von Schwaben**, ſein unſchuldiges Haupt verlor. —

Um dem ſtarken Gedränge zu entgehen, war ich ſchon um zwei Uhr Nachmittags hingefahren (erſt um vier Uhr ſollte die Hinrichtung vor ſich gehen), dennoch umgab ſchon ein Volkshaufe die Schranken. Ein Detaſchement von berittenen Dragonern hatte ſich jenſeits derſelben in eine Linie geſtellt, an allen Straßen ſtanden bewaffnete Sbirren, und eine Patrouille von Sbirren umkreiſte unaufhörlich den Markt.

Nach und nach ſammelte ſich der Pöbel bei Tauſenden, und bald gewährte die Menſchenmenge einen höchſt impoſanten Anblick. Man erinnere ſich, daß in Neapel jedes Fenſter ein Balkon iſt; alle dieſe Balkons waren mit Menſchen vollgeſtopft. Man erinnere ſich, daß die Häuſer in Neapel bloß platte Dächer haben; alle dieſe Dächer ſtanden gedrängt voll neugieriger Zuſchauer; und da die mehrſten Dächer nicht einmal mit einem Geländer oder Attika verſehen ſind, die Menſchen aber kühn bis an den Rand hervortraten, ſo ſah das ängſtlich aus, und man konnte den Gedanken nicht los werden, daß bei dem geringſten Zudrange von hinten, die Vorderſten Dutzendweis heruntergeſtürzt und zerſchmettert werden müßten. Der Markt ſelbſt wogte gegen vier Uhr wie ein dichtbewachſenes Kornfeld; ein Geſumſe, gleich einem fernen Waſſerfall, erfüllte die Luft. Dazwiſchen hörte man Knaben und Weiber ihr Backwerk und ihre Früchte ausſchreien; denn wo nur Menſchen ſich ſammeln, da findet man auch ſicher den Eigennutz in dieſer oder jener Geſtalt. Die Anzahl ſämmtlicher Zuſchauer, unten und oben, ſchätze ich, nach mäßiger Berechnung, auf zwanzigtauſend. Natürlich drängte ſich das Volk ſo nahe als möglich an die Schranken, welche den Galgen umgaben; es glaubte um ſo eher ein Recht dazu zu haben, da bereits viele Officiers, Geiſtliche und andere wohlgekleidete Leute ſich an und auf die Schranken lehnten. Aber es vergaß, daß das Regiment der Freiheit und Gleichheit hier auch längſt vorüber iſt, und wurde von den Dragonern ſehr unſanft daran erinnert. Denn ſtatt daß der kommandirende Officier hätte ſo klug ſeyn ſollen, ſein Detaſchement bei Zeiten um die Schranken zu vertheilen, ließ er es müßig gaffend in einer Linie ſtehen, wartete geruhig ab, bis der Pöbel in dicken Haufen den Kreis umgab, und dann ſchickte er drei oder vier Mann mit

gezogenen Säbeln unter ſie. Dieſe rohen Menſchen, um ſich auch einmal ein Anſehen zu geben, gallopirten wie Raſende unter das Volk, und hauten mit ihren breiten Schwerdtern darein, als ob ſie Diſtelköpfe vor ſich hätten. Gegen die Franzoſen hätten ſie einſt dieſe Bravour beweiſen ſollen; hier war ſie ſehr unzeitig und empörend, und ich bekenne, daß ich die Gelaſſenheit bewundert habe, mit welcher das Volk dieſen Uebermuth ertrug. Weſſen Schuld war es, wenn ein plötzlicher Tumult entſtand? wenn die Gemißhandelten einen Dragoner vom Pferde riſſen und ihn allenfalls ermordeten, weſſen Schuld war es? — ich weiß wohl, daß nur das Volk würde beſtraft worden ſeyn, und doch war der kommandirende Officier gewiß der Erſte und Einzige, welcher Strafe verdiente. — Es war faſt vier Uhr, als ein vermehrtes Getümmel in einer nahen Straße die Ankunft der Hauptperſon des Trauerſpiels andeutete. Voraus ritt, in der Mitte von vier oder fünf Dragonern, ein zerlumpter Kerl, der eine blutrothe Fahne trug, und deſſen Pferd von einem eben ſolchen Lump am Zügel geführt wurde. Es waren ehrſame Henker. Als ſie unter dem Galgen anlangten, pflanzte der Eine die Blutfahne in den Boden und ließ ſie wehen. Darauf zog er ſeinen Rock aus, ſtreifte die Arme auf, und unterhielt ſich dabei lachend mit den Umſtehenden. Nie bin ich ſo verſucht geweſen an den Teufel zu glauben, als in dieſem Augenblick.

Wohl eine halbe Stunde vor Ankunft des Henkers, hatten ſchon vier weiße Vermummte eine Bahre in den Kreis getragen, und ſich, zum Ausruhen, darauf geſetzt. Gräßlich war nun der Schauplatz verziert. Der Galgen mit darum gewundenem Strick und angelegter Leiter, die Bahre, auf welcher die vier Geſpenſter ruhten, der Henker mit den aufgeſtreiften Armen und dem teufli-

ſchen Grinſen, neben ſich die Blutfahne und einen Schinderſknecht der ihm glich — mir wandte ſich das Herz im Leibe um. — Jetzt näherte ſich ein langer Zug von Sbirren, in deſſen Mitte flammten die Fackeln der weißen Brüderſchaft, vor welcher ein Kreutz, hoch über den Köpfen des Volks, herſchwebte. Der arme Sünder war durch die Stadt, bis zu einer Kirche geſchleift worden, wo man ihm den letzten geiſtlichen Zehrpfennig auszahlte; und ihn dann auf ſeinen eigenen Füßen weiter führte, oder vielmehr trug, denn er war ſchon halb todt, als er auf den Richtplatz kam. Hier ließ man ihn noch einige Minuten niederknieen und betete ihm vor. Dann legte ihm der Henker den Strick um den Hals, ſtieg voran die Leiter hinauf, und der Galgenkandidat folgte, zu meinem Erſtaunen, faſt ohne die Hülfe des Henkerknechts zu bedürfen, ſogar rücklings, indem er immer ganz bedächtig erſt einen Fuß auf die höhere Sproſſe ſetzte, und dann den andern nachzog. Die Hände waren ihm gebunden, das Geſicht unverhüllt. So bald er oben ſtand, ſchlang der Henker den Strick um den Galgen, und brachte mit deſſen Befeſtigung ſo lange zu, daß ich meine, dieſe Zögerung müſſe das Schrecklichſte für den armen Sünder geweſen ſeyn. Die weißen Brüder ſuchten ihm indeſſen treulich die Zeit durch Beten zu verkürzen, und einer derſelben, das Kreuz ihm hinauf reckend, haranguirte ſehr laut von der Seligkeit, die jetzt ihren Schooß für ihn aufthue. Fahle Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht und ſchien eben keine Freude über die nahe Seligkeit anzudeuten. — Endlich hatte der Henker ſeinen Knoten geſchlungen, faßte den Miſſethäter um den Leib und warf ihn von der Leiter hinab. Zugleich ſprang er ihm aber auf die Schultern, ritt auf ihm, und ſuchte ihm das Genick zu brechen, während ſeine edlen Helfershelfer ſich an die Füße des Unglücklichen

hängten, und in der Luft ſchwebend, ſie mit aller Gewalt herunter zogen. Ich läugne nicht, daß dieſe Manier zu hängen für den armen Sünder im Grunde wohlthätig iſt, und daß er auf dieſe Weiſe, die Schlinge um den Hals ſey noch ſo ſtümperhaft gemacht, doch unmöglich lange leiden kann; aber das Schauſpiel eines ſo gewürgten Menſchen iſt gräßlich. Der weiße Vermummte hielt dem armen Teufel, dem das Genick bereits gebrochen war, immer noch betend das Kreuz ganz nahe vor das Geſicht, vielleicht mehr in der Abſicht, dies fürchterliche Geſicht zu verſtecken.

Als der Henker meinte, daß der Menſch todt ſey, nahm er ſich nicht die Mühe wiederum auf die Leiter zu ſteigen, um herunter auf den Boden zu kommen, ſondern er ließ ſich ganz gemächlich an dem Gehängten herab. Ich möchte den Kerl wohl in der folgenden Nacht haben ſchlafen ſehen. Hat er ruhig geſchlafen, ſo hat er ſchlummernd die beißendſte Satyre auf die Menſchheit gemacht.

Das Volk hatte ſich bis dahin ſehr ruhig verhalten; ſobald es aber den Verbrecher wirklich baumeln ſah, lief es, gleichſam verabredet, von allen Seiten mit großem Geſchrei davon. Eben ſo ſtracks kehrte es jedoch wieder um, den Reſt des Trauerſpiels mit anzuſehen, und ich weiß mir dieſe allgemeine Volksbewegung auf keine Weiſe zu erklären. Ein Freund, der neben mir ſtand, ſagte mir, er habe daſſelbe ſchon bei einer kürzlich erfolgten Hinrichtung bemerkt, und es damals für ein Zeichen der Mißbilligung gehalten, theils weil der Henker den armen Sünder gequält hatte, theils weil das Verbrechen des Sterbenden bloß darin beſtanden hatte, die neapolitaniſchen Piaſter ein wenig zu beſchneiden, welche beſchnittene Münze die Finanzkammer nachher wohlfeil eingewechſelt, ihr einen neuen Rand aufgeſtempelt, und für den wahren Werth wieder ausgegeben hatte. Man

muß

muß bekennen (wenn anders die Anekdote wahr iſt), daß es da allerdings zweifelhaft bleibt, wer eigentlich gehangen werden ſollte, und daß ein Zeichen der Mißbilligung dem Volke nicht zu verargen war. Allein dieſesmal waltete keines jener Verſehen ob, der Verbrecher war allerdings tadelswürdig, und der Henker hatte ſein Amt recht artiſtiſch verwaltet; daher bleibt es mir unerklärbar, was eigentlich das Volk mit ſeinem Laufen und Schreien ſagen wollte. Die Bewegung, die — weil ſie von zehn oder fünfzehntauſend Menſchen zugleich geſchah — wohl Schrecken erregen konnte, war ſchnell wieder vorüber. Man ſah ruhig mit an, wie der Todte vom Galgen genommen, auf die Bahre gelegt, und von den weißen Vermummten bei angezündeten Fackeln fortgetragen wurde. Die Sbirren hatten, während der ganzen Exekution, einen Kreis um den Platz geſchloſſen, und zwar mit auswärts gekehrten Geſichtern. Auch war das blaue, meiſt aus Fremden beſtehende Regiment faſt ganz auf dem Markte, zwar unbewaffnet und nur als Zuſchauer, aber gewiß unter der Hand für einen Nothfall kommandirt, denn, da außer dieſen wenige andere Soldaten zu ſehen waren, ſo müßte man annehmen, daß gerade dieſes Regiment aus lauter Dilettanten vom Hängen beſtünde. — —

Ich kehre zu meiner Skizze des Volkscharakters zurück. Daß der neapolitaniſche Pöbel faul ſey, möchte ich doch gerade nicht behaupten, ſo oft es auch ſchon behauptet worden. Er hat nur nichts zu thun, und darum muß er wohl faul ſeyn, man gewöhnt ihn zur Faulheit, in ſeiner Natur liegt ſie gar nicht. Freilich ſtehen, zu jeder Tageszeit, Tauſende von Müßiggängern auf den Straßen; aber man verſuche es nur, man rufe zu irgend einem Geſchäft die Lazzaronis herbei, haufenweis werden ſie herzu ſtürzen um ein paar Gran zu verdienen. Wüßte die Regierung ihr

Kräfte zu benutzen, ſie könnte wahrlich viel mit dieſem Volke ausrichten. Die Handwerker ſieht man doch immer fleißig und emſig vor ihren Thüren ſitzen; aber was ſollen die dreißig bis vierzigtauſend Lazzaronis anfangen, wenn man ſie nicht beſchäftigt, ſie müſſen am Ende wohl faule Tagdiebe werden, und natürlich entſpringen aus dieſer Tagdieberei wiederum andere Laſter. Doch muß ich zu ihrem Ruhme bekennen, daß ſie immer wenigſtens mäßig dabei bleiben, denn nie habe ich einen Betrunkenen geſehen. — — Aus allen dieſen, freilich nur flüchtigen Bemerkungen, glaube ich das Reſultat ziehen zu dürfen: daß die höhern Stände in Neapel unverbeſſerlich ſind, daß die jetzige Generation ganz herabgewürdigt und verlohren iſt, und daß nur nach und nach durch eine zweckmäßigere Erziehung, vielleicht mit Hülfe der klugen Jeſuiten, dieſe unedle Race wieder veredelt werden kann. Das Volk hingegen — dem gebe man nur Arbeit und erleichtere ihm das Joch ein wenig — ſo wird es bald ein fleißiges, braves und wohlhabendes Volk werden. — Ich darf dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne noch eines Zuges zu erwähnen, der in dieſem Augenblick dem Charakter der Neapolitaner tief eingedrückt iſt; ich meine den glühenden Haß gegen die Franzoſen. Vom Höchſten bis zum Niedrigſten iſt dieſer Haß tief eingewurzelt. Sie geben ſich auch gar keine Mühe ihn zu verbergen, und ich habe Aeußerungen gehört, deren Unklugheit (da ſie gegen einen Fremdling ausgeſprochen wurden) wahrhaftig nur ein überfließendes Herz entſchuldigen konnte. Ihrem Haſſe gleicht nur ihre Furcht. Sie laſſen ſich von den Franzoſen alles gefallen. Sie beugen ihren Nacken unter das Joch des Uebermuthes, welcher außer ihrem Vaterlande den Franzoſen eigen iſt (denn in demſelben ſind ſie meiſt ſehr liebenswürdige Menſchen). Einer meiner Freunde ſah

jüngſt, wie ein beſoffener franzöſiſcher Livreebedienter auf öffentlicher Straße einen neapolitaniſchen Offizier inſultirte und auf ihn eindrang, ohne daß dieſer wagte ihn arretiren zu laſſen; ja er mußte ſich endlich in ein Kaffeehaus zurückziehen, und durch eine Hinterthür fernern Beſchimpfungen entſchlüpfen. Freilich, wenn der hieſige franzöſiſche Geſandte Alquier dergleichen erfährt, ſo beſtraft er ſeine Landsleute ſtreng; aber der Sieger findet gerade in der Flucht des Beſiegten immer neuen Reiz zu muthwilligem Frevel. Daher gehen die Neapolitaner den Franzoſen ſo viel als möglich aus dem Wege. Mir iſt davon ein auffallendes Beiſpiel bekannt geworden. Ein deutſcher Kaufmann, ein Fremder, hatte ſich zufällig zu einigen franzöſiſchen Offiziers geſellt; ſie wollten miteinander die Königl. Porzellainfabrik beſehen, und die Offiziers wollten einiges dort kaufen. Man verweigerte ihnen den Eintritt, unter dem Vorwande, es ſei eine ausdrückliche Erlaubniß dazu vonnöthen. Als der Kaufmann ſich hierauf von den Offiziers getrennt hatte, ward er zurückgerufen, und ihm zu verſtehn gegeben, für ihn ſei die Fabrik nicht verſchloſſen. Er ging hinein und beſah ſie nach Gefallen.

15. Miscellen. Einzelne Bemerkungen.

Der Handel, der hier ſo blühend ſeyn könnte, bedeutet unter den Inländern ſehr wenig. Sie beſitzen die herrlichſten Produkte zur Ausfuhr, Korn, Oel, Roſinen, Feigen, Seide, Wolle, Wein u. ſ. w. Sie haben die vortrefflichſten Häfen am mittelländiſchen und adriatiſchen Meere; aber — ſie haben keinen Credit. Es geht ihnen wie den ruſſiſchen Kaufleuten. Sie laſſen ihre Waaren durch Fremde verſchreiben. Spekulationen auf

Neapel zu machen, iſt ſehr gefährlich, wenn man nicht mit einem guten fremden Hauſe allhier in Verbindung ſteht. Die Zahlungen erfolgen ſehr unordentlich, und ſendet man mehr Waaren hieher, als in drei Monaten verkauft werden können, ſo iſt man ſicher, ſie auf dem Halſe zu behalten. Daher ſind auch die ausländiſchen Waaren ſehr theuer, trotz der Leichtigkeit, ſie von allen Seiten zu bekommen. Wollte freilich die Regierung den Handel unterſtützen — aber ſie thut gar nichts dafür; hohe Auflagen erſchweren ihn vielmehr. — Himmel! was würde ein Friedrich II. aus dieſem reichen Lande gemacht haben! es wäre längſt das Schrecken ſeiner Feinde, der Schooß des Glücks für die Eingebohrnen, des Vergnügens für die Fremden.

Es iſt eine ſonderbare Gewohnheit, die aber auf den Credit der Neapolitaner ein ſehr übles Licht wirft, daß, wenn man über irgend etwas mit einem Neapolitaner contrahirt, (z. B. mit dem Vetturino über eine Reiſe nach Rom) man nicht ihm, wie in andern Ländern gebräuchlich iſt, Geld auf die Hand giebt, ſondern ſich von ihm welches geben läßt. Unterläßt man dieſe Vorſicht, ſo iſt man ſeiner Sache nicht gewiß. Der unbekannte Fremdling hat alſo mehr Credit als der anſäßige Eingebohrne.

Für Leute, die hier wohnen, iſt Neapel ein wohlfeiler Ort, denn alle Bedürfniſſe des Lebens bringt die Natur das ganze Jahr hindurch ohne Anſtrengung hervor, folglich ſind ſie zu geringen Preiſen zu haben. Fremde müſſen freilich, wie überall, mehr bezahlen, und für dieſe iſt Neapel wohl eben ſo theuer als Paris. Das gilt beſonders von der Wohnung. Für einen ſchön decorirten

Saal und vier Zimmer habe ich monatlich hundert und zwanzig Thaler bezahlt, doch freilich in der beſten Gegend der Stadt, am Largo del Castello, umgeben von allen Schauſpielhäuſern, den Veſuv im Geſicht, in einem ſehr reinlichen Hauſe, Albergo del Sole genannt, das von einer liebenswürdigen Engländerin gehalten, und wo man ſehr gut bedient wird. Ich empfehle dieſes Haus jedem Reiſenden, es wäre denn, daß er lieber den Ruhm haben möchte, in dem erſten Wirthshauſe, la grande Bretagne, zu wohnen, wo man, der Sage nach, ungeheuer geprellt werden ſoll. — Der Tiſch iſt gut, aber auch nicht wohlfeil. Der Preis von zehn Carlins (einen Thaler ſechs Groſchen) für die Portion, war ein ungewöhnlich niedriger, von mir bedungener Preis. Der Wein iſt da freilich mitgerechnet, aber den gewöhnlichen hieſigen, unausſtehlich ſüßlichen Tiſchwein kann man nicht trinken, man muß alſo die Thränen Chriſti dennoch apart bezahlen, doch bekommt man für ſechs Groſchen einen ſehr trinkbaren Wein dieſer Gattung. Das Brod iſt nicht ſonderlich und ſteht dem franzöſiſchen weit nach. Das Gemüſe hat bei weitem nicht die Kraft, wie in nördlichen Ländern, die Kartoffeln und Rüben ſind faſt nicht zu genießen; nur der Blumenkohl iſt gut und wächſt ungeheuer groß. Fiſche und Früchte ſind vortrefflich und im Ueberfluß; doch nur diejenigen, welche die Natur ohne Hülfe hervorbringt, Ananas hingegen (deren Erziehung doch auch hier wenig Mühe macht) ſind theurer als in Berlin, weil Niemand Treibhäuſer hat. — Equipage iſt, wie überall, einer der theuerſten Artikel für den Fremden; ſie koſtet täglich vier und einen halben Thaler. Fährt man vollends mit vier Pferden einige Meilen über Land, ſo iſt das eine Ausgabe von neun Thalern. — Die Logen im Schauſpielhauſe ſind,

wie ſchon erwähnt, faſt nicht zu bezahlen. — Einzelne Plätze darin kann man nicht haben, man muß ſie ganz nehmen, und doch kann man auch kein Frauenzimmer ins Parterre führen. Es iſt daher ein Glück, daß man eben nicht in Verſuchung geräth, oft ins Theater zu gehen. — Dem Lohnlakaien giebt man gewöhnlich ſechs Carolins (achtzehn Groſchen) täglich; das ſcheint im Vergleich mit andern Reſidenzen nicht viel; aber man hüte ſich, dieſe Menſchen ſind wahre Blutſauger, ſie verdoppeln jede Ausgabe der Fremden und laſſen die Hälfte in ihren Beutel fallen. Dabei ſind ſie unter den vielen Faulthieren in Neapel die allerfaulſten. — Putzwaaren für Damen findet man hier ſchön und geſchmackvoll, aber zu ungeheuren Preiſen. — Mit Gemählden und Alterthümern wird man überlaufen. Wer kein Kenner iſt, hüte ſich ſehr vor dem Anführen, laſſe auch nicht durch die gefoderten Preiſe ſich irre machen, zu glauben, das Ding ſey doch wenigſtens die Hälfte werth. Etwa ein Drittel muß man bieten, und oft iſt das noch zu viel. — In Villa franca kann man Copien von den berühmteſten Gemählden kaufen, welche die jungen Mahler dort in Miniatür, meiſtens recht ſchön verfertigen, und ſich mit geringem Lohn begnügen. Will man aber Originale kaufen, es ſeyen Gemählde oder Vaſen und Gemmen, ſo ziehe man ja einen Kenner zu Rathe. Der Steinſchneider Rega gilt für den beſten, und ich weiß, daß viele Sammler keinen Handel ſchließen, ohne ſeinen Ausſpruch gehört zu haben.

Eine Volksſcene trug ſich unter meinem Fenſter zu, die eben kein günſtiges Vorurtheil für das hieſiege weibliche Geſchlecht erweckt. Ein Frauenzimmer, in ſchwarzer Seide ſehr anſtändig gekleidet, mit der hier gewöhnlichen

großen ſchwarzen Kappe über dem Kopfe, gerieth in Streit mit einem andern Frauenzimmer, das, nach ſeiner weißen Kleidung zu ſchließen, auch nicht zum Pöbel gehörte. Anfangs disputirten ſie eine Weile mit entſetzlichem Geſchrei; doch konnte das auch ein freundſchaftliches Geſpräch ſeyn, da hier immer geſchrien wird. Plötzlich aber gab die ſchwarzſeidene Frau der andern eine derbe Ohrfeige, und empfing auf der Stelle die Bezahlung in gleicher Münze. Hierauf riß die ſchwarze der weißen die Haube vom Kopfe, ſchleuderte ſie auf den Markt, ankerte mit allen zehn Fingern in den Haaren ihrer Gegnerin und zauſte ſie gewaltig. Allein die weiße erſah ihren Vortheil, ſchlug der ſchwarzen ein Bein unter, und warf ſie ſo geſchickt auf das Steinpflaſter, daß die entblößten Poſteriora das Licht der Sonne begrüßten, und nun hammerte die weiße auf der ſchwarzen, wie ein Koch auf dem Hackebrett. Ein Pöbelkreis von vielen hundert Menſchen ſchloß ſich ſo dicht um ſie, daß die Prügelnden kaum Platz übrig behielten, ihre nervigten Arme zu bewegen; Geheul, Geſchrei, Ziſchen, Klatſchen, Pfeifen, accompagnirten den Kampf; aber keiner nahm ſich die Mühe, die tollen Weiber aus einander zu bringen, ſie hätten ſich in Gottes Namen todtſchlagen mögen. Endlich kamen Soldaten, die ſie von einander riſſen, aber nicht arretirten. Vielmehr nahete ſich ein wohlgekleideter Mann, reichte der ſchwarzen Dame ſeinen Arm, und führte ſie ruhig davon. Für die weiße intereſſirte ſich Niemand, ſie verließ als beſcheidene Siegerin den Kampfplatz. — Auch dieſe Frauenzimmer biſſen vor Wuth in ihre Schnupftücher, welche Aeußerung des Zornes den Neapolitanern eigen zu ſeyn ſcheint. — An allen ſolchen Begebenheiten nimmt der Pöbel bloß als Zuſchauer Theil, hält ſich nie verpflichtet, Unglück zu verhü-

ten. Wenn Straßenjungen ſich balgen, wird ſogleich ein Kreis geſchloſſen, aber nur, wenn Blut fließt, findet ſich einer oder der andere unter den Umſtehenden, der es verſucht, ſie aus einander zu bringen.

Eine ſeltſame Furcht haben die Neapolitaner vor dem Regen. Nirgend ſieht man mehr Regenſchirme als hier, und bei Regenwetter iſt es in den vielen engen Straßen äußerſt beſchwerlich, den Tauſenden von Regenſchirmen auszuweichen. Es iſt luſtig zu ſehn, wie die Miethskutſcher auf öffentlichen Plätzen ſchnell nach allen Richtungen davon fahren, wenn ein Regenguß ſie plötzlich überraſcht. Grade in Augenblicken, wo Miethswagen am nothwendigſten wären, iſt kein einziger auf den Straßen zu finden. Dieſe drollige Furcht gründet ſich, wie man mir ſagt, auf eine Behauptung, die vermuthlich nur ein Vorurtheil iſt, der hieſige Regen ſchade nehmlich der Geſundheit. — Eine gute, nachahmungswerthe Gewohnheit erinnere ich mich nicht ſonſt irgendwo bemerkt zu haben. Wenn nach Platzregen in der Mitte der abhängigen Straßen ſich Bäche bilden, welche der Fußgänger ſehr unbequem durchwaten würde, ſo werden alſobald kleine Brücken auf Rädern dahin gefahren, die ſo lange ſtehen bleiben, bis das Waſſer ſich verlaufen hat.

Die gewöhnlichen Fiacres ſind in Neapel ſehr weit von Eleganz entfernt und beſonders unreinlich. Wie es inwendig in einem ſolchen Wagen ausſehen muß, kann man aus dem Umſtande abnehmen, daß der Miethskutſcher gegen Mittag beide Thüren öffnet, den Hafer hinein ſchüttet, vor jede der offnen Thüren eins ſeiner Pferde ſtellt, und ſie ſo, mit den Köpfen gegen einander über, aus dem Wagen freſſen läßt.

Gegen Weihnachten finden ſich in Neapel Hunderte von Bockspfeifern ein, die in ihren Schaafspelzen, das Rauhe nach Außen gekehrt, ſeltſam gegen die leicht bekleideten Lazzaroni's abſtechen. Es ſind Hirten aus Apulien und andern oft entfernten Gegenden, die es für Religionspflicht halten, um dieſe Zeit mit ihren Dudelſäcken nach der Reſidenz zu wallfahrten, um dort der Mutter Gottes etwas vorzublaſen, und ſo die Hirten nachzuahmen, welche zu Bethlehem die Krippe des Heilandes beſuchten. Sie gehen von Haus zu Haus, von Bude zu Bude, und es iſt gar luſtig zu ſehen, mit welcher Andacht ſie vor den Marienbildern ſtehen bleiben, und ſo, während ihre Lungen blaſen, ihre Hände fingern, mit frommen Blicken zu der Madonna hinauf ſchauen. Ich wundre mich, daß noch kein Mahler eine ſolche Scene zum Gegenſtand ſeiner Kunſt gewählt hat. — Mehrere Wochen vor Weihnachten hört man auf allen Straßen nichts als dieſes Getudel, das doch mit unter recht harmoniſch klingt. Die letzten neun Tage vor dem Feſte ſoll es am ärgſten ſeyn. — Man verſichert mich, daß manche Hirten mehr als vierzig Häuſer täglich auf dieſe Weiſe bedienen. Da jeder Madonna doch wohl eine Viertelſtunde gewidmet werden muß, ſo bläſt folglich ein ſolcher zehn Stunden hinter einander auf dem Dudelſacke! Welche Lungen!

In einer italiäniſchen Zeitung las ich ohnlängſt: Die Deutſchen behaupteten alles erfunden zu haben, während andere Nationen ſich den Ruhm davon zueigneten, z. B. die Kuhpocken, eine deutſche Erfindung, habe Doctor Jänner in England zuerſt in Gang gebracht. Eben ſo ſey die Erfindung des Telegraphen von den Franzoſen benutzt worden. Ein gleiches ſey mit dem Luftballon geſchehen, deſſen ein gewiſſer Moshof zuerſt zu erwähnen glaube,

worin ihm aber die Italiäner zuvorgekommen. (Das Blatt ſagt nicht wann und wo?) Knochengallerte habe ſchon Ploucquet in Tübingen gemacht, Cadet de Beaux hingegen ſie ausgeſchrien. Klaviere, welche ſelbſt die Noten niederſchreiben, die auf ihnen gegriffen werden, habe Pfeiffer in Stuttgardt verfertigt, Stanhope in England ſich die Ehre zugeeignet, u. ſ. w. — Die Italiäner hätten aber noch weit mehr Urſache, die wichtigſten Erfindungen, als die Frucht ihres Genies, zu reclamiren. Daß zum Beiſpiel eine magnetiſche, auf Queckſilber ſchwimmende Kugel die Eigenſchaft habe, ſich um ihre Achſe zu drehen, und dergeſtalt Länge und Breite anzuzeigen, gebe ein Engländer für ſeine Erfindung aus. Es iſt nicht wahr, ſprächen die Franzoſen, denn es ſteht ſchon in Buſch geographiſchen Ephemeriden vom Jahre 1803. Das kann ſeyn, rufen frohlockend die Italiäner, aber es ſteht ſchon im Leben eines gewiſſen Vico, welches 1730 geſchrieben und gedruckt worden. — Von Herzen gönne ich ihnen dieſen Triumph; und bemerke nur in Anſehung meiner deutſchen Landsleute, daß ihnen ganz recht geſchieht, wenn andere Nationen ihnen Ehre und Vortheil vor dem Munde wegſchnappen, denn immer ſchreiben ſie nur und handeln nie. Bei ihnen iſt alles Hypotheſe, die höchſtens den Erfinder erwärmt, die übrigen trauen den Hypotheſen nicht, betrachten ſie bloß als eine angenehme Spielerei des Geiſtes, fürchten ſich lächerlich zu machen, wenn ſie Geld hergäben, um Verſuche anzuſtellen, ſelten aber iſt der Erfinder ſelbſt ein reicher Mann, der aus eigenen Mitteln Verſuche beſtreiten kann; ſo iſt er denn gezwungen, ſeine Erfindung in ein dickes langweiliges Buch niederzulegen, das Niemand lieſt, das in wenigen Jahren ganz vergeſſen wird; bis ein ſpekulativer Fremdling den verborgenen Schatz aufſpürt, das Todte belebt. Denn

blättern die Deutſchen flugs auch, und ſprechen: halt! das haben wir erfunden! — Unbedeutender Ruhm! Mit Recht gebührt die Ehre dem, der die Erfindung der Welt nutzbar machte.

Für den zwölften November kündigten die Patres ſcolari im Collegio Caravaggio den Anfang ihrer philoſophiſchen Vorleſungen an, die Neubegier trieb mich hin, wiewohl mit geringer Erwartung. Ich fand eine Art von Gallerie, rings um mit geometriſchen und mechaniſchen Figuren behangen; zu beiden Seiten einige Bänke, auf welchen ſieben junge Leute ſaßen, im Hintergrunde ein Mann hinter einem Tiſche, der auch kaum dreißig Jahre zählen mochte; er trug ein Prieſtergewand und hatte ſein Barret neben ſich geſtellt. Bereits im Vortrag begriffen, als ich hereintrat, ſtand er ſogleich auf, kam mir höflich entgegen, und fragte nach meinem Begehren. Es dauerte eine Weile, ehe er begriff, daß ich bloß in der Abſicht käme, ihm zuzuhören; man las das Erſtaunen auf ſeinem Geſicht, über den vermuthlich unerhörten Beſuch eines Menſchen, dem ein Stern auf das Kleid geſtickt war. Er faßte ſich aber augenblicklich, wies mir ſehr höflich einen Platz an, ſetzte ſich, wiederholte mir kürzlich, was er in der Vormittagsſtunde über die Geſchichte der Philoſophie geſagt hatte, und fuhr dann unbefangen fort, mit einer Suade, einer Wahl des Ausdrucks, die mich eben ſo ſehr in Erſtaunen ſetzten, als die geläuterte Vernunft, die aus jedem ſeiner Worte hervorblickte. Schon daß er die ganze Philoſophie bloß auf Mathematik gründete, war mir völlig unerwartet. Was er ſprach, waren freilich lauter bekannte Dinge, für einen auf proteſtantiſchen Schulen erzogenen Deutſchen; aber es machte mir großes Vergnügen, ſie an dieſem Orte, von einem Manne in ſei-

chen Kleidern, wieder zu hören, und ich verließ die Stunde, mit wahrer Achtung für den jungen Mann erfüllt, deſſen Phyſiognomie eben ſo geiſtreich war als ſein Vortrag. Ich fürchte nur, daß die ſieben jungen Leute, die ihn mit offenen Mäulern angafften, wenig davon verſtanden haben. — Von andern philoſophiſchen Vorleſungen iſt mir in Neapel nichts zu Ohren gekommen. Da man nun daſelbſt der Sage nach ſieben hunderttauſend Einwohner zählt, ſo folgt, daß von hunderttauſenden ſtets nur Einer ſich entſchließt, ein wenig Philoſophie zu ſtudiren.

Eine andere Art von Philoſophen, Herr Vincenzo Orſino, ſagt in einer gedruckten Ankündigung: es habe ſtets viel gottloſe Leute gegeben, welche behaupten, das Studium der Natur ſchade der geoffenbarten Religion. Das ſey nicht wahr; die Religion ſey vielmehr ein Bote der Geheimniſſe Gottes, und die Natur mache ſeine Allmacht offenbar. Dennoch ſey man ſo verblendet, die Religion noch immer für eine Feindin der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes zu halten, und meine, jede Denkfreiheit müſſe auch irreligiös ſeyn. Zu Widerlegung dieſer Meinung habe er ein Buch geſchrieben, betitelt: die irreligiöſe Denkfreiheit, eine Feindin der Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, in welchem bewieſen wird, daß alle Werke von Gelehrten, die nicht zugleich fromme Gläubige waren, von Widerſprüchen wimmeln, bloß den Alten nachbeten, ſich nie über dieſelben erheben, und daß auf alle neuern Entdeckungen das Chriſtenthum den vortheilhafteſten Einfluß gehabt hat. Dieſes vortreffliche Werk werde nächſtens bei den Gebrüdern Terres in Neapel für ſieben Carolins (ein und zwanzig Groſchen) zu haben ſeyn.

Der Ritter Calcagni fand in dem merkwürdigſten Jahre meines Lebens den ſchönen Vers von Wieland:

Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube u. ſ. w.

Er überſetzte ihn folgendergeſtalt ins Lateiniſche:

Quae nos per medias heic ducit dextra tenebras,
Postremo nunquam deserit exitio.
Atque ubi spes desit, quo sedibus alliget imis,
Quassatam prorsus anchora jacta ratem:
Haec mente immota maneat fiducia nobis
Quodvis momento vertitur exiguo.

Als er nun von mir hörte, dieſer Vers ſey von unſerm vortrefflichen Wieland, nahm er ſich ſogleich vor, dieſen Fürſten der deutſchen Dichtkunſt zu leſen, zu ſtudiren, vielleicht zu überſetzen.

Damit meine ſchönen Leſerinnen alles Lateiniſche in dieſem Buche auf einmal überſchlagen können, laſſe ich hier ſogleich eine merkwürdige Inſchrift folgen, die den Veſuv betreffend, an einer Straßenecke in Portici gefunden wird. Zum vollſtändigen Verſtändniſſe derſelben iſt zu wiſſen nöthig, daß einſt ein Ausbruch des Berges Portici verheerte, und daß mehrere Menſchen bloß dadurch ihren Tod fanden, daß ſie ihre Habſeligkeiten, trotz der dringendſten Gefahr, noch retten wollten.

Posteri Posteri
Vestra res agitur
Dies facem praefert Diei nudius perendino
Advortite
Vicies ab satu solis infabulatur historia
Arsit Vesaevus
Immani semper clade haesitantium
Ne posthac incertos occupet moneo

Uterum gerit mons hic
Bitumine alumine ferro sulphure auro argento
Nitro aquarum fontibus gravem
Serius ocyus ignescat Pelagoque influente pariet
Sed ante parturit
Concutitur concutitque solum
Fumigat corruscat flammigerat
Quatit aerem
Horrendum immugit boat tonat arcet finibus accolas
Emica dum licet
Jamjam enititur erumpit mixtum igne lacum emovit
Praecipiti ruit ille lapsu seramque fugam praevertit
Si corripit actum est periisti
Ann. Sal. CIↃIↃCXXXI. XVI. Kal. Jan.
Philippo IV. rege
Emanuele Fonseca et Zuniga Comite montis regii
Pro rege
Repetita superiorum temporum calamitate subsidiisque calamitatis
Humanius quo munificentius
Formidatus servavit spretus oppressit incautos et avidos
Quibus Lar et suppellex vita potior
Tum tu si sapis audi clamantem lapidem
Sperne larem sperne sarcinulas mora nulla fuge.

Ich habe von dieſer, hin und wieder dunkeln und etwas preziöſen Inſchrift eine Ueberſetzung im Lapidarſtyl gewagt, die nicht mehrere Worte enthält, als das lateiniſche Original, von der man alſo, in dieſer Hinſicht, wohl nicht mehr ſodern kann. Auch der möglichſten Treue habe ich mich befleißigt. Kenner mögen über den Verſuch entſcheiden. Ich erinnere nur noch, daß das Lateiniſche ſehr treu copirt iſt, aber freilich kommen manche Dinge darin vor, die mir unerklärbar ſind, z. B. das emica dum licet, wo ich mir eine Abweichung erlaubt habe, weil, ſelbſt wenn

man emicat dum licet leſen wollte (wie mir einer meiner gelehrten Freunde vorſchlug,) doch nur ein ſehr erzwungener Sinn herauskommen würde. — —

Nachwelt! Nachwelt!
Dir gilts.
Dem Uebermorgen leuchtet heutigen Tages Fackel
Höre!
Zwanzigmal redet Geschichte seit Lichtes Geburt.
Vesuv entbrannte,
Zögernden stets Jammer bringend.
Ueberraschung droht Wankenden, ich warne:
Des Vulcans Eingeweide bergen
Erdpech, Alaun, Eisen, Schwefel, Gold, Silber,
Salpeter: Waſſerquellen schwängern ihn;
Früher, später erglühend, mit eingesaugtem Meere
gebährend;
Doch zuvor
Erbebend, den Erdboden durchschauernd
Dampft, blitzt, flammt,
Bewegt er Lüfte
Brüllt grausend, kracht, donnert, verscheucht seine
Grenzbewohner.
Entweiche! noch ists vergönnt.
Schon treibts, quillt, ein Feuerpfuhl wogt,
Jäher Absturz verwehrt späte Flucht,
Ergriffen bist du verlohren.
Im Jahre CIↃIↃCXXXI. d, 16. December.
Unter König Philipp IV.
Emanuel Fonseca und Zuniga Graf Montreal
Dem Vicekönig.
Wiederkehrte voriger Zeiten Jammer, ihm Hülfe,
Menschlicher je reichlicher.
Gefürchtet, doch Nahrung spendend, verschlingt Vesuv nur Wagehälse, Habsüchtige,
Denen Wohnung, Hausgeräth, theurer als Leben,

Drum, bist du weise, höre schreienden Stein!
Verachte Wohnung, verlaſs Haabe, flieh ohne Verweilen!

Keine zwanzig Schritte kann man in Neapel thun, ohne auf eine pomphafte Inſchrift zu ſtoßen, die meiſtens an Brunnen, Statüen, Pyramiden u. dgl. angebracht iſt. Ich wette, wenn man ſie alle abſchreiben wollte, ſie würden einen dicken Quartband füllen. Wo viel geſchrieben wird, da wird wenig gethan. Manche lügen recht unverſchämt. Eine z. B. hebt an: Carolus Borbonus, supra omnes retro principes, pacis bellique artibus clarissimus et felicissimus, und wenn man nun fragt, was dieſer Carl von Bourbon, der über alle Fürſten hervorragt, denn Großes gethan hat? ſo findet ſich, daß man, beſonders zu der Zeit als dieſes geſchrieben wurde, nehmlich vor ſeiner Gelangung zum Spaniſchen Throne, auch nicht das Geringſte von ihm zu ſagen weiß. — Aber die That, welche durch dieſe prächtige Inſchrift verewigt wird? — nun ja, die iſt recht gut, recht lobenswerth, ſolcher Thaten verrichtet aber ein guter König täglich bei Dutzenden. Er hat nehmlich einen Weg ausbeſſern laſſen, der vorher ſchlecht war. Solche Dinge auf ſolche Weiſe in Marmor verewigen, um deren Willen ein Fürſt, der beim Spazierenfahren ein wenig gerumpelt wurde, ſeinem Weg-Intendanten nur zwei Worte zu ſagen braucht, das heißt den Marmor, das Volk und den Fürſten ſelbſt herabwürdigen. — Was mir bei den vielen tauſend Inſchriften zu Neapel am lächerlichſten ſcheint, iſt, daß ſie alle lateiniſch ſind. Ich weiß wohl, daß es in andern Ländern auch Sitte iſt, was man der Nachwelt ſagen will, lateiniſch zu ſagen, gleich als fürchte man, die Sprache der Nation werde verlohren gehen; aber ich mache mich auch überall darüber luſtig. Haben denn etwa die Römer

mer griechiſche Inſchriften, oder die Griechen egyptiſche gemacht? würden wir nicht einen Menſchen auslachen, der jeden Vorübergehenden lateiniſch anredete? und vertritt denn nicht ein ſolcher Stein gleichſam die Perſon des Fürſten, unter dem das Denkwürdige geſchah? — Nicht einmal im Mittelalter war dieſe unſinnige Gewohnheit zu verzeihen, obgleich damals jeder Große und jeder gebildete Menſch lateiniſch verſtand; aber vollends jetzt! da unter hundert wohlerzogenen und ſonſt kenntnißreichen Menſchen gewiß neunzig keine Sylbe davon begreifen, und die übrigen zehn kaum einige Worte aus ihren Schuljahren im Gedächtniß behalten haben; jetzt wird eine lateiniſche Inſchrift offenbar bloß für ein halbes Dutzend Gelehrte von Profeſſion verfertigt, die etwa in der Stadt wohnen, und alle Jahr einmal vorbei gehn. Niemand ſchreibt mehr lateiniſch, niemand ſpricht es mehr: die Sprache hat aufgehört Univerſalſprache zu ſeyn, ſie hat den Scepter an ihre Tochter, die franzöſiſche abgetreten, und vernünftiger wäre es, jetzt alle Inſchriften franzöſiſch zu machen. Ich ſage vernünftiger, aber nicht vernünftig; denn was ein Volk der Nachwelt zu ſagen hat, wäre es auch das Volk der Kalmuken, das ſoll es in ſeiner eigenen Sprache thun, damit der Pöbel eben ſowohl als die Gelehrten, erfahre, was merkwürdiges in ſeinem Vaterlande vorging, oder welche Wohlthäter deſſelben er zu verehren habe. Enthält die Inſchrift vollends Dinge, die grade den Pöbel belehren ſollen, ſo iſt es unſinnig ſie in einer fremden, todten Sprache aufzuzeichnen. Da ſteht unter andern zu Neapel, ich glaube auf dem Platze, der der kleine Molo heißt, eine Pyramide, die auf der verfluchten Stelle errichtet worden, auf welcher der Pöbel den Freiheitsbaum pflanzte; an den vier Seiten erblickt man die wohlgetroffenen Medaillons des Königs, der Königin, des

Erbprinzen und der Erbprinzeſſin, unter jedem dieſer Medaillons lange **lateiniſche** Inſchriften, welche dem Volke beweiſen, wie gottlos Revolutionen ſind, und wie nothwendig es ſey, daß nur ein Einziger herrſche. Von alle dem verſtehen die guten Neapolitaner nicht eine Sylbe, und für die Wenigen, die es verſtehen, iſt es nicht geſchrieben. Die jetzige Generation weiß allenfalls noch die Veranlaſſung zu dieſer Pyramide und vergißt ſie nicht; die folgende hingegen bekümmert ſich gar nicht mehr darum, und ereignet ſich einſt einmal wieder eine Begebenheit, wo eine ſolche Warnung, wenigſtens bei einzelnen fruchten könnte, ſo iſt es eben ſo gut, als ſtellte man einen Herold hin, um hebräiſch mit dem Volke zu reden. — Wie viel könnte nicht durch kurze, zweckmäßige Inſchriften, in der Landesſprache verfaßt, auf die Moralität eines Volks gewirkt werden! und wie trefflich war die Idee jenes Griechen, der auf alle Hermen am Wege Sentenzen graben ließ, die jeder Wanderer im Vorbeigehn las, nach und nach behielt, ſie am heimiſchen Heerd ſeinen Kindern wieder vorſagte, bis ſie zu lauter Sprichwörtern wurden. In Rußland könnte man die Werſtpfähle und in Preußen die **Meilenzeiger** vortrefflich zu ſolchen Sprüchen benutzen. Jetzt ſtehn, beſonders die letzten, leer da, und dienen höchſtens einem Handwerksburſchen, ſeinen Namen daran zu kritzeln. — Der gewöhnliche Einwurf, den man gegen die neuern Sprachen macht, iſt: ſie ſchicken ſich nicht zum Lapidarſtyl, man könne ſich nicht ſo kurz darinnen faſſen, als in der lateiniſchen. Wäre dies auch wahr, ſo müßte doch wohl der erſte Zweck **Verſtändlichkeit** für **Jedermann** und nicht **Kürze** ſeyn. — (Die neapolitaniſchen Inſchriften ſind auch alle ſo ungeheuer **lang**, daß ſie ſchon deshalb nicht einmal für lateiniſche Inſchriften gelten können.) —

Ueberhaupt iſt aber der Einwurf unerwieſen, die deutſche Sprache wenigſtens kann dem Lapidarſtyl ſehr wohl angeſchmiegt werden. Ich habe im Eingange dieſes Buches der Inſchrift auf einem Hoſpital zu Altenburg erwähnt: hülfloſem Alter, Ernſt. Kann hier das Lateiniſche kürzer oder ausdrucksvoller gebraucht werden? und würde die berühmte Inſchrift zu Berlin: laesis sed non victis etwas an ihrer Schönheit verlieren, wenn da ſtände: Verwundeten, doch Unüberwundenen? ſie wäre ſogar um ein Wort kürzer als im Lateiniſchen.

Man verzeihe mir die Abſchweifung. In Neapel fließt kein Tropfen Waſſer aus einem Brunnen, ohne daß eine prahlende Inſchrift verkündet, wer die Röhren dazu bezahlt hat. Oft ſind auch nur die Röhren da, und es fließt gar kein Waſſer heraus. Bei den meiſten der vielen tauſend Heiligenbilder iſt ſorgfältig bemerkt, weſſen Frömmigkeit ſie errichtet hat, ja unter der Bildſäule des heiligen Januarius auf der Brücke, durch welche ſich der ſchon erwähnte Pater Rocco verewigte, haben ſich noch ein halbes Dutzend große Herren mit angeflickt, weil ſie auch gern ſo wohlfeil als möglich in der ſchönen großen Ewigkeit wären. — Welchen kleinherzigen Begriff übrigens die Neapolitaner von einem für die Nachwelt errichteten Denkmal haben, erhellet aus einem drolligen Factum, deſſen Mittheilung ich einem ſichern Manne verdanke. Ein Fremder wird ſich wundern, wenn er alle Augenblicke einen Brunnen, oder ſonſt etwas zum Dienſt des Publikums beſtimmtes, mit der Ueberſchrift erblickt: Ferdinand der Vierte (der jetzige königliche Jäger und Fiſcher) hat dies errichtet, und wird glauben, man thue dieſem Monarchen ſehr unrecht, wenn man behauptet, er bekümmere ſich durchaus um nichts anders, als um Jagd und Fiſcherei. Man muß aber wiſſen,

daß während der Revolution die Namen aller Könige auf öffentlichen Denkmälern, ſie mogten Carl, Philipp oder Ferdinand heißen, ausgekratzt und ausgemeißelt wurden. Als nun das Ungewitter vorüber war, Thron und Kreuz wieder aufgerichtet wurden, da fand man für nöthig, auch dieſe Inſchriften wieder herzuſtellen, und da doch die alten Könige, Carl, Philipp und wie ſie alle heißen, es nicht mehr übel nehmen konnten, wenn man ſie ein wenig vernachläßigte, ſo gedachte man ihrer weiter nicht, ſondern ſchrieb flugs überall hin Ferdinand IV. — Immerhin! es bleibt ja doch in der Familie.

Von dem königl. Schloſſe zu Neapel kann ich nichts weiter ſagen, als daß es eine ſchöne, impoſante Auſſenſeite hat. Das Innere habe ich bloß bei einer Audienz, und folglich nur wenig davon geſehen. Die Säle, durch welche ich geführt wurde, waren mit hier verfertigten, gewirkten Tapeten behangen, die den Gobelins unendlich weit nachſtehen. Die Zeichnungen waren größtentheils abſcheulich plump; die Farben lebhaft, beinahe grell. Auf einer Wand hielten Grazien ein Medaillon, die vereinten Portraits des Königs und der Königin vorſtellend; der König in Uniform, ſehr ähnlich, die Königin aber in einem Kleide und Kopfputz, wie ſie vielleicht vor zwanzig Jahren mode waren, folglich ſieht es jetzt abſcheulich aus. Wann eher wird man doch einmal der Thorheit entſagen, ſich in der Modetracht abkonterfeien zu laſſen? Jede unſerer heutigen Moden iſt mehr oder minder abgeſchmackt und entſtellend; höchſtens Wochenlang kann der eiſerne Scepter der Mode ſie in Anſehen erhalten, und erſtreckt ſie in ihren Einfluß während dieſer wenigen Wochen auch auf Bilder, ſo müſſen es große Kunſtwerke ſeyn, wenn ſie nicht das Schickſal erleben

ſollen, auf den Boden hinter den Schornſtein getragen zu werden. — Die Grazien, welche dieſes geſchmackloſe Medaillon trugen, hielten auch einen Zettel, auf welchem die bibliſche Sentenz aus den Sprichwörtern Salomons ſtand: rex sapiens dissipat impios (ein weiſer König zerſtreut die Gottloſen). — Man muß bekennen, daß nirgend unverſchämter geſchmeichelt wird als in Neapel. — Ein paar ſchöne Marmorbüſten ſah ich doch, die des Kaiſer Franz und die des deutſchen Helden Erzherzog Carl, deſſen biedere und geiſtreiche Phyſiognomie dem Anſchauer wohl thut.

Mit großen Vorurtheilen gegen die Königin, die ich aus Büchern und Hörenſagen geſchöpft hatte, kam ich nach Neapel; mit der Ueberzeugung von ihrer Liebenswürdigkeit verlaſſe ich es wieder. Daß ſie in dieſen ſchweren Zeiten das Ruder nicht immer mit ſicherer Hand führte; daß ſie oft falſche Schritte that, die ſie zurück thun mußte, oft nicht einmal zurück thun konnte, das gebe ich freilich zu; aber gilt denn nicht derſelbe Vorwurf faſt von allen Fürſten in Europa? — Außerordentliche Umſtände erfordern außerordentliche Maaßregeln. Wem dieſe glücken, der wird groß genannt; wem ſie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin gewiß, die Königin hat immer das Beſte gewollt, wo aber die Wege zum Beſten in die dickſten Nebel verhüllt ſind, da iſt der Inſtinkt eines Friedrich erforderlich, um ſie tappend zu finden. — Die Königin iſt die zärtlichſte, liebevollſte Mutter ihrer Kinder; ein ſolches Mutterherz iſt auch ein königliches Herz, nur die bitterſten Erfahrungen können es gegen das Volk verhärten, oder doch deſſen Gefühl abſtumpfen. „Um das Volk glücklich zu machen,“ ſagte ſie mir, „muß man leider oft Deſpot ſeyn, wenn auch gegen eigne Neigung, und iſt man es, ſo wird

man nicht geliebt." — Ich meinte, das ſey nicht immer die Folge, und erinnerte ſie an das Beiſpiel Maria Thereſiens. „O! erwiederte ſie, meine Mutter war dennoch unglücklich in ihren letzten Tagen, denn das undankbare Volk wünſchte allgemein ihren Tod; und warum? wegen einer elenden Steuer." — Von den Illuſionen des Thrones ſpricht ſie mit einer Offenheit und Liebenswürdigkeit, die unwiderſtehlich für ſie einnehmen. Sie ſehnt ſich nach dem Zeitpunkt, wo allgemeine Ruhe ihr erlauben werde, allen Geſchäften zu entſagen, und ſich, ſammt ihrem Gemahl, in die Einſamkeit zurückzuziehen. „Dann, ſagte ſie, dann wird man ſehen, wer Marien Carolinen, oder wer bloß der Königin zugethan war." — Wahrlich! die das Glück hatten, ihr nahe zu ſeyn, und oft ſie ſo ſprechen zu hören, bleiben ihr gewiß zugethan. — „Das ſchönſte Glück anf Erden iſt Mutterglück," ſprach ſie zu meiner Frau, die eben jetzt dieſes Glück erwartete: „ich habe ſiebenzehn lebendige Kinder gehabt, ſie waren meine einzige Freude. Zur Mutter machte mich die Natur, die Königin iſt nur ein Gallakleid, das ich aus- und anziehe." — Sie faßte bei dieſen Worten ihr Kleid mit zwei Fingern und ließ es mit einer faſt verkleinernden Miene wieder los. „Wer ein unabhängiges Sort hat," ſagte ſie mit einer Innigkeit, die wahrlich nicht erkünſtelt war, „der iſt weit glücklicher als der Fürſt auf dem Throne." — Es wäre unſchicklich, wenn ich alles wiedererzählen wollte, was ſie über die jetzigen Zeitläufte, über den Werth der Jeſuiten u. ſ. w. ſprach, alles trug den Stempel eines hellen klaren Geiſtes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortrefflichen Herzens. — Man giebt ihr Falſchheit und Verſtellung Schuld, doch wahrlich! ich zweifle, daß es möglich ſey, einen Menſchen ſo zu täuſchen, deſſen Hauptgeſchäft ſeit dreißig Jahren darin

beſtand, die Menſchen zu beobachten. Was ſie mit mir ſprach, das dachte und fühlte ſie auch; Niemand wird mich jemals vom Gegentheil überreden.

Dem Erbprinzen iſt die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Geſicht geſchrieben. Prinz Leopold und die beiden Prinzeſſinnen ſcheinen noch ein wenig ſchüchtern zu ſeyn. Alle haben ſich in deutſcher Sprache mit mir unterhalten, die beſonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechſelſeitige Betragen der Kinder gegen die Mutter, und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, iſt ſo herzlich, ſo ungekünſtelt, ſo häuslich, daß die behaglichſte Empfindung ſich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es iſt auch ein ſchöner Zug im Charakter der Königin, daß ſie noch immer mit ſo vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihre Vorzimmer tritt, hört man nichts als Deutſch reden, und überall lachen ehrliche deutſche Geſichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geſchriebenen Bericht, von allem, was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt; ſie nennt es ihren Lügenbericht, läßt ihn aber doch ſeit dreißig Jahren unausgeſetzt kommen.

Wenn man nach der Straße St. Lucia geht, ſo kann man von oben herab in einen großen Hof ſehen, der zu einem Gebäude der Admiralität gehört. Hier iſt den gefangenen algieriſchen Seeräubern erlaubt friſche Luft zu ſchöpfen, und ich habe ihnen zuweilen zugeſehen, wie die halbnackten, braunledernen Kerls mit rohen Galgenphyſiognomien, ſich beim Ballſpiel ergötzten, oder mit untergeſchlagenen Armen ihre Pfeifen rauchten. Ihrer ſind etwa vierzig, alle auf demſelben Schiffe zu Gefangenen gemacht. Dagegen verſicherte man mich, daß wenigſtens viertauſend Neapolita-

ner in algieriſcher Gefangenſchaft ſchmachten, ſo ſehr war bis jetzt die Marine Sr. algieriſchen Hoheit der Sr. ſicilianiſchen Majeſtät überlegen. Auch war ſie, der Gefahrloſigkeit bewußt, bereits ſo unverſchämt dreiſt geworden, daß ſogar Schiffe bei Neapel, wenigſtens ein paar Stunden davon, bei Caſtell al Mare, landeten, raubten, plünderten, wegführten, was ihnen beliebte. Ein wohlunterrichteter Mann behauptete, daß, wenn dieſe Barbaren nur Lokalkenntniß und Muth genug hätten, ſie einmal in der Nacht bei Portici ans Land ſteigen, und die ganze königliche Familie in die Gefangenſchaft ſchleppen könnten; die von den Ruſſen neuerrichtete Garde, die ſo ſchön auf dem Theater tanzt, werde ſie nicht daran hindern. — Iſt es nicht eine Schande, daß kein Schiff hinüber nach Sicilien ſegeln kann, ohne Gefahr zu laufen, weggenommen zu werden, ſobald es nur den Hafen von Neapel verlaſſen hat? — Doch jetzt iſt die Ruhe zur See für einige Wochen wieder hergeſtellt; Micheroux nehmlich, der Bruder des Staatsſecretairs, der ein Geſchwader kommandirt, hat die Barbaresken aufgeſucht, ſie mit vieler Bravour angegriffen, und ſehr übel zugerichtet. Sie haben ihre eigenen Häfen ſuchen müſſen, die See iſt in dieſem Augenblicke ganz rein von ihnen. — Ich machte die Bekanntſchaft jenes neapolitaniſchen Seehelden, er iſt eben ſo galant als tapfer, und ſpricht von einem Siege mit großer Beſcheidenheit. Eine gute halbe Stunde hielten die Algierer doch das ſtärkſte Feuer aus, ehe ſie flohen. Sie waren an Zahl den Neapolitanern überlegen, doch ihre Artillerie ſchlecht bedient. — Was nutzt aber dieſer Sieg den armen Viertauſenden, die fern von der Heimath Sklavenfeſſeln tragen? und die man dort zu harter Arbeit anſtrengt? — Die wenigen Algierer hingegen in Neapel befinden ſich recht wohl und thun gar nichts. — Iſt

es möglich, daß dieſes Raubgeſindel von ſo vielen Seemächten noch immer geduldet wird? — ich weiß freilich wohl, daß Ludwig XIV. einmal geſagt haben ſoll: „Wenn es kein Algier gäbe, ſo müßte man eines wünſchen;“ ich weiß aber nicht, was er Vernünftiges oder auch nur Politiſchkluges damit gemeint haben kann. —

Weit ſchlechter als die gefangenen Algierer, werden die Galeerenſclaven zu Neapel gehalten. Auch ſie braucht man ſehr wenig zur Arbeit, denn ſo oft ich am Meere hinab gegen Portici ſpazieren ging, ſah ich ſie in einem Kaſtell hinter doppelten, weit von einander abſtehenden eiſernen Gittern ſitzen, ſo daß die friſche Luft vom äußerſten Gitter bis zum innerſten noch einen ziemlichen Raum zu durchlaufen hat, und gewiß nicht rein bis zu jenen Unglücklichen gelangt. Gewöhnlich ſtehen Weiber und Mädchen vor den Fenſtern, die mit ihren Männern und Geliebten, oft weinend, zuweilen auch lachend ſprechen, und ihnen allerlei Eßwaaren zu reichen ſich beſtreben. Zu gewiſſen Stunden des Tages werden ſie auf einen kleinen Platz herausgetrieben, der höchſtens zwanzig Schritt ins Gevierte halten mag, und der mit hohen, ſtarken Palliſaden eingefaßt iſt. Demohngeachtet werden noch zahlreiche Detaſchementer zu Fuß und zu Pferde kommandirt, welche den Platz mit geladenen Gewehren und gezogenen Schwerdtern umgeben, um ſogleich drein zu ſchießen und zu hauen, wenn die Sclaven etwa Miene machen ſollten, die Palliſaden zu überwältigen. Sie ſcheinen aber gar nicht dazu geneigt, ſondern begnügen ſich ihre ſchwarze, wirklich ſchwarze Wäſche durch die Lücken der Palliſaden oder über dieſelben hinweg, den Weibern zuzuſtecken, welche drauſſen darauf harren. — Wenn in Neapel jemals ein Gefangener entſpringt, ſo iſt es wenigſtens nicht

die Schuld der Regierung, denn an zahlreicher Bewachung läßt ſie es nicht ermangeln. Wo man in andern Ländern etwa zwei Wächter braucht, da giebt ſie deren ein Dutzend. Ich habe mehreremale einzelne, gebundene Menſchen zwiſchen zehn bis zwölf Mann wohlbewaffneter Sbirren ins Gefängniß führen ſehn, und wenn ich fragte: wozu ſo viele? — ſo war die Antwort: „Wären ihrer nur drei, der gebundene Kerl würde ſie überwältigen und davon laufen.“ — Dann iſt es freilich kein Wunder, daß die wenigen ungebundenen Franzoſen ſo ſchnell mit Armeen von achtzigtauſend Mann fertig wurden. — Staatsgefangene werden in wohlverſchloſſenen Portechaiſen getragen, ſind aber dennoch von ſechs bis acht Sbirren umringt, und ein ſolcher Zug, dem ich vier oder fünfmal begegnete, erregte würklich großes Aufſehn. Ich wundere mich, daß man ſolche Transporte nicht bei Nacht geſchehen läßt. — Spione beſoldet die Regierung in Menge, und es giebt ihrer unter den vornehmſten Ständen. Als einen der famöſeſten nennt man einen Chevalier R**, der ſich in den beſten Geſellſchaften herumtreibt.

Woher mag es doch kommen, daß der ruſſiſche und italiäniſche Volksgeſang ſo außerordentlich viel Aehnlichkeit miteinander haben? — Beſonders wenn man auf freiem Felde in der Ferne einen Italiäner ſingen hört, ſo ſieht man ſich plötzlich nach Rußland verſetzt — wenn man nehmlich die Augen zuſchließt, denn ſonſt möchten die Oel- und Citronenbäume die Täuſchung mächtig hindern. Beider Nationen Volksmelodien ſind offenbar die altgriechiſchen, was man ſogleich hört, wenn man ſie mit den griechiſchen Bruchſtücken vergleicht, die Winkelmann aufbewahrt hat. Man will auch noch ſonſt viel Aehnlichkeiten zwiſchen dem

italiäniſchen und ruſſiſchen Volke finden; es mag ſeyn, aber die Ruſſen ſcheinen mir doch ein weit edler organiſirtes Volk.

Um die Stärke des Hungers zwar etwas eckelhaft, aber mit großer Kraft zu mahlen, dürfte man nur eine Scene kopiren, die ich mehreremale beobachtete. Ein Kerl verkauft Melonen, die er in kleine Stücke zerſchnitten hat; ein armer Teufel kauft ein ſolches Stück, verſchlingt es, nagt mit den Zähnen die Schale ab, und wirft ſie dann weg. Flugs klaubt ein Betteljunge die Schaale aus dem Kothe wieder heraus, benagt ſie noch einmal heißhungrig, und läßt ſie nicht ohne Seufzer fallen, bis ſie ſo dünn iſt als Poſtpapier.

Höchſt unbequem iſt in Neapel das ängſtliche W i e g e n jedes Piaſters, eine Münze, die man zuweilen ſelbſt vom Banquier nicht durchgehends unbeſchnitten empfängt; und das Schlimmſte iſt, daß Niemand, ſelbſt nicht einmal der Kaffeewirth, ſich unterſtehen darf, eine beſchnittene Münze zu nehmen, wenn man ſie ihm auch um weit geringern Werth überlaſſen will. Man iſt gezwungen ſie wegzuwerfen, oder bei einem allein bevollmächtigten Wechsler umzuſetzen.

Schon einigemal habe ich im Vorbeigehen des herrlichen Neapolitaniſchen Klima's erwähnt, und bekenne gern, daß es jede Beſchreibung übertrifft. Ich hatte mich anfangs vor der K ä l t e gefürchtet, denn, dachte ich, wo keine Oefen, ja nur ſelten Kamine angetroffen werden, und wo man dabei auf ſteinernen Fußböden wandelt, da muß auch der mildeſte Winter beſchwerlicher fallen, als der harte

Ruſſiſche, dem man durch tüchtige Oefen wohl zu begegnen weiß. Aber ich hatte mich geirrt. In meinen vier oder fünf Zimmern befand ſich nur ein einziger Kamin für den Nothfall, und auch in dieſem einzigen habe ich nie Feuer machen laſſen, obſchon ich bis zum ſechszehnten December in Neapel blieb. Den ganzen November hindurch hatten wir gewöhnlich über zwanzig Grad Wärme; Tag und Nacht waren gleich warm. Trotz meiner Gewohnheit, mich ſchon des Morgens um vier Uhr, zuweilen noch früher, an den Schreibtiſch zu ſetzen, habe ich doch nie die geringſte Kälte empfunden. Man bedient ſich einer Art von kupfernen Pfannen mit gewölbten Deckeln, in welchen Myrthenreis zu Kohlen gebrannt wird, und die ſodann eine angenehme Wärme verbreiten; aber auch dieſe ſind in Häuſern, die gegen Süden liegen, ſehr entbehrlich, und ich habe ſie nie begehrt. Ein paar Tage, wo vielleicht die Wärme bis auf vier oder fünf Grad gefallen war, ſchienen den Neapolitanern unmenſchlich kalt, und alle verſicherten, daß man eine ſtrengere Kälte bei ihnen nie erlebe. Ich lachte ſie natürlich aus, wenn ſie mir mit ihren Mänteln begegneten. — Die Fußböden werden mit dicken aus Bimſen geflochtenen Decken belegt, welche die Würkung der kühlen Steine gänzlich verhindern. — Faſt kein Tag verging, an dem es nicht Abends oder Morgens ſtark geblitzt hätte, ja zuweilen wurden förmlich ſtarke Gewitter daraus, und ich erlebte eines in den letzten Tagen meines Aufenthalts, welches ein paar hundert Schritte von meiner Wohnung in dem Kaſtell nuovo einſchlug und drei Menſchen traf. Zwei oder drei Schritte weiter würde der Blitz ein Pulvermagazin entzündet, und auch mich vermuthlich außer Stand geſetzt haben, ſeine Würkung zu beſchreiben. Sonderbar, daß man, bei den vielen Gewittern, keinen einzigen Gewitter-Ableiter in

Neapel ſieht. — Die Felder draußen prangen alle mit ewigem jungen Grün. Wenige Bäume verlieren ihr Laub ganz, keine Hecke wird kahl. Der Sonnenſchein iſt oft ſte-chend, faſt immer zu warm. Einen Oberrock kann man ſel-ten vertragen. — Die Eingebohrnen klagen über den See-wind, Scirocco genannt, und meinen, er ſpanne ab, mache krank und träge. Ich habe das nicht empfunden, mir hat der Scirocco ſehr wohl gethan. So fürchterlich mir ſonſt ſein Name klang, ſo kenne ich ihn doch nur, als einen warmen lieblichen Zephyr, der mir nie eine unangenehme Empfindung verurſacht hat. — Geſchwelgt habe ich in die-ſer himmliſchen Luft, dieſer bezaubernden Natur, dieſen Denkmälern des Alterthums; und dennoch — ich bekenne es freimüthig — dennoch habe ich Neapel ſehr gern wieder verlaſſen, habe mit erleichterter Bruſt Athem geſchöpft, als ich die ſtinkende Stadt im Rücken hatte, in welcher eine halbe Million Menſchen wimmelt, zu deren keinem ich Ver-trauen faſſen konnte. Das eigentliche frohe Leben des Menſchen iſt unter guten Menſchen. Natur und Klima tragen wenig dazu bei. Man gewöhnt ſich an Alles, nur an herzloſe Menſchen nicht. — Lebe wohl! du ſtolzes Par-thenope! ich wünſche nicht dich wieder zu ſehen. —

Von den Greueln der Revolution erzählt noch Jeder-mann mit Schaudern, die Lazzaroni brateten Menſchen auf den Straßen, und bettelten dabei von den Vorüberge-henden etwas Geld, um Brod zu ihren Braten zu kaufen. Viele trugen abgeſchnittene Finger, Ohren und dergleichen in der Taſche, und wenn ſie einem Manne be-gegneten, den ſie für einen Patrioten hielten, ſo zeigten ſie ihm triumphirend ihre blutige Beute. Einen Mann trie-ben ſie ganz nackend durch die Straßen, und zwangen ihn

ſtets gebückt mit eingezogenem Leibe zu gehen, denn ein Säbel der neben ihm ging, verſuchte beſtändig mit ſeinem Säbel ihm die Schaamtheile glatt am Leibe weg zu ſchneiden. Einem meiner Bekannten zeigte ein ſolcher Mörder frohlockend ſeinen blutigen Dolch, und rühmte ſich, ihn einem Jakobiner durch die Schulter in die Bruſt geſtoßen zu haben. Der Zuhörer mußte ſich ſehr erfreut darüber ſtellen; er fragte, wie denn der Jakobiner geheißen, und hörte — den Namen eines ſeiner beſten Freunde! — Die Weiber trieben es am ärgſten, auch war es genug, von einer ſolchen Furie als Jakobiner bezeichnet zu ſeyn, um ſogleich geopfert zu werden. Wer rundes Haar trug, war ein Kind des Todes. Man legte ſich geſchwind falſche Zöpfe zu, aber das Volk merkte den Betrug, lief hinter Jedem her, faßte ihn beim Zopf und riß daran: blieb der Zopf in der Hand, ſo war es um ſeinen Träger geſchehen. Mehr als zweitauſend Häuſer wurden rein ausgeplündert. Der Däniſche Conſul war oft in Gefahr, weil man ſeine Uniform für eine Franzöſiſche hielt. Alles geſchah per la santa fede, daher auch santa fede jetzt ein Schimpfwort geworden. Drei Monate lang hauſte Ruffo ſo mit ſeinen Calabreſen. Endlich kamen die Franzoſen, und nun war auch in vier und zwanzig Stunden die Ruhe hergeſtellt. Ihrer waren nicht mehr als viertauſend; genug für einen ſo feigen Feind. Sie ergriffen freilich ſtrenge Maaßregeln. Wenn ſie z. B. einem Verdächtigen begegneten, ſo rochen ſie ihm nur in die Hände; rochen dieſe nach Pulver, ſo wurde er ohne Barmherzigkeit niedergeſäbelt.

Die empörendſte Bettelei in Neapel iſt nicht die der Straßenbettler. — Als ich bei Hofe präſentirt wor-

den war, erſchien zuerſt ein Hofbedienter in meinem Vorzimmer, der mir, im Namen aller ſeiner Kameraden, Heil und Segen zur glücklichen Ankunft wünſchte. Ich zuckte die Achſeln und gab. Eine Viertelſtunde nachher kam ein Hellebardierer (eine Wache in den innern Zimmern des Schloſſes), mit demſelben Kompliment. Ihm folgten mehrere dergleichen, und zuletzt meldeten ſich ſogar die Bedienten des Oberſtallmeiſters, der doch nicht das geringſte mit der Präſentation zu thun gehabt hatte. Wollte ich nicht funfzig Piaſter auf die Straße werfen, ſo mußte ich endlich die Leute eben ſo unverſchämt abweiſen, als ſie unverſchämt forderten. Man hat mich verſichert, daß ein Deutſcher Prinz, der kürzlich hier war, auf dieſe Weiſe nicht weniger als achtzig Piaſter hat ausgeben müſſen. Das iſt ſchimpflich! — Dem Beiſpiel des Hofes folgen die Großen. Hat man bei Einem zu Mittag gegeſſen, ſicher finden ſich am andern Morgen Einer oder ein Paar von ſeinen Leuten ein, um ſich das Eſſen dreimal theurer bezahlen zu laſſen, als man es im Wirthshauſe gehabt hätte. Das iſt recht ſchimpflich! —

16. Die Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Neapel.

Da bis jetzt über dieſen Gegenſtand noch nichts durch den Druck bekannt gemacht worden, und ich Gelegenheit gehabt habe, mich näher davon zu unterrichten, ſo glaube ich allen Liebhabern der Wiſſenſchaften einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich meine Bemerkungen mittheile. Die Bibliothek ſelbſt wurde, der Sage nach, von Robert von Anjou geſtiftet, von nachfolgenden Königen anſehnlich vermehrt, beſonders auch bei Gelegenheit der Verſchwörung

der Reichsbarone, deren Güter nachher konfiscirt und alle ihre Bücher hierher gebracht wurden. Die Bitliothek war daher eine der merkwürdigſten, bis Karl VIII., König von Frankreich, das Beſte daraus, als eine Frucht ſeiner Siege, nach Paris bringen ließ; ein Beweis, daß ſchon damal die kriegeriſchen Franzoſen die literariſche Beute nicht verſchmähten. Dennoch blieb noch vieles übrig, und kürzlich iſt die Zahl der Handſchriften (die ſich auf ſechstauſend beläuft) durch mehrere Hunderte aus der Vatikaniſchen Bibliothek vermehrt worden, welche die Neapolitaner den Franzoſen zu Rom wieder abjagten, und, als gute Priſe, dem Pabſte nicht zurück gaben. Dieſer Römiſche Theil der Manuſcripte iſt aber noch in großer Unordnung, kaum kennt man die Titel derſelben, und verlangt der Fremde Eins zur Durchſicht, ſo iſt es ſchwer zu finden. — In einem eigenen Schränkchen werden die ſogenannten ſelten ſten Handſchriften aufbewahrt. Ihre Seltenheit will ich ihnen nicht abſtreiten, aber durch Intereſſe zeichnen ſie ſich eben nicht aus. Es ſind deren eilfe, von welchen nicht weniger, als fünfe das Officium beatae Mariae Virginis mit ſchönen gemahlten und goldenen Buchſtaben und Bilderchen enthalten. Das ſechſte Manuſcript iſt ein breviarium romanum, das ſiebente ein botaniſches Lexicon, die Pflanzen recht ſchön mit der Feder gezeichnet, doch nur bis zum Buchſtaben C fortgeſetzt, weil der Verfaſſer darüber geſtorben ſeyn ſoll. Das achte ſind aſcetiſche Schriften eines heiligen Franz Borgia. Das neunte betrifft die Literairgeſchichte von Venedig. Das zehnte ſind die Uebungen eines Knaben, der die Geſchichte Frankreichs aus dem Franzöſiſchen ins Lateiniſche überſetzt hat. Aber dieſer Knabe war Karl VIII., damals Infant von Spanien, der Vater des jetzt regierenden Königs. Dieſer Um-

ſtand

ſtand allein macht das Verdienſt dieſer Handſchrift aus, und ihm verdankt ſie es auch, daß ſie die einzige von allen Handſchriften und allen Büchern der ganzen Bibliothek iſt, welche der König ſich hat zeigen laſſen. Sonſt hat er nie einen Buchſtaben von ſeinen literariſchen Schätzen genoſſen. — Das eilfte Manuſcript endlich iſt die eigene Handſchrift Taſſo's, della Bellezza, welcher die Bemerkung beigefügt iſt: in cui con sorpresa ravvisasi dell' immortale autore il pessimo carattere (in der man mit Erſtaunen gewahr wird, daß der unſterbliche Dichter eine verdammt ſchlechte Hand ſchrieb). Ich kann mich nicht enthalten, hierbei noch ein Pröbchen von der Unwiſſenheit der Italiäner einzuſchalten. Als ich Taſſo's Handſchrift zum erſtenmal ſah, verſicherte mich der Unterbibliothekar, dieſer Tractat (Minturno della Bellezza) wie auch die daran gehängten (Il Cataneo, delle conclusioni amorose und il Ficino dell' Arte) ſeyen noch nicht gedruckt. Ich traute nicht ganz, ſondern befragte mich noch bei einem vornehmen Manne, einem Marcheſe, der ſelbſt eine ſehr anſehnliche Bibliothek beſitzt und für einen der gebildetſten Großen in Neapel gilt. Er beſtätigte des Bibliothekars Ausſage. Jetzt wandelte mich die Luſt an, das ſehr unleſerliche Manuſcript wo möglich zu entziffern und herauszugeben. Schon hatte ich einen ganzen Morgen damit verlohren, als mir glücklicherweiſe doch noch ein kleiner Zweifel aufſtieg; ich ließ mir Tiraboſchi und Taſſo's Werke geben, wo ich dann, zu meinem Verdruß und zu des Bibliothekars Erſtaunen, Alles abgedruckt fand. — Nur ein einziges Deutſches Manuſcript befindet ſich hier, und das iſt ein metallurgiſches Werk, von Scheidung des Goldes und Silbers, von Münzproben u. dgl. Der Bibliothekar erfuhr

erſt durch mich was es enthielt, denn bis jetzt war es im Catalog bloß unter dem Titel: Codex in Deutſcher Sprache aufgeführt worden. — Zu meiner nicht geringen Verwunderung ſtieß ich unter den Perſiſchen und Arabiſchen Handſchriften plötzlich auf einen Codex, welcher Poeſien, in Deutſcher Sprache enthalten ſollte. Man kann denken, mit welcher Begierde ich ihn ergriff, aber ſiehe da, es war Engliſch, doch mit Deutſchen Charakteren, im Jahr 1457, ſchön geſchrieben. Das Buch hebt an mit einer Menge von Recepten für Frauen in Kindesnöthen und einige für andere Krankheiten. Dann folgt eine lange Rittergeſchichte in Verſen, Sir Benys of Hampton; dann eine kürzere vom heiligen Alexius, wiederum eine längere von Libraz Diſtonyus, und endlich ein Gedicht in fünf Geſängen, deſſen Gegenſtand eine Griſelda iſt. Der Abſchreiber hat faſt jedes Gedicht mit dem drolligen Vers geſchloſſen: hic pennam fixi, poenitet me si male scripsi. Ich kenne die altengliſche Literatur zu wenig, um zu wiſſen, ob dieſer Codex wirklich merkwürdig iſt, und will, durch deſſen Erwähnung, nur die Engländer aufmerkſam darauf machen. Das Wort Deutſche Poeſien, iſt jetzt, auf meine Angabe des Irrthums, in Engliſch verwandelt worden. — Die Griechen und Römer findet man hier in großer Menge, die meiſten ſehr ſauber geſchrieben; ich bekenne aber, daß ich für dieſe Art von Raritäten keinen Sinn habe, und daß mir ein einziges von den verlohren gegangenen Kapiteln des Livius, wenn auch ſchlecht geſchrieben, lieber ſeyn würde, als der prächtige alte Codex von den Briefen des heiligen Hieronymus, oder die epistolae Basilii magni aus dem eilften Jahrhundert. Ein ſehr ſchön geſchriebener Josephus de bello judaico 1403 iſt bemerkenswerth. Unter den

Römiſchen Klaſſikern ſind beſonders Cicero's Werke faſt unzähligemal anzutreffen. Ueberhaupt beſitzt die Bibliothek ſehr viele Doubletten, und könnte dadurch, wenn ſie mit andern Bibliotheken Europens einen Tauſchhandel eröffnete, dieſen und ſich ſelbſt nützlich werden. Der Arabiſchen Handſchriften ſind ziemlich viele, unter andern ein Averroes, ein Werk über die Aſtronomie, und einige Korans. Eine Sammlung von Türkiſchen Dichtern hätte ich wohl verſtehen mögen. Auch Chineſiſche und Japaniſche Handſchriften auf Chineſiſch Papier geſchrieben; die Werke der Rabbiner und mehrere dergleichen Kurioſitäten mangeln nicht. Doch der eigentliche, vielleicht unſchätzbare Werth der Sammlung, liegt in ihrer Brauchbarkeit für die Geſchichte; hauptſächlich freilich die Geſchichte Italiens, aber da dieſe mit der übrigen Geſchichte von Europa ſo innig verwebt iſt, ſo muß nothwendig hier noch eine Goldgrube zu bearbeiten ſeyn. Dem Geſchichtsforſcher zu Liebe will ich ſagen, welche Schätze ſeiner hier ungehoben warten. Erſtens findet er viele Geſchichten von Italien oder von einzelnen Staaten deſſelben, in alten und neuen Zeiten geſchrieben, (unter die älteſten gehört eine Historia Insulae Siciliae von 1318); doch die eigentlichen vollſtändigen Geſchichten ſind nicht ſo häufig, und in der That auch nicht ſo koſtbar für den Geſchichtsforſcher, als zweitens die unendliche Menge von kleinen hiſtoriſchen Schriften, welche einzelne hie und da vorgefallene Begebenheiten erzählen, und meiſtens von Augenzeugen geſchrieben ſind. Ich will einige Beiſpiele anführen: Tiberio Carafa, Geſchichte des Krieges in Italien von 1734, mit Karten, Figuren und Plänen von Städten, Alles mit der Feder gezeichnet. Eine Sammlung von hiſtoriſchen Memoiren in ſechs Bänden. Borelli ap-

paratus historicus ad antiquos Chronologos illustrandos, ex vetustissimis documentis Neapolitanorum Archiviorum collectus et alphabetico ordine dispositus, vier Bände. — Sammlung verſchiedener Begebenheiten, die im funfzehnten Jahrhundert vorgefallen. — Domenico Romano, Aufzählung der Dienſte, welche Meſſina den Kaiſern und Königen geleiſtet, die es beſeſſen, ſeit dem Römiſchen Reich bis 1671. — Geſchichte der Ermordung Alexanders von Medicis durch ſeinen Bruder Lorenz — und hundert andere dergleichen einzelne Schriften. Ich habe natürlich keine Zeit gehabt, ſie alle durchzugehen, ihr Werth mag ſehr verſchieden ſeyn; doch habe ich genug geſehen, um behaupten zu können, unter dreien werde Eins die Mühe des Durchblätterns belohnen. Zum Beweis will ich nur noch einen Augenblick bei dem zuletzt genannten Manuſcript ſtehen bleiben. Die That des Brudermörders wird darinnen vertheidigt, und zwar hin und wieder ein wenig im Styl der Jakobiner. Daß man Fürſten gehorchen müſſe wird zwar zugegeben, „aber — heißt es — ſoll man auch „Tyrannen zugethan bleiben, die ſelbſt alle Geſetze verbre„chen, aller guten Gewohnheiten ſpotten? nein, dann ſind „die Menſchen, allen Geſetzen und Gewohnheiten zum Trotz, „verbunden, den Tyrannen von der Erde wegzuſchaf„fen, und zwar, je eher ſie es thun können, je verdienſt„licher und lobenswerther iſt es.“ — Noch eine Merkwürdigkeit dieſer Handſchrift iſt ein Brief des Brudermörders, den er, bald nach der That, aus Venedig an einen Freund geſchrieben. Er hebt damit an: daß ihm das Urtheil ſeiner Feinde gleichgültig ſey, er halte es nicht der Mühe werth, ſich gegen ſie zu vertheidigen; aber ſein Freund ſolle erfahren, daß er ſich des Freundes nicht zu ſchämen habe, und daß dieſer eine löbliche That verrichtet. Hierauf

vertheidigte er ſich ſelbſt mit vieler Geſchicklichkeit, und ſichtlicher Ueberzeugung, daß er recht gethan. — Demſelben Codex iſt eine Liſte angehängt, die gleichfalls in mancher Hinſicht merkwürdig iſt, nehmlich eine Liſte aller derjenigen Perſonen, die ſeit dem Jahre 1420 bis 1600 zu Florenz hingerichtet worden, mit Bemerkung ihrer Verbrechen. Sie trägt das Gepräge der größten Authenticität, denn ſie iſt aus den Regiſtern der ſchwarzen Brüderſchaft gezogen, welche zu Florenz (wie es überhaupt in Italien üblich) die Verbrecher zum Tode bereitet und zur Richtſtätte führt. Es ſind ſonderbare Fälle darunter. Als zum Exempel 1523 der päbſtliche Stuhl Adrian VI. erledigt war, wettete ein gewiſſer Pietro Orlandini mit einem Manne, Namens Beniventi um hundert Scudi, daß der Kardinal Medicis nicht Pabſt werden würde. Es geſchah aber doch. Die Nachricht kam nach Florenz, Beniventi begegnete dem Orlandini auf der Straße, rief ihm ſchon von ferne die große Neuigkeit entgegen, und mahnte ihn um die hundert Scudi. „Du ſollſt ſie haben,“ verſetzte Orlandini, „doch muß man erſt abwarten, ob dieſer Kardinal auch Pabſt ſeyn kann?“ womit er auf deſſen unehliche Geburt anſpielte. Beniventi wiederholte laut das Wort Baſtard. — Vorübergehende belauſchten dies Geſpräch, rapportirten es, und Orlandini wurde auf der Stelle arretirt und enthauptet, wobei man ihm kaum Zeit ließ, das Heil ſeiner Seele zu beſorgen. Eine im Geiſt der Zeit gemachte Bemerkung iſt hinzugefügt: Orlandini ſey nehmlich vormals dem bekannten Savanarola begegnet, als dieſer eben ins Gefängniß geführt worden, und habe ihm lieblos zugerufen: du geheſt wohin du zu gehen verdienſt; worauf Savanarola geantwortet: „ich habe doch wenigſtens Zeit zu Reue und „Buße, dir aber wird es ſo gut nicht werden.“ — Einen

zweiten auffallenden Beweis des Blutdurſtes der Familie Medicis, liefert das unglückliche Schickſal eines gewiſſen Bernardino Antinori, der bloß einen Brief an Eleonore von Toledo, Gemahlin Peters von Medici, ſchrieb, (es ſteht nicht dabei welches Inhalts, vermuthlich verliebten) und der zwei Stunden nachher ſtrangulirt wurde. —

Ich habe mit Fleiß etwas lange bei dieſem Manuſcript verweilt, um wenigſtens an einem Beiſpiele zu zeigen, wie mancherlei intereſſante Bemerkungen nicht bloß der Geſchichtsforſcher, ſondern auch der Philoſoph und Menſchenbeobachter hier ſchöpfen kann. Ich wiederhole, daß es ſolcher Sammlungen von kleinen hiſtoriſchen Schriften, gewöhnlich unter dem Titel: Miscellanea, bei hunderten giebt. Beſonders iſt jeder Aufruhr, jede Verſchwörung, gewiß mehreremal von Augenzeugen erzählt worden. Die Proceſſe gegen berühmte Verbrecher füllen einen eigenen Codex. — Eine dritte ſehr wichtige Quelle für die Geſchichte ſind die vielen Sammlungen von eigenhändigen Briefen, Billetten, Memorialen, Berathſchlagungen, Notizen, Inſtruktionen u. ſ. w. von den größten und bekannteſten Staatsmännern. Ich nenne z. B. das Tagebuch des Herzogs von Oſſuna; Inſtruktionen des Kardinals Mazarin an Franzöſiſche Geſandten am päbſtlichen Hofe; Antonii Galatei Briefe über die Erziehung Ferdinands von Arragonien u. ſ. w. Ich kann verſichern, daß dieſe Sammlungen außerordentlich zahlreich, und jede einzelne ſehr reichhaltig iſt. Eine derſelben beſteht z. E. aus zehn Bänden und begreift die Jahre 1650 bis 1720. — Endlich viertens findet der Geſchichtforſcher gewiß intereſſante Aufſchlüſſe in der großen Menge von Familien-Nachrichten, die hier aufbewahrt werden. Es iſt vielleicht keine adeliche Familie in ganz Italien, deren Begebenheiten hier nicht anzutreffen

wären. — Unvermuthet ſtößt man auch bisweilen auf Schriften, die einem Geſchichtſchreiber der nordiſchen Staaten ſehr willkommen ſeyn würden. Dahin gehört z. B. Alexander Cilli, Erzählung der Begebenheiten, die ſich in Polen, drei Jahr hintereinander, unter Sigismund III. zugetragen haben. Geſchrieben zu Cracau 1609.

Iſt Jemand ein Liebhaber von der Kirchen-Geſchichte, ſo öffnet ſich ihm abermals ein weites Feld. Der Schriften, die Beziehung auf die Verhältniſſe des päbſtlichen Stuhls zu den europäiſchen Fürſten haben, ſind unzählige. Dann giebt es eine Menge Proceſſe von canoniſirten Heiligen; — viele Schriften für und gegen die Einführung der Inquiſition; — für und gegen die Rechte der Geiſtlichkeit; — eine Sammlung alles deſſen, was gegen die Jeſuiten in China verhandelt worden; — Geſchichte aller Ketzereien, (z. B. Remondo Istoria dell' Eresie del Secolo XVI.) — manche theologiſch philoſophiſche Abhandlungen, (z. B. über die kitzliche Frage: warum Gott lieber das Gute aus dem Böſen gezogen, als das Böſe ganz verhindert hat?) — Geſchichten der Concilien u. ſ. w. — Ein geſcheites Buch gehört zu dieſer Klaſſe, nehmlich: eines Jeſuiten, Sgambati, Beweis, daß alle Kloſtergelübde null und nichtig ſind. Um das Gift dieſer ketzeriſchen Abhandlung zu entkräften, hat man auf dem Titel derſelben bemerkt: der arme Sgambati ſey verrückt geweſen, als er ſie geſchrieben. (Codex scriptus propria manu ejusdem Sgambati, tempore quo demens erat.) Es iſt zu hoffen, daß man bündigere Beweiſe ſeines Wahnſinns aufſtellen könne. — Der Kardinal Seripando, der zu ſeiner Zeit in hohem Anſehn ſtand, hat dieſe Klaſſe von Manuſcripten durch eine große Menge ſeiner eigenen Werke ſehr anſehnlich vermehrt. Es finden ſich dabei, außer ſeinem Tagebuch von 1514 bis 1562, und ſeinem Teſta-

mente, auch ſehr viele Originalbriefe von großen Herren, Prinzeſſinnen, Kardinälen, Mönchen, u. ſ. w. nebſt ſeinen eigenhändigen Antworten. — Ueberhaupt ſind die Brief-Sammlungen von mehr oder weniger berühmten Perſonen äußerſt zahlreich. Es ſcheint in Italien wenigſtens vormals Sitte geweſen zu ſeyn, wenn ein nicht unbedeutender Mann ſtarb, ſeine hinterlaſſenen, empfangenen und geſchriebenen Briefe, ſogleich zu ſammeln, einen oder mehrere Bände daraus zu machen, dieſe mit vollſtändigen, mannichmal raiſonnirenden Verzeichniſſen zu verſehen, und ſo in Privat- oder öffentlichen Bibliotheken aufzubewahren. Die Sitte iſt gewiß löblich, und manches factum, welches die Zeit verunſtalten, oder ganz in das Grab der Vergeſſenheit werfen würde, erhält ſich für die Nachwelt. Ich nenne einige der intereſſanteſten Sammlungen: Nogarola, Briefe an ſeine Freunde und ihre Antworten, vom Jahre 1400. — **Epistolarum familiarum Lib. I.** es kommen zwei ungedruckte Sonnette und ein Canzone von Petrarch darin vor. — Petrarchs lateiniſche Epiſteln. — Briefe berühmter Männer. Es iſt einer von Taſſo an Pellegrino darunter, deſſen Inhalt zwar nicht von Bedeutung iſt, aber in welchem doch einige Gedanken vorkommen, aus denen man Taſſo erkennt. „Dein Buch, ſagt er z. B., „habe ich von dem Toskaniſchen Geſandten, und dann „auch von Signor Attendolo empfangen; beide Männer „ſind würdig, nicht allein es zu leſen, ſondern auch zu „loben." — Die Liebhaber der Dichtkunſt finden noch von Petrarch Carmina latina, Bucolica, ein Libre rerum senilium 1374 geſchrieben, ein Libro de' trionfi mit Randgloſſen, und eine lateiniſche Ueberſetzung von Taſſo's befreitem Jeruſalem. Sie finden außerdem noch eine große Menge Gedichte von meiſt ziemlich unbekannten Verfaſſern, ich nehme den Pabſt Aeneas Sylvius aus, der,

zu meiner Verwunderung, **Epigrammata de amoribus Pamphyli** hinterlaſſen hat. Schon vom Jahre 1372 giebt es Gedichte eines gewiſſen Antonio Bucza. Auch ein Coder mit Poeſien in Provenzaliſcher Sprache iſt vorhanden. Ein gewiſſer Bragaccia hat die artige Idee gehabt, in einer Reihe von Madrigalen, ein junges Mädchen zu ſchildern, das Nonne wurde. Sie heben mit ihren erſten Empfindungen über dieſen Gegenſtand an, das vorletzte mahlt ihren Eintritt ins Kloſter, und das letzte, iſt ihr Dank an die Geſpielinnen, welche ſie begleitet haben. Unter der ungeheuern Anzahl von Schauſpielen iſt mir ein bekehrtes Sachſen aufgefallen, und eine Maria Stuart von della Valle. — Den Aerzten, deren Kunſt mir ganz fremd iſt, weiß ich weiter nichts zu ſagen, als daß ſie auch nicht leer ausgehen. Es ſind mir viele mediciniſche Bücher aufgeſtoßen, auch Recepte genug, in welchen Perlen, Corallen, Ambra, Todtenknochen u. dgl. nicht geſchont waren. Auch die Juriſten werden trockenen Stoff genug zu trockener Unterhaltung finden. — Den Phyſiognomiſten empfehle ich nicht allein den alten Porta über die Phyſiognomie, (ein Coder der zwar defekt iſt, aber dennoch weit mehr enthält als gedruckt worden) ſondern auch einen andern phyſiognomiſchen Altvater, Peter Niptoni wohlbeleibter **tractatus de physiognomia**, der ſchon 1488 geſchrieben worden, aber mit Buchſtaben, welche zu leſen ich nicht geübt genug bin, obſchon viele derſelben ſchön bunt gemahlt ſind. Auch über die Kabaliſtik hat Porta einen Hebräiſchen **cum characteribus theutonicis** geſchriebenen Coder hinterlaſſen, deſſen geheimnißvolles Aeußere ſchon zur Genüge andeutet, daß ohne Zweifel die Kunſt Gold zu machen darinnen verborgen iſt. — Alle Finanzminiſter mögen eilen, den Tractat eines gewiſſen Spinola zu

leſen, „über die Mittel, die Bedürfniſſe des Hofes zu be„friedigen, ohne dem Volke läſtig zu fallen.“ Wenn der Mann würklich dieſe ſchwere Kunſt lehrt, ſo iſt ſein Buch ohne Zweifel das koſtbarſte in der ganzen Bibliothek; doch iſt es, wenigſtens hier in Neapel, noch nicht geleſen worden. — Die Antiquare finden, unter mehrern Dingen die in ihr Fach ſchlagen, ein Werk von zehn Bänden, von Ligorio, betitelt Antichità. Es handelt von Epitaphien, Inſcriptionen, Griechiſchen und Römiſchen Münzen, Maaß und Gewicht u. ſ. w. Ein Tractat von Pontanus de tumulis, ſchien mir bemerkenswerth.

Bei der jetzigen politiſchen Lage der Dinge, würde vielleicht der Ruſſiſche Hof ein Manuſcript vom Jahre 1716 benutzen können. Es heißt: Nouveau traité ou projet sur la defense de l'Isle de Corfou. Es wäre doch der Mühe werth, es von einem Kunſtverſtändigen prüfen zu laſſen. Was nutzen denn alle die Sammlungen von Handſchriften, wenn man ſie immer im Staube liegen läßt, und nicht bei Gelegenheit Vortheil daraus zieht? Wäre ich König, mein Bibliothekar müßte mir bei jeder politiſchen Veränderung in Europa, ſogleich anzeigen, welche Manuſcripte, die ſich auf den Gegenſtand der Veränderung beziehen, in meiner Bibliothek vorhanden wären. —

Ein Itinerarium totius orbis von 1484 wird vielleicht den Geographen intereſſant ſcheinen; ſo wie den Muſikern ein ſehr alter Dialogus de musica von einem Abt Oddo geſchrieben. —

Jetzt will ich noch von denjenigen Handſchriften reden, welche aus der Vatikaniſchen Bibliothek hierher gekommen ſind, und welche durchblättert zu haben, mir um ſo angenehmer iſt, da der Bibliothekar mir im Vertrauen geſtand, es ſey noch ſehr ungewiß, ob man ſie behalten werde, weil man täglich erwarte, daß der Pabſt ſie

wohl zurückfordern könne. Die Hauptbeſtandtheile dieſer Sammlung ſind dieſelben, nur hat das Ganze natürlich eine mehr päbſtliche Phyſiognomie, denn es wimmelt von Geſchichten der Conclaven, von Decretalien u. dgl. Von den letztern iſt eine ſchön verzierte und mit Randgloſſen verſehene Handſchrift aus dem funfzehnten Jahrhundert vorhanden. Der Miſcellaneen ſind ſehr viele, man muß ſie aber nothwendig ſelbſt durchſehen, wenn man einen Begriff von ihrem Inhalt ſich erwerben will. Denn oft ſind die heterogenſten Dinge zuſammen gebunden, z. E. Wunderwerke, Vorſtellungen an die Churfürſten im dreyßigjährigen Kriege, theologiſche Diſputationen und Inſchriften auf öſtreichiſche Kaiſer. Für die Geſchichte merkwürdig iſt eine Sammlung in zehn Bänden, deren Titel: Politiſche Schriften, Inſtruktionen an die Nuntien, Berichte von verſchiedenen Geſchäften des Römiſchen Hofes mit den Höfen von Europa, und andere Weltbegebenheiten vom Jahre 1500 bis 1600. Da der römiſche Hof ſich bekanntlich in Alles miſchte, ſo iſt kein Zweifel, daß man hier nicht Erläuterungen faſt über jeden Punkt der Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts finden ſollte. — Mehrere Bände Annotationen zu den Annalen des Baronius, ferner: Annali eccleſiaſtici e profani, ſcheinen mir auch hiſtoriſchen Werth zu haben. Um die Trockenheit zu vermindern, die, bei einer Abhandlung wie dieſe, unvermeidlich iſt, erlaube man mir, zum Vergnügen mehr als zum Unterricht, einige Auszüge zu liefern, wenn nicht aus den ſeltenſten, doch aus den ſeltſamſten Manuſcripten. Ich ſtoße zuerſt auf eine große Sammlung ſatyriſcher Schriften, die man kaum in der Vatikaniſchen Bibliothek geſucht haben ſollte, da ſie zum Theil die Päbſte und Kardinäle mit ſcharfer Lauge waſchen.

Beſonders iſt Benedict XIII. ſehr übel weggekommen, und ſeinen noch lebenden Kardinälen ſind hier beißende Grabſchriften geſetzt. Le statue parlanti: (die redenden Bildſäulen) iſt eine ganz artige Idee, die Aehnlichkeit mit den vormals beliebten Geſprächen im Reiche der Todten hat. Der Verfaſſer erzählt, er habe bei einem Freunde auf dem Lande eine ſchöne Sammlung von Statüen gefunden, die er mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtete. Als er ſich bald darauf ſchlafen gelegt, träumte er, daß dieſe Statüen ihn ſämmtlich umringten, und Geſpräche mit einander hielten, die er beim Erwachen aufzeichnete. Einige der redenden Bildſäulen ſind: Julius Cäſar, Heinrich IV., Richelieu, Guſtav Adolph, Wallenſtein, Pindar, Taſſo u. ſ. w. Julius Cäſar macht den Anfang, indem er zu Brutus ſpricht: „Mörder! war das der Lohn dafür, daß ich dir das Daſeyn gegeben? Brutaler Brutus!" — Heinrich IV. erinnert ihn ſogleich, er habe ja nicht allein die Mutter dieſes Brutus, ſondern auch deſſen beide Schweſtern gemisbraucht, ein Schimpf, den ein römiſcher Senator unmöglich habe dulden können. — „Du haſt eben keine Ehre zu reden, erwiederte Cäſar; weißt du noch, wie du einen deiner Baſtarde als erſten Prinzen von Geblüt anerkennen ließeſt?" u. ſ. w. Man ſieht, die Potentaten aus Marmor verſchonen ſich nicht. — Eine zweite Unterredung hebt Guſtav Adolph mit dem Ausruf an: „Ich möchte lieber ein Ungeheuer als ein Weib erzeugt haben" (zielend auf ſeine Tochter, die Königin Chriſtina). Wallenſtein verſetzt ganz trocken: „iſt es ein Weib, ſo iſt es ja ein Ungeheuer." Und Pindar fügt hinzu; „Euripides ſagt: ein gelehrtes Weib iſt zwiefach närriſch." — Man findet in dieſem Codex ferner, mehrere ſatyriſche Gedichte; aber auch ein ganz frommes moraliſches für einen Kardinal, der Pabſt werden will, hat ſich darunter verirrt.

Ich ergreife eine andere Handſchrift. Sie enthält verſchiedene gelehrte Abhandlungen, eine aſtronomiſche, eine Betrachtung über die Tugenden und Fehler Alexander des Großen, eine Schilderung des Julius Cäſar u. ſ. w. Zum Theil von des ungenannten Verfaſſers eigener Hand geſchrieben. Eine Sammlung von Sentenzen, unter dem Titel Heldengeſinnungen, von 1680, ſind vermuthlich zum Behuf eines Fürſten abgefaßt, denn die meiſten derſelben enthalten gute Lehren für Fürſten, z. B. „Es giebt Leute, „die allerlei verſtehen, zu allerlei zu gebrauchen ſind; Für„ſten ſollten nur Eins verſtehen: regieren." — „Wenn „die Fürſten ihre Pflichten kennten, Niemand möchte Fürſt „ſeyn." — Es ſind aber auch eine Menge andere, zum Theil recht gute Sprüche für alle Stände darunter, z. B. „Ei„nem Schurken Dank ſchuldig ſeyn, iſt ein großes Unglück." — „Ehe die Menſchen das kleine Wort, ich weiß nicht, „ausſprechen, eher ſagen ſie lieber tauſend Albernheiten." „Größe gleicht dem Wohlgeruch, wer ihn an ſich trägt, em„pfindet ihn nicht mehr." — „Das glücklichſte Leben wäre „ein Unglück, wenn es nie endete." — Man bemüht ſich „ängſtlicher gut zu ſcheinen als gut zu ſeyn." — „Die „Jugend ſoll ein Fieber ſeyn; o möchte ich doch mein gan„zes Leben hindurch phantaſiren!" — „Bequemlichkeit macht „glücklicher als Reichthum und Größe." — Kleine Spitz„buben, große Narren." — „Nur ſchweigende Bewunderung „iſt ein Gebet Gottes würdig." — Schade, daß der wackere Verfaſſer ein großer Weiberfeind iſt. Das weibliche Geſchlecht nennt er ſehr drollig: „eine große Verle„genheit, aus der ein ehrlicher Mann ſich kaum mit „Ehren zu ziehen weiß." — Glückliche Ehen, meint er, gäbe es gar nicht, weil Liebe und Ehe ſich nicht vertrügen, und der Menſch allzuglücklich ſeyn würde, wenn es anders

wäre. Dennoch äußert er von der Liebe mitunter ſehr zarte Begriffe. „Wahre Liebe, ſagt er unter andern, will nur „lieben. Treue in der Liebe iſt nicht Verdienſt, ſondern „Nothwendigkeit.“ — Die Frömmigkeit ſeines Zeitalters verleitet ihn mitunter zu Paradoxen, die mir ſehr gewagt und ſehr falſch ſcheinen. Z. B. „Man muß mit den Menſchen „leben wie mit Kranken, man muß alles von ihnen leiden.“ — Oder: „wenn uns auch Gott ausdrücklich geſchaffen hätte, um ewig wie Fackeln in der Hölle zu brennen, ſo verdiente er dennoch unſere Liebe und Anbethung.“ — Ich bekenne, daß ich einer ſolchen frommen Ergebung unfähig wäre. Das Ganze ſchließt mit den Worten: „dieſe Gedanken ſind von einem Manne, der Niemand hintergeben mag, und Niemand fürchtet.“ — — Ich ſchlage eine andere Handſchrift auf, und finde ein Schauſpiel, der heil. Bonifaz genannt, von einem Kardinal Rufpigliosi. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, braucht es bloß die handelnden Perſonen anzuführen: Die ſtreitende Kirche. Die triumphirende Kirche. Aglae! (eine allerliebſte Zuſammenſetzung). Der heil. Bonifaz. Ein Dragoner-Capitain. Ein Schutzengel. Der Teufel. Lucinde. Ein Chor von Soldaten. — Es ſcheint wohl, die Cardinäle thun beſſer, ſich an die heilige Maria zu halten; die heilige Thalia begünſtigt ſie nicht. — Ueberhaupt ſind die vielen hier vorhandenen Gedichte meiſtentheils Ausbrüche eines verbrannten oder verrückten Gehirns. Ein Menſch hat z. B. auf Clemens XI. eine Lobſchrift verfertigt, die prächtig auf Pergament geſchrieben iſt, und hat ſich die ungeheure Mühe gegeben, ſie ganz und gar aus Stellen der Bibel zuſammen zu ſetzen, ſo daß von ihm ſelbſt keine Sylbe vorhanden iſt. Aber er hat nicht etwa ganze Sprüche oder Perioden aus der Bibel ge-

kommen, ſondern immer nur einzelne abgeriſſene Worte, wie er ſie eben brauchte; auf dem breiten Rande citirt er ſodann die Stelle, wo die paar Worte in der Bibel zu finden ſind. Mühſam mag die Zuſammenſetzung geweſen ſeyn, aber ſinnreich warhaftig nicht; denn natürlich enthält die dicke Bibel alle nur möglich Phraſen, die ein Lobredner nöthig haben kann. — Ich wende mich von dieſer Spielerei zu einem merkwürdigen Codex aus dem ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der aus lauter den Päbſten überreichten Plänen zu Emporbringung der ſchönen Künſte und aus andern Memoires über Alterthümer beſteht. Den Anfang machen mehrere ausgearbeitete Projecte zu Errichtung einer Mahlerakademie, die auch nachher würklich zu Stande kam. Die Nothwendigkeit der guten Erziehung eines Mahlers wird unter andern durch das Beiſpiel Titians erwieſen, der ſeinen Collegen Tintoretto zum Hauſe hinausgeworfen hatte, und Jean Calvarts, der den armen Dominichino derb durchprügelte. — Hierauf folgt ein lehrreicher Unterricht, wie eigentlich Beſchreibungen von Gemählden, wenn ſie für Mahler verfertigt werden, eingerichtet ſeyn ſollen. — Ein 1542 ausgeſtellter Befehl, acht und funfzig Kiſten mit Antiken für den König von Frankreich frei paſſiren zu laſſen, hat wohl weiter nichts merkwürdiges, als daß Michel Angelo ihn unterzeichnet hat. — Aus einer an den Pabſt gerichteten Klage lernen wir, daß unter der nachläßigen Aufſicht eines Bartoli, viel Antiquitäten verſchleppt, im Grunde neuer Häuſer vermauert, ja wohl gar in den Kalkofen geſteckt wurden, zu großem Schaden der Gelehrſamkeit und noch größerm Eckel der Fremden. Der Pabſt wird daher gebeten, einige neue Aufſeher zu ernennen, die gern ohne Gehalt, um der Ehre willen dienen würden; man ſchlägt dazu unter andern den

berühmten Maffei vor. Für das, was Merkwürdiges in den Weinbergen gefunden werde, möge der Pabſt einen Ort beſtimmen, etwa den großen Corridor vor der vatikaniſchen Bibliothek, der dann bald gleichen Ruhm, wie die Arundelſche Sammlung zu London erreichen werde. — (Wie viel der herrlichſten Alterthümer mögen wohl ſchon in Kalk verwandelt worden ſeyn, ehe ein Kunſtbeſchützer dieſe Vorſtellung wagte!) — Ein anderes Memoire vom Jahr 1700, unterzeichnet Montani, zeigt an, welche Reparaturen unumgänglich nothwendig ſeyn, um den gänzlichen Ruin des Coloſſeums zu verhindern. Auch von den Triumphbogen des Conſtantin, Severus, Titus, vom Friedenstempel u. ſ. w. iſt die Rede darinnen. (Ich meine, wenn das mit dem Repariren ſo fortgeht, wird man nach einigen hundert Jahren, zwar noch die Geſtalten der antiken Gebäude ſehn, aber aus lauter neuen Materialien zuſammen geſetzt.) — Eine bittere Klage über die Kirchenvorſteher der in den Bädern des Diocletians errichteten Kirche. „Sie „haben ſich, heißt es, alle Mühe gegeben, dieſes herrliche „Gebäude durch ihren ſchlechten Geſchmack zu verhunzen, „und haben ſichs noch obendrein viel Geld koſten laſſen. Aus „einer großen Kirche iſt eine kleine geworden. Die Wände „ſind überweißt, wodurch der ſchöne antike Anſtrich verlohren gegangen. Die prächtigen Kapitäler der acht koſtbaren Granitſäulen ſind überweißt, und in den Fenſtern „Stuccaturarbeit angebracht, wie man ſie ſonſt nur in kleinen Dorfkirchen gewahr wird." Es werden verſchiedene Vorſchläge gethan, dieſem Unfug abzuhelfen. — Eine Bulle Pius II., vom Jahre 1462, die ſich gleichfalls in dieſe neuere Sammlung verirrt hat, thut alle diejenigen in den Bann, welche ſich an Alterthümern vergreifen würden, und es gefällt mir wohl, daß der Pabſt, ſich in den Zeitgeiſt fügend,

als

als Grund ſeines ſtrengen Verbots, die Urſach angiebt: „Weil „dieſe Ruinen die Zerbrechlichkeit aller menſchlichen Dinge „ſo laut predigten.“ — Von dem weiter oben wegen Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit verklagten Bartoli findet ſich nun eine weitläuftige Rechtfertigung, wie auch Klagen deſſelben, beſonders über die Engländer, die ſo viel der beſten Kunſtwerke aufkaufen und heimlich wegſenden. Der Pabſt hat neben jeden Punkt ſeine Reſolution eigenhändig geſchrieben, aber ſo unleſerlich, daß ich ſie nicht entziffern konnte. — Merkwürdig iſt ein eigenhändiges Schreiben von Carl Maratto von 1706., an die Mahlerakademie, worinnen er ſich mit vieler Wärme eines gewiſſen Martinelli annimmt, den die Akademie aus ihren Regiſtern ausſtreichen wollte: Die Antwort darauf iſt aber abſchlägig, weil die Sache ſich ganz anders verhalte. — Ein Rapport an den Pabſt wegen eines alten Mauerwerks, welches eben niedergeriſſen wurde; es ſey nehmlich nicht eigentlich antik, ſondern habe zu einem Thurm gehört, den Leo IV. im Jahr 849 gegen die Einfälle der Saracenen erbaute. — Sonſt findet man noch in dieſem Codex die der Mahlerakademie ertheilten Prämien; Briefe über gefundene Statüen und Inſchriften; Liſte der Statüen im Palaſt Farneſe; viel Schriften über den Transport der Säule des Antoninus Pius, Beſchreibung und Zeichnung der dabei gebrauchten Maſchinen u. ſ. w. (Ich hoffe, Kunſtliebhaber werden mir verzeihen, daß ich bei dieſer Sammlung ſo weitläuftig geweſen bin.) — Eine dicke Sammlung von eigenhändigen Briefen großer Herren aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert, größtentheils an den Cardinal Cybo gerichtet, wird theils durch die verhandelten Geſchäfte, theils auch die Namen ihrer Schreiber bemerkenswerth; die letzten ſind: Kaiſer Leopold; die Könige Amadeus von Sardinien und Johann von Polen; die Churfürſten

Emanuel und Joſeph Clemens von Baiern, Anſelm von Mainz, Philipp Wilhelm von der Pfalz, Johann Hugo von Trier; die Pfalzgrafen am Rhein; die Herzoge von Hollſtein, Parma u. ſ. w. die Grafen Dietrichſtein, Harrach, Königseck und viele andere. — Ein Julius Cabatlus hat unter dem Erzherzog Ferdinand II. einen dicken politiſchen Traktat geſchrieben. — An einem ſtarken Band Gedichte, von Ottavio Trenſarelli, wird hoffentlich nichts verlohren ſeyn; des Verfaſſers eigne Handſchrift iſt ſehr unleſerlich. — Varchi und Giannotti haben weitläuftige Geſchichten von Florenz geliefert. — Eine Biographie des Cardinal Dominico Cecchini iſt von ihm ſelbſt geſchrieben, und erhält dadurch, wenigſtens für mich, ein Intereſſe, denn ich ſehe gar zu gern, wie ein Menſch ſich ängſtlich müht, zwiſchen den beiden Klippen, Wahrheit und Eitelkeit, hindurch zu ſchiffen. — Das Leben des Dante ſchien manches neue zu enthalten. — Ein Codex: zuerſt unbedeutende Orationen von allerlei Gattung; dann folgt ein Gebet an den heiligen Stroppinus! — Intereſſante Briefe und endlich eine Liſte aller der Stellen im Dante, die gefährlich zu leſen ſind, beſchließen dieſen zuſammengewürfelten Codex. — Ein heroiſches Gedicht, Carl V., von einem Marcheſe Santinelli; es hat zwanzig Geſänge, und jeder Geſang über hundert Stanzen. Wer hat den Muth es zu leſen? — Philoſophiſche Miscellen von Ventuſelli, ein ſtarker Band. Er enthält unter andern eine Abhandlung über die Seele, von der man damals eben ſo wenig wußte als jetzt. — Hiſtoriſche Miscellen, kleine merkwürdige Schriften, z. B. eine Relation vom Jahre 1551 eines gewiſſen Bernardo, der damals Bailo zu Conſtantinopel war. Uebrigens enthält dieſer Codex auch viele juriſtiſche Reſponſa, ein neuer

Beweis, wie wenig man ſich auf die Titel der Handſchriften verlaſſen kann. — Politiſche Nachrichten und Bülletins vom Jahre 1709 aus allen den vornehmſten Städten von Europa. Es gehört viel Geduld dazu, ſie zu leſen, aber man findet auch gewiß nirgend beſſere Aufklärung über die damalige Zeitgeſchichte. Unter andern iſt eine Zuſammenkunft der Könige von Dännemark, Polen, Preußen und des Churfürſten von Hannover zu Berlin, erzählt, wo von der Wiedereinſetzung des Königs Auguſt unterhandelt wurde. — In einem Bande Miſcellen, der mit der Geſchichte der goldenen Roſe anhebt, (eine päbſtliche Feierlichkeit) findet ſich auch eine Liſte berer Gelehrten, welche Caſpar Scioppius perſönlich gekannt hat, mit kurzen Schilderungen derſelben, von ihm ſelbſt bei jeden Namen geſchrieben. — Von Tassoni annales ecclesiastici fehlt der erſte Theil. Der zweite fängt mit dem Jahre 1201 an. — Eine dicke Sammlung von Comödien eines Delfini; ſie ſcheinen zum Theil recht intereſſante Pläne zu haben. — Eine lateiniſche Geſchichte der Einnahme von Jeruſalem und Antiochien. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. — Miſcellen, politiſchen Inhalts, zum Theil ſehr merkwürdig. Z. E. Vota zweier Cardinäle über Carl des Fünften Entſagung des Reiches. — Geheime Capitulationen des Herzogs von Alba. — Mediciniſches Gutachten zweier Aerzte über eine anſteckende Krankheit in Agro tridentino morbus lenticularum genannt, von 1547. Es war ein peſtilenzialiſches Fieber, wobei ein linſenartiger Ausſchlag erfolgte, und weshalb das Concilium von Trient nach Bologna verlegt wurde. Es wäre wohl der Mühe werth zu unterſuchen, ob dieſe Krankheit nicht Aehnlichkeit mit dem heutigen gelben Fieber hätte? — Ein lateiniſcher Codex, eine gute Spanne

dick und ſehr klein geſchrieben; handelt bloß von den abſcheulichen Sitten der Ketzer, de nostri temporis pravis hereticorum moribus, und iſt Paul V. dedicirt. Hier iſt klar bewieſen, daß ein Ketzer weder ſtark im Kriege noch treu im Frieden ſeyn kann, daß er die Freundſchaft nicht kenne u. ſ. w. Bald werden ſchreckliche Laſter, bald Lächerlichkeiten den Ketzern angedichtet. Einmal ereifert ſich der fromme Verfaſſer auch über die böſe Gewohnheit, in den ketzeriſchen Schulen, von den äſopiſchen Fabeln unmittelbar zu der Theologie über zu gehn. In einer Rückſicht könnte das Buch doch Dank verdienen; ein Kapitel nemlich handelt von den Schriften der Ketzer, und nennt eine Menge Titel von Büchern, die man jetzt kaum noch kennt; unter andern, ſatyriſche Schriften aus der Reformation, die es wohl verdienen möchten, wieder aufgeſucht zu werden. — Histoire de la reine Christine, l'Auguste, ſcheint von derſelben Hand, welche die oberwähnten Heldengeſinnungen geſchrieben hat. Ein Kapitel handelt von der Antipathie, welche Chriſtine ſchon als Kind gegen Zwerge, Hofnarren, Wein, Bier und Puppen hatte. Ein anderes von der Amaranthen Brüderſchaft und dem Feſt, Wirthſchaft genannt, welches ſie zuweilen prächtig zu feiern pflegte. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſtiftete ſie eine Geſellſchaft von ſechszehn Herren und ſechszehn Damen, welche die Chiffer A (Amaranth) mit Brillanten eingefaßt an der Bruſt trugen und gewöhnlich Sonnabends auf dem Lande zu ungezwungener Fröhlichkeit ſich bei ihr verſammelten. Schade, daß das ganze Manuſcript, theils ſehr unleſerlich geſchrieben, theils zu panegyriſch iſt. — Politiſchen Inhalts ſind abermals ein Band Briefauszüge von 1675; ferner ein Codex voll aufgefangener verdächtiger Briefe, unter andern das Schreiben eines neapolitaniſchen Für-

ſten an Johann von Oeſtreich, um ihn zu bewegen, ſich zum König von Sicilien zu machen. Ferner Scritture politiche — eine Erzählung von dem, was zu Madrid bei Gefangennehmung der Fürſtin von Caſignano verging 1641. — Geſchichte von Genua von 1535 bis 1625. — Proceß eines Francesco Borri wegen Ketzereien. — Form der jeſuitiſchen Regierung u. ſ. w. Dann ſtößt man auch wieder auf ganz heterogene Dinge, z. B. ein Compendium der Chiromantie. Das Regiſter zeigt auch noch eine Sammlung von vertrauten Briefen an, die aber leider herausgeſchnitten waren. — Eine ſpaniſche Handſchrift, Beſchreibung der Philippiniſchen Inſeln, von einem Geiſtlichen, der achtzehn Jahre daſelbſt geweſen, mag recht merkwürdig ſeyn. Ich verſtehe das Spaniſche nicht. — Unter dem Titel: Lettere di diversi e notizie findet man ganz andere Dinge, z. B. die Jahre 1659 und 60, ausgezogen aus den eigenhändigen Memoiren Jakobs Stuart, damals Herzog von York, nachmals Jakob II. Deſſen Feldzug von 1657 von ihm ſelbſt geſchrieben, auch von ihm ſelbſt 1696 ins Franzöſiſche überſetzt, und dem Kardinal von Bouillon geſchenkt. Ferner enthält dieſer Codex die Beſchreibung eines merkwürdigen Lichtphänomens auf dem adriatiſchen Meere. — Die Miſſionen eines Pater Kofferer — einen geheimen Bericht aus Paris über die Krankheit und den Tod Ludwig XIV. u. a. m.

Unglücklicherweiſe fielen, kurz vor meiner Abreiſe aus Neapel, Feſttage ein, an welchen die Bibliothek verſchloſſen blieb, ich mußte daher einige Reihen Manuſcripte, die mir zu durchlaufen noch übrig waren, unbeſehen laſſen. Ueberhaupt weiß ich wohl, daß dieſes oft trockene Titelverzeichniß keinen andern Werth hat, als die Gelehrten, die künftig nach Neapel kommen, auf Manches aufmerkſam zu machen, was ſie vielleicht ſonſt überſehen haben würden. Sollte es

einem meiner Nachfolger ſchwer werden, die Erlaubniß zu Benutzung der Manuſcripte zu erhalten, ſo darf er ſich nur gradezu an die Königin wenden, die ſie ihm gewiß ertheilen wird. Was die Kürze der Zeit mir verſtattete, habe ich geleiſtet, doch nicht Monate, ſondern Jahre würden dazu gehören, auch nur Auszüge aus den intereſſanteſten Werken zu liefern.

18. Die Revolution von Neapel.

Ueber dieſen Gegenſtand iſt in allerlei Sprachen viel geſchrieben worden. Für das pikanteſte Werk wird mit Recht ein Buch gehalten, welches den Titel führt: Saggio istorico della rivoluzione di Napoli. Es iſt in drei Bänden von einem wüthenden Patrioten verfaßt, daher die Ausfälle auf die Königin u. ſ. w. bis zum Eckel getrieben und oft ſehr empörend ſind. Auch eine Menge ſehr ſeichter Urtheile über militairiſche und ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände kommen darin vor, weshalb ich zweifle, ob das ganze Buch die Ehre einer Ueberſetzung verdiene, welche in dieſem Augenblicke von einem deutſchen Bildhauer zu Rom für eine Buchhandlung in Berlin gemacht wird. Ein Auszug in ein Bändchen zuſammen gedrängt, würde hingereicht haben, das Intereſſanteſte daraus zu liefern. Indeſſen mag der Ueberſetzer eine Entſchuldigung in det Seltenheit des Werkes finden, denn es iſt nur einmal zu Mailand aufgelegt, und durch ſcharfe Verbote außerordentlich rar geworden. In Neapel und Rom darf man es nicht einmal nennen. In Bologna, wo doch die meiſten Buchhändler ſind, verſicherte mich einer der vornehmſten, er habe ſeinem Commiſſionair in Mailand den Auftrag ertheilt, ihm das Buch um jeden Preis aufzukaufen; aber der Mailänder habe ihm geantwortet: er könnte es nicht ſchaffen, und wenn man es auch

mit Gold aufwiegen wolle. In Rückſicht dieſer Seltenheit theile ich hier einige Proben mit, die den Geiſt des ganzen erſten Bandes enthalten:

„Jedes Volk bereitet auf ſeiner politiſchen Laufbahn nach und nach einen Zunder zu Revolutionen, aber diejenige Nation, welche das Fremde, Ausländiſche zu ſehr bewundert, häuft jenen eigenen Zunder durch den der fremden, bewunderten Nation. Wie viele Demokraten gab es, aus keiner andern Urſache, als weil die Franzoſen Demokraten waren. Auf hundert Köpfe muß man funfzig Weiber und acht und vierzig Männer rechnen, die es den Weibern an Frivolität zuvorthun; dieſe alle raiſonniren ſo: in Frankreich friſirt man ſich beſſer, kleidet ſich beſſer, kocht beſſer, redet beſſer; der Beweis iſt, daß wir uns grade ſo friſiren, ſo kleiden, ſo bewirthen; folglich müſſen die Franzoſen auch beſſer denken und handeln.“ — (Leider macht man oft in Deutſchland Schlüſſe, die um kein Haar beſſer ſind.)

„Einige ſchwärmeriſche Jünglinge, die aus Zeitungsblättern die neue Theorie geſchöpft hatten, ſprachen unter ſich, oder, was noch weniger bedeutet, mit ihren Mädchen und Friſeurs davon. Siehe da ihr ganzes Verbrechen. Junge Leute ohne Rang, Vermögen, Einfluß, konnten wohl ſchwerlich ein anderes auf ſich laden. — Es war damals Mode unter den jungen Herren, durch Chiaja und Bagnuoli ſpazieren zu reiten; ſogleich machte man Acton weiß, oder vielmehr Acton machte dem Hofe weiß, man wolle die olympiſchen Wettrennen wieder herſtellen. Was in aller Welt haben die griechiſchen Spiele mit einem Spazierritt unſerer jungen Herren zu ſchaffen! Geſetzt aber auch, es ſey wahr geweſen, welches Uebel, welche Gefahr konnte daraus entſtehen? — Acton empfahl der Policei ſo dringend, wohl auf dieſe Wettrennen Acht zu haben, daß man hätte glau-

ben ſollen, es ſey wenigſtens von zwanzig feindlichen Schwadronen die Rede, welche die Reſidenz zu überfallen drohten."

„Man ſchuf ein Bluttribunal, unter dem Titel: Giunta di Stato. — Bei ſogenannten Staatsverbrechen iſt meiſtens nur von Worten die Rede, die eben ſo nichtsbedeutend als Drohungen, oder von Gedanken, die noch unbedeutender als Worte ſind. Solche Dinge gelten grade nur ſo viel, als die Furcht des Beherrſchers ſie gelten macht. Die Königin fürchtete ſich ſehr, allein doch noch nicht ſo ſehr, als Acton wünſchte. — Man wollte Blut, und man erhielt Blut. Drei Unglückliche wurden zum Tode verdammt, unter ihnen auch der wackere Emanuel Dedro, dem die Königin Begnadigung anbieten ließ, unter der Bedingung, daß er ſeine Mitgenoſſen verrathe. Ohne Bedenken zog er den Tod der Schande vor. Bei ſeiner Hinrichtung wurden aus Furcht ganz ungewöhnliche, vormals und auch noch jetzt ganz überflüßige Maaßregeln genommen. Man fürchtete, das Volk werde ſich rühren, um einen Menſchen zu befreien, den es kaum kannte; man zitterte vor funfzigtauſend Revolutionsmännern, denn ſo viele, hieß es, befänden ſich wenigſtens in Neapel. — Die Truppen, welche gleichſam die Stadt belagerten: die drohenden Befehle der Regierung, Alles regte die Phantaſie des Volkes auf. Jede, zu anderer Zeit gleichgültige Kleinigkeit mußte es jetzt in Bewegung bringen. Es fürchtete die Aufwiegler, fürchtete die Regierung, fürchtete alles, und dieſe Stimmung, in einer ſo ungeheuren Volksmaſſe, mußte nothwendig eine Gährung verurſachen. Argwohn der Regierung machte das Volk argwöhniſch. Vorher hielt es ſich ſelbſt, faſt ohne Policei, in Schranken, aber jetzt wurde es ſchwerer zu lenken. Alle öffentliche Funktionen geſchahen mit größerer Vorſicht, doch drum nicht ruhiger."

„Nun wurde die Nation von zahlloſen Spionen und Angebern belagert und belauert, welche Schritte zählten, Worte regiſtrirten, Geſichtsfarbe anmerkten, Seufzer protokollirten. Alle Sicherheit verſchwand. Privathaß fand der Rache Pforten offen, und wer keinen Feind hatte, der unterlag durch Geld oder Ehrgeiz verführten Freunden. Die Königin ſoll geſagt haben, ſie werde ſich eines Tages gezwungen ſehn, das alte Vorurtheil auszurotten, welches den Angeber mit Schande bedecke."

„Alle Caſtelle, alle Gefängniſſe füllten ſich mit Unglücklichen. Man warf ſie in abſcheuliche, finſtere Löcher, wo ſie an allem Mangel litten, Jahre durch ſchmachteten, ohne weder verdammt noch losgeſprochen zu werden, oder auch nur einmal die Urſache ihres Unglücks zu erfahren. Nach vier Jahren endlich wurden faſt alle für unſchuldig erkannt und entlaſſen. Alle würden ſo gerechtfertigt hervorgegangen ſeyn, hätte man ſie nicht der Mittel zu ihrer Vertheidigung beraubt. — Vaeni, damals an der Spitze der Geſchäffte, bekümmerte ſich nicht mehr um die, die ſchon in Feſſeln ſchmachteten, ſondern nur um die, für welche noch Feſſeln geſchmiedet werden konnten. Er hatte die Verwegenheit laut zu ſagen: es müſſen wenigſtens noch zwanzigtauſend arretirt werden. Wenn Bruder, Sohn, Vater, Gattin für einen Unglücklichen baten, ſo war es ein Verbrechen!" — (Ich kann nicht umhin, hier zwei ſchreckliche, aber leider wahre Anekdoten einzuſchalten, die ſehr glaubwürdige Augenzeugen mir erzählten. Die Furcht, für Mitſchuldige gehalten, und, wie man täglich vor Augen ſah, als ſolche überwieſen hingerichtet zu werden, hatte ſich aller Gemüther ſo gräßlich bemeiſtert, daß, um jeden Argwohn von ſich abzulehnen, ein Bruder am Tage der Hinrichtung ſeines Bruders, ein glänzendes Souper gab, und — ein Va-

ter, während ſein Sohn unter dem Henkerbeile blutete, — ich ſchaudere, es hin zu ſchreiben — am offenen Fenſter die Guitarre ſpielte! —)

„Geſcheite Leute lachten freilich darüber, daß nach einer ſo ſtrengen Inquiſition von vier Jahren, noch immer kein Staatsverbrechen entdeckt oder bewieſen war. Das Volk, anfangs erbittert gegen die Schuldigen, erkaltete, und bemitleidete endlich arme Gefangene, die es wohl für unſchuldig halt.n mußte, da es keinen verdammen ſah. — Wer für Wahrheit ſeine Stimme erhob, war ein Verbrecher. Den Advokaten wurde ſogar gedroht, wenn ſie die Gefangenen mit Eifer vertheidigten, ob man es gleich ſelbſt ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Doch ſolche Drohungen waren vergebens. Unterdrückt hatte man die Nation, aber noch nicht verdorben. Sie gab ein großes Beiſpiel von Geduld, ein größeres von Tugend. Nichts konnte die Standhaftigkeit der Richter oder den Muth der Advokaten ſchwächen. Die Unſchuld triumphirte, und nun wurde alles auf Vaeni geſchoben. Man ſetzte ihn ab, und exilirte ihn. Melancholiſche Wuth bemächtigte ſich ſeiner ehrgeizigen Seele, er gab ſich ſelbſt den Tod, kurz zuvor ehe die Franzoſen in Neapel einzogen; denn vor ihnen zitterte er, und hatte deshalb vom Hofe eine Freiſtatt in Sicilien begehrt. Man ſchlug ihm ſein Begehren ab. Ehe er ſich entleibte, ſchrieb er ein Billet des Inhalts: „Die Undankbarkeit des Hofes, „die Annäherung eines grauſamen Feindes, der Mangel ei„ner Freiſtatt, haben mich beſtimmt, mir ein Leben zu rau„ben, welches mir zur Laſt iſt. Man gebe Niemanden „Schuld an meinem Tode, und mein Beiſpiel mache alle „Staatsinquiſitoren weiſer.“

„Aber die Staatsinquiſitoren lachten über ſeinen Tod, und überließen ſich gleicher Wuth, bis zur Ankunft der Franzoſen in Capua.“ —

„Acton wollte Neapel eine Marine geben. Die Natur hatte allerdings die Nation für eine Marine geſchaffen, aber nicht dieſen Acton für die Nation. Die Seemacht ſollte vor allen Dingen unſern damaligen Handel beſchützen: Unſere Feinde waren die Barbaresken, gegen die wir keiner großen, ſondern nur einer kleinen Freibeuter-Marine bedurften, und grade dieſe zerſtörte Acton. Das würkſamſte Mittel gegen die Barbaresken wäre vielleicht dasjenige, welches die Engländer unter Carl II. ergriffen, nehmlich, jedes Kauffartheiſchiff mit zehn Kanonen zu bewaffnen, und dann einem jeden die Vertheidigung ſeines Eigenthums ſelbſt zu überlaſſen. Unſere Schiffer hatten tauſendmal um die Erlaubniß hiezu angehalten, tauſendmal war ſie ihnen verweigert worden. Sie hatten Muth und guten Willen, aber grade das konnte Acton nicht leiden.“

„Ein Beiſpiel von der ſchlechten Verwaltung der eingezogenen geiſtlichen Güter: Als die Jeſuiten aus Sicilien vertrieben wurden, hinterließen ſie Beſitzungen, die im erſten Jahre hundert und funfzigtauſend Dukaten eintrugen, im zweiten nur ſiebzigtauſend, im dritten vierzigtauſend, und nach dieſem letztern Maaßſtabe, wurde ihr Werth beim Verkauf berechnet.“

„Als die Franzoſen ſiegten, ward ein Aufgebot in Maſſe beſchloſſen, das Volk durch ein Proklama aufgefodert, ſich für Weib, Kind, Eigenthum und Religion zu bewaffnen. Zum erſtenmal ließ der gedemüthigte Despotismus ſich herab, die Neapolitaner daran zu erinnern, daß ſie von Samniten, Campanern, Lucanern und Griechen abſtammten. Natürlich mußte ein ſolcher Aufruf große Gährung erzeugen, beſonders in Neapel, wo eine unermeßliche Volksmenge, in Müßiggang aufgewachſen, bloß von den Unordnungen der Regierung und den

Vorurtheilen der Religion lebte. Dieſe Gährung konnte und mußte das Reich retten, aber durch Actons Mißgriffe, durch des Hofes Furcht, wurde ſie die Urſach ſeines Unterganges. Das Volk ſtürmte Haufenweiſe zum Königlichen Pallaſt, ſich zur Vertheidigung anzubieten. Der König durfte nur zu Pferde ſteigen, und den augenblicklichen Enthuſiasmus benutzen, er wäre zum gewiſſen Siege geeilt. Acton hielt ihn zurück. Das Volk wollte den König ſehen, er zeigte ſich aber nicht; ſondern ſandte an ſeiner Statt den General Pignatelli und den Grafen des Accerra. Einer aus dem Volke rief; das Unglück des Landes komme bloß von den Fremden her. Acton erfuhr es, und beſchleunigte nunmehr die Abreiſe der Königlichen Familie. Es war leicht, eine ſchon argwöhniſche Königin zu dieſem Schritte zu bewegen, und den König einen Volksaufruhr fürchten zu laſſen. Actons Agenten reizten am folgenden Morgen das Volk, einen Cabinets-Courier, Aleſſandro Ferreri, zu arretiren, der Nelſon Depeſchen bringen ſollte. Faſt Jedermann glaubte, dieſer Mann ſey ein ſchon längſt beſtimmtes Opfer geworden, weil er um Geheimniſſe wußte, die man nur in eigener Bruſt begraben wollte. In dem Augenblicke, als er ſich einzuſchiffen im Begriff ſtand, um zu Nelſons Flotte zu fahren, wurde er ermordet, ſein blutiger Leichnam bis vor den Pallaſt, unter des Königs Augen geſchleppt, mit dem Geſchrei: ſo ſterben Verräther! es lebe die heilige Religion! es lebe der König! — Dieſer war auf dem Balcon, ſah die ungeheure Volksmenge, verzweifelte daran, ſie beherrſchen zu können, Furcht ergriff ihn, und die Abreiſe wurde beſchloſſen. Man lud auf engliſche und portugieſiſche Schiffe die koſtbarſten Möbeln der Palläſte zu Neapel und Caſerta, die vorzüglichſten Seltenheiten des Muſeums

zu Portici und Capo di Monte, die Edelſteine der Krone, und zwanzig Millionen, vielleicht noch mehr, theils baares Geld, theils noch ungeprägte Metalle. So beraubte man eine Nation, welche im äußerſten Elend zurück blieb. Bei nächtlicher Weile geſchah die Einſchiffung, als müſſe man einen Feind fliehen, der ſchon vor den Thoren ſey, und am Morgen des ein und zwanzigſten Decembers wurde in den Straßen von Neapel ein Anſchlag geleſen, welcher das Volk benachrichtigte: der König ſey auf kurze Zeit nach Sicilien gegangen, um mit mächtiger Hülfe zurück zu kommen. Das Volk zeigte eine ſtumme Beſtürzung, die weniger von Furcht herrührt, als von Ueberraſchung durch ein nicht vorhergeſehenes Ereigniß. In den erſten Tagen, als der König wegen widrigen Windes auf der Rhede verweilen mußte, lief alles hin, ihn zu ſehen und zu bitten, daß er bleiben wolle. Aber die Engländer betrachteten ihn ſchon als ihren Gefangenen, und wieſen die Bittenden als Verräther zurück. Der König ſelbſt wollte oder durfte ſich nicht zeigen. Dieſe harte, unverdiente Behandlung, die Erinnerung an das Vergangene, der Raub des National-Eigenthums, die Schrecken der Gegenwart, alles zuſammen genommen, veranlaßte ſehr ernſthafte Betrachtungen. Am drei und zwanzigſten December ſah das Volk den König abſegeln, ohne Freude oder Mißfallen auszudrücken."

(Nun folgt die Beſchreibung der Anarchie, die bis zur Ankunft der Franzoſen herrſchte, und von der ich bereits unter dem Artikel M i s c e l l e n einige noch ungedruckte Anekdoten geliefert habe. — Hier vergönne man mir, nur noch ein Wort über die ſogenannte F l u c h t des Königs hinzuzufügen. Es iſt wahr, dieſe Flucht hat jeden Einwohner von Neapel ohne Ausnahme empört. Ich

habe unter andern mit einem alten, ſehr rechtlichen Manne darüber geſprochen, der jederzeit dem Königl. Hofe wahrhaft zugethan war und blieb, der aber aufrichtig bekannte; daß er beim Anblick der Schiffe, welche den König trugen, in heftige Verwünſchungen ausgebrochen ſey, weil durch dieſe Flucht ganz Neapel, mit allen getreuen Anhängern des Hofes, einem räuberiſchen Mordgeſindel Preis gegeben worden. Es iſt ferner wahr, daß der Hirt ſeine Heerde nie verlaſſen ſoll, und daß es die Pflicht eines Königs iſt, mit ſeinen Unterthanen zu leben und zu ſterben. Ferdinand konnte ſeine Familie in Sicherheit bringen, das würde ihm Niemand verargt haben, er ſelbſt aber mußte bleiben, jede Gefahr theilen, ſein Leben auf's Spiel ſetzen. Aber — es läßt ſich doch auch vieles zur Entſchuldigung jenes Schrittes anführen. Was in Frankreich geſchehen war, ſchwebte vor dem Gedächtniß, der Leichnam des Couriers lag vor Augen, das entzügelte Volk ſtand vor dem Pallaſte — unter ſolchen Umſtänden mußte man mehr als Ferdinand seyn, um den Kopf nicht zu verlieren. Die Heerde nicht zu verlaſſen, iſt freilich des Hirten Pflicht, ſo lange nur ein Wolf droht, aber wenn die ganze Heerde toll wird, ſo ſcheint dieſe Pflicht mir aufgehoben. Ein Held wäre freilich geblieben, und vielleicht Retter geworden; aber Ferdinand iſt kein Held, er wäre höchſt wahrſcheinlich als ein verſpottetes Opfer gefallen, ſein Tod hätte nicht den geringſten Nutzen geſtiftet; alles das wußten die wohl, die ihn umgaben, wer alſo dieſem Könige zur Flucht rieth, hatte nicht Unrecht. Eben ſo wenig kann ich es für unrecht halten, daß die vorzüglichſten Kunſtwerke u. dgl. eingepackt und mitgenommen wurden. Der Erfolg hat den Nutzen dieſer Maaßregel gezeigt. Geſetzt auch, man wolle alle jene Schätze für National-Eigenthum gel-

ten laſſen (ein Satz, der doch noch manchen Widerſpruch leiden möchte) ſo that man doch nichts mehr, als was der Arzt thut, wenn er einem Raſenden die koſtbaren Spiegel aus dem Zimmer nehmen läßt, weil der Unſinnige ſie höchſt wahrſcheinlich mit den Fäuſten entzwei ſchlagen wird. Hätte aber auch das Volk jene Schätze verſchont, ſo wären ſie ja doch eine Beute der raubbegierigen Franzoſen geworden, ſtatt daß ſie jetzt der Nation erhalten ſind. — Nach dieſer Note, die Billigkeit und Unbefangenheit mir einflößten, kehre ich zum Text des Buches zurück.)

„Die Neapolitaner ſandten Boten ins franzöſiſche Lager, mit dem Erſuchen, die Franzoſen möchten nicht nach Neapel kommen, wogegen ſie zu erfüllen ſich erboten, was ſchon im Waffenſtillſtand verſprochen war, auch noch eine Summe darüber zahlen wollten. Die Franzoſen ſchlugen das Begehren ab. Einer unſerer Emigrirten fügte Drohungen und Beleidigungen hinzu, wodurch das Volk noch mehr erbittert wurde. Die Raubſucht, jedem Pöbel eigen, bemächtigte ſich ſeiner; fanatiſche Prieſter vermehrten den Muth durch Einſegnung der Waffen; Hoffnung wurde bis zur Verwegenheit hinauf geſpannt, Verwegenheit in Wuth verwandelt. Das Volk ſah ſich von allen verlaſſen, und that nun alles durch ſich ſelbſt. Die Stadt wurde ein wilder Schauplatz von Verwüſtung, Brand, Kampf, Schrecken, Mord. Unter den vom Pöbel Ermordeten zählt man leider auch den Duca della Torre, und ſeinen Bruder, Clemens Filamarino, beide ehrwürdig durch Talente und Tugenden, Schlachtopfer der elenden Treuloſigkeit eines ſchurkiſchen Bedienten.“

„Jeder gute und vernünftige Menſch w ü n ſ ch t e jetzt die Ankunft der Franzoſen. Dieſe ſtanden bereits vor den Thoren, und dennoch vertheidigte ſich noch immer ein ſchlecht

bewaffnetes, hauptloſes Volk, mit einem Muthe, der einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Zwei Tage lang hielt es, in einer überall offenen Stadt, den Einzug des Siegers auf, kämpfte Schritt vor Schritt um jeden Fußbreit Erde, und als es endlich vernahm, das Fort St. Elmo ſey ihm entriſſen, als von allen Punkten Feuer auf das Volk gegeben wurde, da zog es ſich endlich zurück, weniger muthlos, weniger gedemüthigt durch den Ueberwinder, als erbittert gegen diejenigen, die es für Verräther hielt."

So weit der erſte Band, der den Geiſt des Ganzen hinlänglich verräth. Der Verfaſſer iſt ſeiner Feder mächtig und weiß lebhaft darzuſtellen, aber zum Geſchichtſchreiber fehlt ihm gänzlich die Unbefangenheit. Er iſt ein erklärter Feind des Hofes, ein wüthender Partiſan des Volks, ſieht alles ſchwarz, was jener gethan, bemäntelt alles, was dieſes verbrochen.

Weit kälter und unpartheiiſcher hat ein Franzoſe (gleichfalls Augenzeuge) über jene merkwürdige Revolution geſchrieben. Sein Buch heißt: Mémoires pour servir à l'histoire des dernières revolutions de Naples. Von ihm erfährt man, daß ſchon 1791 ein paar kühne Franzoſen die Neapolitaner aufzuwiegeln ſuchten; daß nicht von unſchuldigen Spazierritten junger unbedeutender Wildfänge die Rede war, ſondern daß unter den Verſchwornen ſich Leute befanden, deren Stand und Vermögen alle Aufmerkſamkeit verdiente. Die Verſchwörung wurde entdeckt und vernichtet, die Schuldigen flohen nach Frankreich. Doch im Jahre 1795 wuchs der Hyder ein neues Haupt, und nur ſtrenge Wachſamkeit konnte das Reich retten.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die beiden Augenzeugen noch länger gegen einander ſtellen und abhö-

abhören wollte; am Ende kommt doch nur das gewöhnliche Reſultat heraus, nehmlich: daß ſelbſt Augenzeugen ſich widerſprechen, weil ein Jeder mit andern Augen ſieht; daß folglich die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit ein gar gebrechliches Ding iſt, auf das ich ſchon längſt nicht mehr vertrauete. Das Ueberſchauen vergangener Begebenheiten kann hie und da zu wahrſcheinlichen Schlüſſen führen, aber ſichere Reſultate liefert es nie. Den Stamm eines Baumes bis in ſeine Wurzelfaſern verfolgen, kann nur ein Gott! wir Maulwürfe wühlen wohl die Erde auf, aber wir ſind blind.

19. Hiſtoriſcher Beweis, daß der römiſche Hof, ſeit mehreren hundert Jahren kein Mittel verſchmäht hat, um die Vereinigung der griechiſchen Kirche in Rußland mit der katholiſchen zu bewürken. Ein Beitrag zu der Geſchichte Peter des Großen.

Einleitung.

Als ich in der königlichen Bibliothek zu Neapel mich im Saale der Manuſcripte befand, fiel mein Auge zufällig auf folgenden Titel: Varia spectantia ad Moscoviam et Moscovitas, collecta anno 1710. Ich ſchlug es auf, und zu meinem nicht geringen Erſtaunen, war das erſte was ich erblickte, ein ruſſiſches Schreiben an den Pabſt mit Peter des Großen eigenhändiger Unterſchrift. Ich blätterte weiter, und fand bald weit mehr als nöthig war, um meine Neubegier zu erregen. Jetzt erkundigte ich mich, wie dieſe Sammlung in die Bibliothek zu Neapel gekommen, und erfuhr, daß die Franzo-

ſen, als Rom in ihrer Gewalt war, ſie aus der Vatikaniſchen Bibliothek weggenommen, und daß ſie nachher eine von den Früchten der kurzen Siege geworden, welche Rom in den Beſitz der Neapolitaner brachten. Dieſe Geſchichte des Manuſcripts ſpannte meine Erwartung noch höher. Ich durfte vorausſetzen, daß die Franzoſen überall nur das Merkwürdigſte ausſuchen, und beſchloß daher ſogleich, mich näher mit meinem Fund bekannt zu machen. Man ſagte mir, dazu ſey eine ausdrückliche Erlaubniß des Hofes vonnöthen, weshalb ich mich an den Miniſter Sarati wenden müſſe, unter dem auch die Bibliothek ſtehe. Ich that es, wurde mit vieler Höflichkeit aufgenommen, und die Benutzung des Manuſcripts, doch nicht ohne alle Schwürigkeit, mir zugeſtanden. Vergebens bat ich um die Freiheit, es in meiner Wohnung zu leſen; nur in der Bibliothek ſelbſt, die faſt eine Meile weit von meiner Wohnung lag, konnte mir das Leſen und Excerpiren verſtattet werden. Ich ließ mich nicht abſchrecken, und glaube für meine Mühe belohnt zu ſeyn. Die Collection beſteht: aus der Correſpondenz des römiſchen Hofes mit Peter dem Erſten; man findet unter andern eigenhändige Entwürfe des Pabſtes und, wie ſchon erwähnt, eigenhändige Unterſchriften des Kaiſers. Ferner: aus Protocollen der Congregation, der Kardinäle und ihren Rapporten an den Pabſt; aus Briefen des damaligen Staatsſekretairs, Kardinals Paulucci; aus Depeſchen der päbſtlichen Nuntien zu Wien und Warſchau; aus Relationen verſchiedener nach Rußland geſandter Miſſionarien und Spione; aus verrätheriſchen Nachrichten einiger verführter ruſſiſcher Unterthanen; aus geheimen Inſtruktionen für die Geſandten; aus päbſtlichen Heirathsprojekten und dergleichen mehr. Die Sprache iſt durch-

gehends italiäniſch oder lateiniſch, ein ruſſiſches Schreiben und ein paar franzöſiſche Aufſätze ausgenommen. Die kurze Aufzählung des Inhalts wird jedem Leſer zur Genüge beweiſen, daß die ganze Sammlung nicht in eine Bibliothek, ſondern in ein geheimes Archiv gehört, und daß ſie daher allerdings Aufmerkſamkeit zu erregen verdiente. Vielleicht möchten manche Diplomatiker wünſchen, daß ich nunmehr die Stücke, wie ſie in der Sammlung aufeinander folgen, namhaft machte, und von jedem einzeln Rechenſchaft ablegte, aber dann würde mein Aufſatz langweilig und ſehr verworren werden, denn der Sammler hat die Zeitordnung oft ſchlecht beobachtet, und Alles untereinander geworfen. Ich glaube daher beſſer zu thun, wenn ich den Inhalt unter gewiſſe Rubriken bringe, und über jeden Gegenſtand, aus den verſchiedenen Dokumenten, ein Ganzes zuſammenſetze. Daß ich kein Wort niedergeſchrieben, welches nicht durch beſagtes Manuſcript auf das bündigſte bewieſen wäre, dafür hafte ich; auch kann ja künftig jeder Gelehrte, der nach Neapel kommt, ſich leicht die Erlaubniß verſchaffen, die Handſchriften zu ſehen, und mit meiner Erzählung zu vergleichen.

I. War Peter der Große würklich geneigt, die Vereinigung beider Kirchen zu bewürken.

Die Katholiken ſchmeichelten ſich gar ſehr damit. Wir wollen ſehen aus welchen Gründen. Als Peter ſich einige Zeit zu Poloczk aufhielt, ward dem Pabſte von den Jeſuiten daſelbſt folgendes berichtet. „Wenn man von der Barbarei dieſes Fürſten hört, da er kürzlich mit eigener Hand einen Archimandriten vom Orden des heiligen Baſilius Magnus umgebracht, auch den Mord vier anderer

Mönche an den Seinigen unbeſtraft gelaſſen; ſo ſollte man glauben, es ſey keine Hoffnung ihn jemals für die Religion zu gewinnen. Aber man muß wiſſen, daß in der Nacht auf den funfzehnten Julius (den Tag, an welchem die Greuelthat geſchah) die Palatine und Fürſten von Litthauen ein ſchwelgeriſches Banquet gaben; der Czaar hatte übermäßig getrunken und ſo gut als gar nicht geſchlafen, daher er noch ganz taumelnd in das Kloſter der Baſilianer kam. Dort erblickte er zufällig eine Statüe des heil. Joſophat Kuncewitz mit einer Axt durch den Kopf, und fragte, wer den Heiligen ſo gemishandelt habe? — Die Antwort war: es ſey von den Schismatikern ſeiner Kirche geſchehen. — Da rief er wüthend aus: alſo ſind wir Tyrannen? Sogleich verwundete er den Abt, der ihm die Antwort gegeben hatte, und da er ſein Schlachtopfer in letzten Zügen da liegen ſah, tödtete er es vollends durch einen zweiten Streich. Hierauf wurden noch zwei Mönche von ſeinen Begleitern ermordet, und zwei andere tödtlich verwundet, ſo daß ſie auch bald darauf ſtarben. — Aber ſo raſch die That geſchehen war, ſo ſchnell kam auch der Czaar wieder zu ſich ſelbſt, verabſcheute ſeine Raſerei, bereuete ſie mit heißen Thränen; geſtand laut, in Gegenwart des Kardinals Spada und des Großkanzlers von Litthauen, er ſey betrunken, und in jenem unglücklichen Augenblick kein Menſch, ſondern ein vernunftloſes Thier geweſen; jammerte, daß er ſelbſt ſeinen Unterthanen ein ſolches Beiſpiel gegeben; bat einen ſeiner Mönche ihn zu abſolviren, und den Biſchof zu Wilna ihn nicht zu excommuniciren; kurz er gab alle Zeichen eines tief erſchütterten Gewiſſens. Auch ſagt man, er wolle zu einigem Erſatz zu Moſcau ein Kapuciner-Kloſter bauen." Alle dieſe Nachrichten verſichert der Schreiber vom Pater Chriſtoph Lo-

ſiewusky erhalten zu haben, einem der Wahlherren der Provinz Litthauen und Rektor der Univerſität zu Poloczk, der nicht allein durch ſeinen Charakter und Rang allen Glauben verdiene, ſondern der ſelbſt drei Tage hintereinander mit dem Czaar über dieſe Begebenheit habe ſprechen müſſen, und alle obige Aeußerungen aus ſeinem Munde vernommen habe. Dieſer Mann giebt auch den Baſilianern das Zeugniß, daß ſie verdienſtvolle Männer wären, beſonders der Abt, der ſich erſt kürzlich bei dem Pater Rektor beurlaubt hatte, weil er Befehl erhalten einem andern Kloſter vorzuſtehen, und eben abreiſen wollte, als ihm Chriſtus die Märtyrerkrone auf das Haupt drückte, um welches Glück der fromme Pater ihn ſehr beneidete. — Die Erzählung dieſer Begebenheit kommt zweimal vor, und zwar das zweitemal mit der ächt jeſuitiſchen Bemerkung: daß dieſe That noch gar keine Urſache abgebe, den Czaar zu verdammen, da er betrunken geweſen, und folglich weit weniger ſtrafbar geweſen ſey, als der heilige König David, der aus ſchnöder Wolluſt den Urias umzubringen befohlen, oder als Theodoſius der Große bei dem Gemetzel von Theſſalonich. — Der erſte Erzähler fährt fort: Wenige Tage nachher kam der Czaar in unſere Kirche, und hörte, dem Anſchein nach, unſere lateiniſche Meſſe mit großer Ehrerbietung an, nur knieen wollte er nicht. Nachher zeigte man ihm das Bild des heil. Franz Xaver, da ſagte er: „das war der große Heilige, der mit eigener Hand eine Million und zweihundert und funfzigtauſend Menſchen taufte.“ — Dann fragte er: „wo iſt der heilige Ignaz?“ und als man ihn vor deſſen Bild führte, rief er aus: „Siehe da den Stifter des Inſti„tuts, aus welchem die großen Männer durch die ganze „Welt zerſtreut wurden!“ — Der zweite Erzähler macht

dabei die Bemerkung: ſo habe Peter von Heiligen geſprochen, welche doch nur neue, erſt nach dem Schisma gemachte Heilige wären; — daraus erhelle klar, daß er dem Schisma eben ſo abgeneigt ſey, als der abſcheulichen Ketzerei der Lutheraner und Calviniſten, ob man gleich das Gegentheil befürchten mußte, da er in Holland und England geweſen, auch mit dem König von Preußen Umgang gepflogen. Er habe auch ſich verlauten laſſen: „er wünſche recht ſehr, daß ſein Volk das Licht des wahren Glaubens erhalten möge." — Als nach dieſem Beſuch der Czaar das Collegium verlaſſen wollte, wagte man es, ihn zum Mittagseſſen einzuladen. Er nahm die Einladung ohne Umſtände an. Es waren eben griechiſche Faſten, man hatte ſich mit den Speiſen darnach gerichtet. Er ſchlug den Stuhl aus, den man einzeln für ihn hinſetzte, begehrte eine Bank, und der Pater Rektor, den er beſtändig Herr Archimendrit nannte, mußte ſich zu ihm ſetzen. Unausſprechlich liebenswürdig war die Vertraulichkeit, (domestichezza) die er an dieſem Tage, und auch noch bei zwei andern Beſuchen, gegen ſämmtliche Patres bewies, dem Pater Rektor verbot er ausdrücklich ihm ſeine Aufwartung zu machen, weil derſelbe einen kranken Fuß hatte.

Einem Knaben, der uns bei der Tafel bediente, nahm Einer der begleitenden Fürſten das Barret vom Kopfe, und ſetzte es ſich auf, ein anderer Officier that daſſelbe. Das gefiel dem Czaar, er erſuchte den Pater Rektor ſehr höflich, ihm ſein Barret zu leihen, er ſetzte es ſich auf, und bezeigte große Ehrfurcht vor dem heiligen Kreuze, welches die Hörner des Barrets andeuten. — Etwa vier Stunden blieb er bei der Tafel. Ein Sergeant ſtand am Fenſter und gab ein Zeichen, ſo oft der Czaar trank, worauf ſogleich die Kanonen abgefeuert wurden. Da er nun

ſehr oft trank, ſo nahm das Schießen gar kein Ende. Er wurde aber nicht trunken, ſondern nur ſehr fröhlich; bewies uns Allen große Zuneigung, nannte uns dolci e cortesissimi padri, litt auch nicht, daß die Seinigen ſich über uns oder die Heiligen luſtig machten. — Als der Pater Rektor ihn bat: er möchte doch nach Rom reiſen, ſobald der Krieg geendigt ſey, antwortete er: „ich wollte das „ſchon thun, als ich in Venedig war, aber ich mußte ſchnell „zurückkommen, weil meine Barbaren ſich empörten. Ich „hoffe ein anderesmal hinzugehen, denn ich habe große Luſt „dieſe berühmte Stadt zu ſehen, wie auch den Pabſt, deſ„ſen Vorgänger ich in Polen gekannt habe. Der war aber „ſchon alt, jetzt haben ſie einen jungen Pabſt gemacht.“ — Der Pater Rektor verſicherte, er ſey, trotz ſeiner Jugend, mit einem hohen Geiſt begabt, wovon der Czaar überzeugt ſchien. — Seinen Patriarchen hat er abgeſetzt, mit der Aeußerung: „es dürfe im Occident kein anderer Patriarch „ſeyn, als der römiſche.“ — Er erzählt ſelbſt die Antwort, die er ſeinem Erzbiſchof gegeben, der ſich erlaubt hatte zu ſagen: daß wir in unſern Schulen die Jünglinge zum katholiſchen Glauben zu locken ſuchten, (war das etwa eine Unwahrheit?) „Ich habe ihn brav ausgeſcholten, fuhr „der Czaar fort, und ihm geſagt: er beneide andere, weil „er ſelbſt, ſammt ſeinen Pfaffen, nichts zu lehren wiſſe. „Und was die Jugend beträfe, wenn ſie katholiſch werden „wolle, ſo ſey das ihre Sache, ich bekümmere mich nicht „darum.“ — Er hat vier deutſche Paters an ſeinem Hof und ſieht ſie gern. Es iſt ihm nicht zuwider, daß wir Miſſionaire nach Perſien durch ſein Land ſchicken. Er mag es wohl leiden, daß Czeremeteff, ſein Generaliſſimus, der in Rom war, ſich öffentlich zum katholiſchen Glauben bekennt, wie auch ein anderer ſeiner Generale, der Schott=

länder Oglibn. — Ueberall zeigt er ſich dem lateiniſchen Ritus geneigt; ſeine griechiſchen Mönche hingegen ſind ihm ſo verhaßt, daß er ihnen alle Einkünfte genommen und Jedem nur funfzig Gulden jährlich zum Unterhalt gelaſſen. — Den Pabſt bewundert er vorzüglich auch deshalb, weil er drei Tage lang die päbſtliche Würde ausgeſchlagen. Daß die Familie des Pabſtes (Albani) aus Griechenland abſtammt, iſt auch von großem Nutzen, und erweckte ſchon Vertrauen, bei Allen die der griechiſchen Kirche zugethan ſind. — „So lange das Haus Albani in Rom herrſcht, „ſagte der Czaar, muß ich den Pabſt verehren, denn einer „meiner alten Titel iſt albus **rex**, auch beſitze ich eine „alba **Russia** und einen albus lacus." — (Dieſe Späßchen des Kaiſers kommen dem Erzähler ziemlich ernſthaft vor). — Neue Hoffnung iſt auch auf ſeine Freundſchaft mit dem römiſchen Kaiſer und auf ſeine Abneigung gegen ketzeriſche Fürſten zu gründen. — Die eigentliche erbauliche Kloſterſtrenge will er ſeine Unterthanen durch ein Kapuciner-Kloſter kennen lehren. — Noch viele andere Dinge verrathen ſein Genie und laſſen Gutes von ihm hoffen. Seine eigenhändigen Executionen ſcheinen freilich grauſam, aber er entſchuldigt ſie damit, daß er ſeine Barbaren nicht anders beherrſchen könne. Er iſt ein Fürſt von großen Fähigkeiten, und recht erpicht auf neue, beſſere Einrichtungen. Ueber militairiſche Diſciplin hält er ſo ſcharf, daß er dem Pater Rektor durchaus nicht nachgab, als dieſer ihn geziemend bat, dem Czaarewitſch, ſeinem einzigen Sohn, einem Jüngling von ſiebzehn Jahren, zu erlauben, daß er mit im Collegium zu Mittage ſpeiſe. Es geſchah nicht, weil der Czaarewitſch eben als gemeiner Soldat auf der Wache ſtand. Der Czaar ſelbſt hat von unten auf gedient, und weil er einmal zu ſpät auf ſeinem Poſten erſchien,

mußte er die gewöhnliche Strafe erdulden, nehmlich ein Bündel Muſketen auf dem Nacken halten, bis nach einigen Stunden ein alter Commandeur bei dem General für ihn bat, und ihn davon befreite. Jetzt, in ſeinem fünf und dreißigſten Jahre, iſt er Hauptmann, hat eine Compagnie und hofft ſo nach und nach fort zu avanciren. — Jammer Schade, daß er einen ſolchen Widerwillen gegen ſeine Gemahlin äußert, und ſie in einem entfernten Kloſter eingeſperrt hält, weil, wie man wiſſen will, ſie ihn behext habe (per una malia.) Hingegen hat er zwei Schweſtern eines großen Fürſten bei ſich im Pallaſt. Wenn dieſe Sünde der göttlichen Gnade kein allzugroßes Hinderniß in den Weg ſtellt, ſo iſt ſeine Bekehrung allerdings zu hoffen. — Der zweite Erzähler prophezeit, daß dieſes große Ereigniß im ſiebenten Jahre der Regierung des Pabſtes gewiß erfolgen, und von außerordentlicher Würkung ſeyn werde. Nicht allein des Czaars Unterthanen, ſagt er, ſondern überhaupt alle dem griechiſchen Ritus zugethanen Völker, ja vielleicht ſogar die Abyſſinier, werden ſeinem Beiſpiel blind folgen. Dadurch wird dem heiligen Stuhl alles reichlich erſetzt werden, was durch lutheriſche und andere Ketzereien verloren gegangen. Wahrlich! die Acquiſition wird bedeutender ſeyn, als da Conſtantin der Große ſich taufen ließ, denn der dritte Theil aller in der Welt zerſtreuten Chriſten bekennt ſich zur griechiſchen Kirche.

Andere Nachrichten melden zu wiederholten malen, der Czaar ſey den Katholiken ſehr geneigt, komme in ihre Kirchen, wohne ihren Taufhandlungen von Anfang bis zu Ende bei, laſſe ihnen eine Kirche von Stein bauen, gebe ſelbſt Steine und Kalk dazu, habe ſowohl den ungehinderten Gottesdienſt und die Errichtung von Seminarien, als auch die Miſſionsreiſen nach China durch ſein Land bewilligt, bezeige

große Achtung gegen den Pabſt, welle ſeinen Sohn mit einer katholiſchen (öſtreichiſchen) Prinzeſſin vermählen u. ſ. w. — Was indeſſen die gerühmten Bewilligungen betraf, ſo hatte ſie zwar Peter mündlich verſprochen, aber deren ſchriftliche Ausfertigung immer — unter allerlei Vorwand verſchoben. Der polniſche Archidiaconus Szembeck berichtet am ſieben und zwanzigſten September 1709 folgendes:

„Ich habe dem Czaar zu ſeinem Siege über die Schweden Glück gewünſcht, und zugleich alles mögliche verſucht, um das ſchriftliche Dokument zu erhalten, aber viel Schwürigkeiten gefunden. Ich erzählte dem Czaar des Pabſtes Freude über ſeine Siege und die Traurigkeit aller Ketzer im Reiche, da ſie den König von Schweden gleichſam als ihren Patriarchen betrachten. Geſtern ſprach ich drei Viertelſtunden mit ihm. Es war die Rede vom Lehrſtuhl des heiligen Peter. Er behauptete, daß kein Apoſtel jemals weder Lehrſtuhl noch Diöces gehabt habe. Ich bewies hingegen, daß Jakobus der Jüngere, Biſchof zu Jeruſalem geweſen, und daß Sanct Peter ſeinen Lehrſtuhl zuerſt in Antiochien, hernach in Rom aufgeſchlagen. In der Folge des Geſprächs ſagte der Czaar: „es ſey nicht wohl gethan, ſo viel Neuerun„gen in der Kirche einzuführen; der Zuſatz im Symbo„lum ſey nicht gut, man ſollte ſich lieber bloß an die ſieben „Concilien halten." — Auf alles dieſes antwortete ich mit der Hülfe Gottes! Fürſt Kurakin war gegenwärtig. Als ich zuletzt die Vereinigung beider Kirchen berührte, ließ ſich der Czaar folgendergeſtalt vernehmen: „das iſt nicht weit mehr." — Am ſechſten Oktober deſſelben Jahres meldet Szembeck: „General Flemmingk iſt angekommen, und ſogleich iſt der Czaar zu Waſſer abgereiſt, es blieb alſo keine Zeit zu Geſchäften. Aber ich folge ihm und werde ihm folgen, ohne weder Anſtrengung, Unkoſten, noch Gefah-

ren zu achten, bis das groſße Werk gelungen. Vor ſeiner Abreiſe hatte ich Gelegenheit, den Czaar zu bitten, ſich bei dem Kaiſer für die Zurückgabe der Kirchen in Schleſien zu verwenden; ſeine Antwort war: „das wird zu ſeiner Zeit geſchehen.“ — Szembeck folgte dem Monarchen würklich nach Thorun und von dort ſchrieb er am zwölften Oktober: „der Czaar gehe mit dem König von Polen brüderlich um, und habe auch den kranken katholiſchen Biſchof von Cujavien beſucht.“ — Endlich am vierzehnten Oktober wiederholt Szembeck die Verſicherung: „daß alles mögliche gethan werde, um den Czaar zu ſchriftlicher Ausfertigung ſeiner Verſprechungen zu bewegen, und daß der Vicekanzler (Kurakin) die Sache ſehr kräftig unterſtütze. Der von Olmütz berufene Primas ſey zwar ſehr gut vom Czaar aufgenommen worden, finde aber gleichfalls Schwürigkeiten zu bekämpfen.“

Das ungefähr iſt alles, was diejenigen über die Sache berichten, welche die eigene Perſon des Czaars beobachteten und erforſchten. Außerdem hatte der päbſtliche Nuntius zu Wien mehrere Unterredungen mit dem Fürſten Golitzin, ruſſiſchen Geſandten daſelbſt, in welchen dieſer verſichert haben ſoll: „er habe Befehl zu erklären, daß ſein Herr feſt entſchloſſen ſey, die gewünſchte Union beyder Kirchen betreffend, weiter zu gehen als ſeine Vorgänger.“ Der ſchlaue Nuntius ſetzt hinzu: Peter ſtelle ſich vielleicht nur ſo, um Polen und den Kaiſer gegen den König von Schweden aufzuhetzen. Er ſchloß das wohl zum Theil aus dem Ungeſtüm des Fürſten Golitzin, welcher, auf Befehl des Czaars, binnen einem Monat beſtimmte Antwort auf ſeine gemachten Forderungen verlangte; erfolge dieſe nicht, ſo werde Peter mit den Lutheranern in Unterhandlung treten, deren Secte ſeine Ruſſen ohnehin geneigt wären. —

Einige Zeit nachher äußerte Fürſt Golitzin in einer zweiten Unterredung: „der Czaar wünſche, als ein gehorſamer Sohn, in den Schooß der heiligen Kirche aufgenommen zu werden, und eine vollkommene Vereinigung zwiſchen der lateiniſchen und ruſſiſchen Nation zu bewürken; worüber er jedoch weiter hin ſich deutlicher erklären werde.“ — Der Nuntius meint abermals, dem Geſandten ſey nicht zu trauen, er rede viel und thue wenig; die Vermählung mit einer Erzherzogin komme nicht zu Stande u. ſ. w.

Auch der Nuntius in Polen, der, auf Patkulls Verwenden, einen Paß für einen nach China beſtimmten Miſſionair erhielt, ſchreibt: „der Czaar bezeige viel Ehrfurcht vor dem Pabſte, doch ſchiene das mehr von der Furcht herzurühren, daß Polen ſich mit Schweden verbinden, oder der Pabſt dem Heirathsprojekt Hinderniſſe in den Weg legen könne.“ — In einer Unterredung deſſelben Nuntius (Erzbiſchof von Theben) mit dem ruſſiſchen Geſandten zu Warſchau, verſichert der letztere: „es thue dem Czaar außerordentlich leid, daß das Intereſſe ſeines Staats ihm nicht erlaube, wie er längſt gewünſcht, ſelbſt nach Rom zu kommen, um die Körper der heiligen Apoſtel zu verehren, da er ſo glücklich ſey, den Namen Eines derſelben zu tragen.“ Als der Nuntius ihm hierauf wegen Vereinigung beider Kirchen auf den Zahn fühlt, erhält er unbeſtimmte Antworten. — In einer folgenden Depeſche erwähnt der Erzbiſchof von Theben: der polniſche Geſandte zu Moſcau habe gleichfalls die Neigung des Czaars zu der Vereinigung der Kirchen einberichtet, und folglich ſey zu vermuthen, daß dieſe große Begebenheit ſich bald ereignen werde.

Sogar im Lande der Ungläubigen hatte der Pabſt wegen dieſer Sache ſeine Spione; in Conſtantinopel wurden

zwei Leute des ruſſiſchen Geſandten Tolſtoi beſtochen, (welche Soggietti confidentissimi genannt werden,) durch welche man gleichfalls erfuhr: der Czaar ſey den Katholiken ſehr geneigt, denke jetzt eben auf eine große Geſandtſchaft nach Rom, und — fügt der Eine hinzu — „wir werden „bald eine herrliche Sache vernehmen! nur bitte ich, es noch „wo möglich vor ſich ſelbſt geheim zu halten, denn das hat „mir der Ambaſſadeur ernſtlich empfohlen.“ —

Das ſind nun die morſchen Stützen alle, auf welchen die päbſtlichen Hoffnungen ruhten. Man ſieht, es ging dem klügſten und feinſten Kabinet in Europa nicht beſſer, als es andern gemeinen Menſchen zu gehen pflegt; was man wünſcht, glaubt man leicht. Offenbar ſuchte Peter den Pabſt nur zu ſchonen, aus Urſachen, welche die ſchlauen Nuntien wohl einſahen, auch ihre Vermuthungen deshalb, wiewohl vergebens, mittheilten. Der Pabſt ſollte den König von Polen, Stanislaus Leszinsky, nicht anerkennen; das war der Zweck von Kurakins Sendung, den er auch erreichte, denn eine Note der römiſchen Staatskanzlei erklärt: nie werde der apoſtoliſche Stuhl einen von den Schweden gemachten König anerkennen, ehe und bevor nicht die Republik Polen ſelbſt, durch irgend einen Act, die Nullität ſeiner Wahl aufhebe. — Der Pabſt ſollte ferner die Allianz mit Oeſtreich befördern; er ſollte die chriſtlichen Potentaten gegen die Türken in die Waffen jagen; das waren Peters Wünſche, und um dieſe zu erreichen, zeigte er dem Pabſte von ferne die Lockſpeiſe der Vereinigung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche. Und der kluge Pabſt nahm auch würklich ſeine h—ben Worte, ſeine Höflichkeitsbezeigungen, ſeine Späßchen ſogar, für baare Münze; obſchon er wußte, daß Peter, um einzig zu herrſchen, die Patriarchenwürde in ſeinem Reiche abgeſchafft, oder vielmehr ſich ſelbſt zum Ober-

haupt der griechiſchen Kirche gemacht hatte; obſchon er hätte wiſſen können, daß Peter, der ſo eiferſüchtig auf ſein Anſehen war, es nimmer mit dem Prieſter zu Rom getheilt haben würde; daß Peter, der ſo haushälteriſch ſammelte, ſich nie entſchließen werde, die Einkünfte ſeines Reichs nach Welſchland zu ſenden. — Daß er die freie Uebung der katholiſchen Religion in ſeinem Reiche verſtattete, war bloß Staatsklugheit. Er nahm ſich aber wohl in Acht, die fremden Gäſte zu tief einniſteln zu laſſen, und trotz allen Bemühungen der vom König von Polen unterſtützten Nuntien, ja, trotz eines eigenhändigen Schreibens des Pabſtes vom zwölften Mai 1717, brachte man es doch nie ſo weit, eine ſchriftliche Ausfertigung jener Bewilligungen zu erhalten; er wollte ſich durchaus durch kein ſchriftliches Verſprechen binden, er wollte ſtets freie Hand behalten. Wie weiſe er daran gehandelt, ſpringt in die Augen. Was wäre Rußland jetzt, wenn der Pabſt damals ſeinen Zweck erreicht hätte! —

Laßt uns nunmehr in das Innere des päbſtlichen Kabinets dringen; vorher aber einen kurzen Auszug aus einem Memoire liefern, welches ein gewiſſer Luccheſini, vermuthlich auf Befehl des Pabſtes, angefertigt hat. Auch eine gedrängte Darſtellung der oft ſeltſamen Begriffe, die man ſich in Rom von dem ruſſiſchen Reiche überhaupt bildete, möge vorausgehen.

II. Kurze Religionsgeſchichte der Ruſſen, in Hinſicht auf die Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche.

Vor alten Zeiten glaubte man — (Luccheſini iſt es, welcher erzählt) — es ſeyen ſchismatiſche Prieſter aus Conſtantinopel nach Rußland gekommen, und haben dem elen-

den Volke der Ruſſen, (misera gente) zugleich mit dem katholiſchen Glauben das verdammte Gift des Schisma eingeflößt. Doch das iſt ein Irrthum. Der Patriarch zu Conſtantinopel, welcher Wladimer taufte, war gut katholiſch, auch dem heiligen Stuhle zu Rom ergeben. Alle Heiligen, welche die Ruſſen in den erſten vier Jahrhunderten nach ihrer Bekehrung verehrten, haben nie den Verdacht der ſchismatiſchen Ketzerei auf ſich geladen. Nach dieſer Zeit gab es freilich wohl ſchismatiſche Biſchöfe und Patriarchen unter den Ruſſen, daran war aber das Volk unſchuldig, und man kann von ihm ſagen, was der Kardinal Baronius von den Mönchen des monte Casino ſagte: „Wenn ein Abt oder Biſchof ein Schismatiker iſt, ſo müſſen deswegen die Unterthanen es nicht ſeyn; nur diejenigen ſind alſo zu nennen, welche beſtimmt wiſſen, ihr Hirt irre, und ihm dennoch folgen." — Die Ruſſen, die in Sprache und Sitten ſo ſehr von den Griechen abweichen, wußten nichts davon, ob die griechiſche Kirche mit der lateiniſchen vereinigt ſey oder nicht? ſie hingen an ihren conſtantinopolitaniſchen Patriarchen, bloß weil ſie meinten, es ſey immer ſo geweſen. — Oefter ſchon haben die Beherrſcher Rußlands, wenn ſie zum Gefühl ihrer Irrthümer kamen, ſelbſt Lehrer von Rom begehrt. Dies erhellt zuerſt aus einem Briefe Pabſt Gregor des IX., vom Jahr 1227, an alle Könige von Rußland gerichtet, in welchem er ſchreibt: er ſende ihnen einen Biſchof, weil ſie ſich geneigt bewieſen hätten, alle Irrthümer fahren zu laſſen, die ſie aus Mangel an Unterricht eingeſogen. — Ein anderes Schreiben Innozenz des IV., vom Jahr 1246, wünſcht den Ruſſen zu ihrer Erleuchtung Glück, da ſie erklärt hätten, die römiſche Kirche und den Nachfolger Peters anerkennen zu wollen, weshalb er die Biſchöfe von Preußen und

Eſthland als Legaten zu ihnen ſchicke, um die nöthigen geiſtlichen Funktionen zu verrichten. — Auf dem 1439 unter Pabſt Eugenius dem IV. gehaltenen florentiniſchen Concilium, fand ſich auch Iſidor, Metropolitan von Kiow ein, unterſchrieb die Dekrete und wurde für ſeinen Gehorſam durch die Kardinalswürde belohnt. Als er nach Hauſe kam, warf man ihn freilich ins Gefängniß, weil ſein Fürſt ihn bloß nach Conſtantinopel geſchickt hatte, er aber eigenmächtig nach Florenz gekommen war; doch ſtreute er guten Saamen unter die Ruſſen, daher 1472 (wie die Manuſcripte der Vatikaniſchen Bibliothek bezeugen) Iwan Baſilius durch eine förmliche Geſandtſchaft dem Pabſte Sixtus anzeigte, er ſtimme dem florentiniſchen Concilium völlig bei, werfe das türkiſche Joch des Patriarchen ab, erkenne den Pabſt für einen ächten Vikarius Chriſti, und bitte um einen Legaten, der den verdorbenen Glauben reinige. — Im Jahr 1519 zeigte ſich Baſilius abermals der Union geneigt; Leo X. ſandte einen Biſchof nach Rußland. Daſſelbe that Clemens VII. 1525.

Zur Zeit Pius V., flößte der Vormund dem Iwan Waſilowitſch, Ehrfurcht vor dem Pabſte ein, erſuchte auch dieſen, nach dem Beiſpiel der ältern ruſſiſchen Regenten, ihm einen Legaten zu ſchicken, wie auch andere fromme und geſchickte Männer, die Wiſſenſchaften und Künſte zu lehren; vorzüglich aber flehte er den Pabſt um die königlichen Inſignien an, wodurch alſo damals das Recht des apoſtoliſchen Stuhls, Könige zu ſchaffen, anerkannt worden. — — Nachmals ſind die Ruſſen durch die lutheriſche Ketzerei von dem allein ſeligmachenden Glauben abwendig gemacht worden; denn ſie kannten keine andere Chriſten als die Lutheraner, die ſie gar nicht für Chriſten halten konnten, weil ſie Kirchen und Klöſter beraubten, die Heiligen nicht verehr-

ten

ten, nicht einmal faſteten u. ſ. w. Da nun weder der Kaiſer, noch der König von Polen, die Verbrechen dieſer Ketzer beſtrafte, ſo nahmen die Ruſſen blos deswegen Liefland weg. Sie meinten, die römiſche Kirche dulde in ihrem Schooße fünfzig verſchiedene Glaubenslehren, ſie hingegen bekannten nur eine einzige von Alters her. Aber nachdem die katholiſche Religion in Polen und Litthauen ſich ausbreitete, und viele ſchottiſche Flüchtlinge nach Rußland zogen, änderte ſich ihre Meinung. Als daher König Caſimir die polniſche Krone niederlegen wollte, ſchmeichelte ſich Alexis, Monarch von Rußland, ſein Sohn könne gewählt werden, und ſich ganz leicht dem lateiniſchen Ritus konformiren. Ein deshalb verſammelter Synod von ruſſiſchen Biſchöfen war derſelben Meinung. — Jene günſtige Stimmung hat fortgedauert, und anjetzo iſt alles zu hoffen, wie aus mehreren Aeußerungen wichtiger Männer erhellt. Fürſt Kurakin z. B. hat laut geſagt: „wenn der Pabſt von der Loge des heiligen Peter herab dem zahlloſen Volke den Segen ertheile, ſo ſcheine ihm ſeine Seele in den Himmel verzückt!" — So weit Lucheſini. — In einer früheren Relation von 1641 hingegen wird ſeufzend erwähnt: „der Czaar waſche ſich jedesmal die Hände, wenn er einen katholiſchen Geiſtlichen angefaßt habe, weil er ſich dadurch verunreinigt glaube." Die Griechen aus Conſtantinopel, um die Contributionen aus Moſcau nicht zu verlieren, verhetzten die Ruſſen gegen die Katholiken. Daſſelbe thäten auch die engliſchen und holländiſchen Kaufleute.

III. Geſinnungen der Großen und des Volks über die Union, aus mehrern Berichten gezogen.

Der Adel iſt den Katholiken nicht geneigt, ausgenommen derjenige Theil deſſelben, der in Italien und an-

dern Ländern gereiſt iſt. Am meiſten haben wir jedoch von der Geiſtlichkeit und dem unwiſſenden Pöbel zu fürchten; denn der abgeneigte Adel hat doch mehr oder weniger Theil an der Regierung, und muß ſich deshalb nach den Geſinnungen des Czaars und derjenigen Perſonen richten, die dem Monarchen am nächſten ſind. Ein gewiſſer Alexander Danilowitſch (Mentſchikoff), von ſehr niedriger Herkunft, iſt des Czaars Liebling, ſein Rath wird ſtets befolgt, daher müſſen ihm alle fremde Miniſter den Hof machen, wenn ſie irgend etwas ausrichten wollen. Dieſer Liebling ſcheint große Ehrfurcht vor der katholiſchen Religion zu haben, und geht mit vielen Katholiken vertraut um. Der zweite Favorit iſt der erſte Miniſter, Graf Goloffkin, der, wenigſtens äußerlich, unſern Glauben begünſtigt. Der dritte iſt der Oberhofmeiſter und Kammerherr Golaffkin, der ſeine Söhne bei unſern Miſſionairs in die Schule ſchickt, und Einer der redlichſten Männer im ganzen Reiche iſt. — Bekehrung der eigentlichen Ruſſen läßt ſich vor der Hand freilich noch nicht hoffen, denn der Ruſſe, welcher von ſeinem Glauben abfällt, wird lebendig verbrannt, und vielleicht ſein Bekehrer oben drein; aber es giebt eine Menge heidniſcher, dem ruſſiſchen Scepter unterworfener Völker, zu welchen man unter dem Vorwand ſich ſchleichen kann, die unter der ruſſiſchen Armee dienenden katholiſchen Offiziers mit den Wohlthaten ihrer Religion zu verſorgen. —

Als neulich ein katholiſcher Biſchof nach Perſien ging, beſuchte er in Aſtrachan den Vicekönig Fürſten Golitzin, der ihn ſehr höflich empfing, und unter andern ſagte: „daß er ihm gern die Erlaubniß ertheilen werde, in Aſtrachan eine Kapelle für einen Miſſionair zu erbauen.“ Als aber am andern Tage der Biſchof den Fürſten erſuchte, ihm die verwilligte Erlaubniß ſchriftlich ausfertigen zu laſſen, entſchul-

digte ſich Golitzin, ſagte, er ſey betrunken geweſen, und erinnere ſich ſeines Verſprechens gar nicht mehr. Ueberhaupt iſt dieſer Herr unſerer Religion ſehr feind, denn als der General Gordon ſich viel Mühe bei dem Czaar gab, um die freie Religionsübung auszuwirken, hat dieſer Golitzin ſich aus allen Kräften dagegengeſetzt, und gemeint: „die Katholiken dürften ja nur den griechiſchen Ritus annehmen, der wenig vom lateiniſchen unterſchieden ſey.“ — In Liefland ſind gewiß ſehr viele Katholiken, denn als die Ruſſen Narva einnahmen, fanden ſie in den verlaſſenen Häuſern viel Breviarien (der Erzähler hat ſelbſt einige gekauft, und zieht daraus den Schluß, daß es heimlich katholiſche Prieſter in Liefland gäbe.) — Schon vor Zeiten, als der Bruder des Czaar Peter noch lebte, gab es ſchon verkappte Jeſuiten in Moskau, denn unverkappt durften ſie damals ſich nicht blicken laſſen, weil man dieſem Mitregenten Argwohn gegen ſie eingeflößt hatte. Der jetzige Czaar aber weiß recht gut, daß es Jeſuiten ſind, und ſagt kein Wort dazu. — General Gordon hat nahe bei der Kirche eine ſchöne Bibliothek angelegt, die mit den heiligen Vätern und andern theologiſchen Schriften reichlicher verſehen iſt, als manche Collegien und Buchhandlungen in Europa. Er hat die Bücher meiſtens von den Ruſſen gekauft, die ſie aus Polen und Litthauen aus dem letzten Kriege mitgebracht haben.

IV. Rathſchläge der Nuntien, Kardinäle und Miſſionaren auf alle obige Berichte ſich gründend.

Vormals iſt Rußland freilich ein barbariſches Reich geweſen, jetzt aber erwirbt es ſich täglich mehr Verdienſte um die chriſtliche Religion, indem es Türken, Tataren und Koſaken ſiegreich bekämpft. Seine Macht vergrößert ſich im-

mer mehr. Schon grenzt es mit China. Der Kaiſer von China hat eine herrliche Geſandtſchaft nach Moskau geſchickt, um Frieden mit dem Czaar zu ſchließen. Rußland iſt gar nicht ſo wüſte, als man gewöhnlich glaubt. Es wimmelt von wohlbevölkerten Städten, iſt reich an den trefflichſten Produkten. Aus allen dieſen Urſachen iſt die Freundſchaft mit dem Czaar gar ſehr anzurathen, ſo wird man vielleicht das verlorne ruſſiſche Schaaf (questa pecorella smarritta) wieder in den Schoos der Kirche bringen. Zum Vorwand der wieder anzufangenden Korreſpondenz kann folgendes dienen: Erneuerung des Bundes gegen die Türken. Dank für die gute Aufnahme der Miſſionarien, und für die den Capucinern ertheilte Erlaubniß, ein Kloſter zu bauen. Endlich — da man ſo viel Gutes von dem Czaar gehört habe, wie er Handel, Künſte und Wiſſenſchaften ſchütze und emporbringe, das freundliche Anerbieten, ihm in allen dieſen noch mehr behülflich zu ſeyn. — Große Vortheile werden aus einer ſolchen Korreſpondenz entſpringen. Durch Schulen, Kollegien und Seminarien wird man nach und nach die Ruſſen zur Union vorbereiten! die jungen Leute zum katholiſchen Glauben gewöhnen. Für die Miſſionen nach China wird ein leichter Weg durch Sibirien eröffnet, den man in zwei Monaten bequem zurück legt. In Moskau und den umliegenden Ländern wird man Miſſionen errichten können. In Smolensk wäre wohl der Anfang damit zu machen, denn dies behandelt der Czaar, als neuerobertes Land, sehr gelinde, und da werden hoffentlich die Bekehrungen nicht ſo ſtreng geahndet werden. Eine zweite Miſſion muß nach Kiow verlegt werden, der Hauptſtadt der krimmiſchen Koſaken, die ohnehin polniſcher Abkunft, und daher dem Katholicismus geneigter ſind. Mazeppa iſt ſogar würklich ein Pole. Eine dritte Miſſion wird ſich an den Don, und

eine vierte nach Aſtrachan verfügen, für die Kalmucken und Koſacken an der Wolga. Den trefflichſten Vorwand zu allen dieſen Miſſionen geben die vielen katholiſchen Offiziers, welche ſich unter der ruſſiſchen Armee im ganzen Reiche zerſtreut befinden. Man wird ſich daher ſtellen, als ob man blos dieſe bedienen wolle, und ſo die ſchönſte Gelegenheit haben, ſich einzuſchleichen. — Eine fünfte Miſſion kann in Tobolsk etablirt werden, für die armeniſchen Kaufleute, welche nach China handeln. Dort iſt auch in vielen Provinzen der alt-griechiſche Ritus noch gebräuchlich, und das iſt die Haupturſache, warum der Czaar unſern Miſſionaren ſo lange die freie Durchreiſe verweigert hat, weil er befürchtete, ſie möchten dieſe Chriſten entdecken. In Sibirien giebt es auch Katholiken unter den Exilirten, deren man ſich zum Dienſt der Kirche unter der Hand bedienen kann. — Eine ſechste, ſiebente und achte Miſſion wäre in Archangel, Petersburg und Narva oder Dorpat zu errichten, die neunte und vornehmſte aber in Moskau ſelbſt, verbunden mit einem Collegium. Hier iſt bereits alles vorbereitet, es fehlt nur noch an einem Hauſe und einigen geſchickten Lehrern. Der jetzige Krieg giebt die beſte Gelegenheit, die Unterhandlungen anzuknüpfen, ferner iſt jetzt der patriarchaliſche Stuhl erledigt, und hat man einmal einen Traktat geſchloſſen, ſo wird er ſicher nie gebrochen werden, denn nicht allein der jetzige Czaar, ſondern auch alle ſeine Nachfolger, werden ſelbſt große Vortheile davon ziehen (?). Daher iſt es nothwendig, einen Nuntius nach Rußland zu ſchicken, auch wo möglich eine Vermählung zwiſchen dem Sohne des Czaars und der Tochter des Kaiſers zu Stande zu bringen. Doch muß man ſich vorher von der guten Aufnahme des Nuntius verſichern, und daß der ruſſiſche Hof ihm die nämlichen Titel zugeſtehen werde, die

er vom kaiſerlichen Hofe erhält. — (Man ſieht aus allen dieſen, im Originale ſehr weitläuftigen, hier aber nur kurz gefaßten Plänen und Vorſchlägen, wie trefflich die Herren es ausgedacht hatten).

V. Selbſtgeſchaffene Hinderniſſe.

Als in dem letzten Jahrzehend des ſiebenzehnten Jahrhunderts, während der Minderjährigkeit Peter des Großen und der Mitregentſchaft ſeines Bruders, die freie Religionsübung zu Moskau den Katholiken, auf Verwenden des römiſch-kaiſerlichen Hofes, zugeſtanden worden war, (und zwar beſonders durch die Bemühungen eines gewiſſen Elias Broggio, eines böhmiſchen Prieſters und gebornen Italiäners, der zuerſt als Beichtvater eines deutſchen Generals in ruſſiſchen Dienſten, mit dahin ging, die Gunſt des Czaars und ſeiner Miniſter zu gewinnen wußte) da vermeinte jedoch die kluge ruſſiſche Regierung keinesweges, der päbſtlichen Gewalt durch dieſe Bewilligung auf irgend eine Weiſe in den ruſſiſchen Staaten Eingang zu verſchaffen. Als man daher erfuhr, es ſey ein Nuntius mit einem päbſtlichen Breve unterweges, ließ man denſelben auf der Grenze ſcharf viſitiren, und drang darauf, daß er das päbſtliche Schreiben vorzeigen ſollte, deſſen er ſich lange weigerte. Endlich mußte er gehorchen, und nun erklärten die Ruſſen ausdrücklich: der Pabſt habe ſich in die katholiſche Religionsübung zu Moskau gar nicht zu miſchen, denn dieſe ſey blos dem Kaiſer zu Gefallen bewilligt worden. In dieſer Gefahr, ganz abgewieſen zu werden, wußte ſich der geiſtliche Bote bald zu helfen; er gab ſich nicht mehr für einen Abgeordneten des Pabſtes, ſondern für einen kaiſerlichen Reſidenten-Miſſionair aus, der ein Schreiben des Pabſtes zu überreichen habe. Die Ruſſen ließen ſich durch dieſen neuen bi-

plomatiſchen Titel für einen Augenblick täuſchen, der Nuntius kam glücklich in Moskau an. Aber mitten in dieſem Hafen erwarteten ihn mehrere Felſen. Der Pabſt, ein Knecht der Knechte Gottes, verweigerte den Czaaren die gebührenden Titel, berief ſich auf den König von Polen, und wollte keine andern Titel zugeſtehen, als welche auch vom polniſchen Hofe dem ruſſiſchen gegeben würden. Das ruſſiſche Kabinet erwiederte, Polen könne in dieſer Sache um deswillen nicht zum Vorbild dienen, weil die zwiſchen beiden Mächten gewöhnlichen Titel durch alte Verträge regulirt und feſtgeſetzt ſeyen; hier aber ſey von neuen Verhältniſſen die Rede, welche folglich auf die jetzigen Zeitumſtände gegründet werden müßten. Der Nuntius bequemte ſich endlich, fand aber bei den Ruſſen nicht gleiche Nachgiebigkeit, denn ſie wollten den Pabſt blos Pater honoratissimus (geehrteſter Vater) nennen. Vergebens führte er das Beiſpiel mehrerer griechiſchen Kaiſer an, die, außer dem summus pontifex, auch noch von reverentia debita et devota (ſchuldiger frommer Ehrfurcht) und von spirituali patri nostro (unſerm geiſtlichen Vater) ſprechen. Die Ruſſen antworteten: die Zeiten hätten ſich ſeitdem ſehr verändert; damals hätten ſie noch keinen eigenen Patriarchen gehabt, der allein eine ſolche Auszeichnung begehren könne. Der Nuntius ſchlug einige Titel vor, zum Exempel: dem allerheiligſten Vater oder Herrn, oder dem Hirten der Kirche, oder dem Vater und oberſten Prieſter der Chriſten. Umſonſt, die Ruſſen bleiben bei ihrem honoratissimo, worauf der geiſtliche Titelkrämer ſich endlich vor der Hand begnügen mußte, weil ihm allzuviel daran lag, das Breve doch endlich überreichen zu dürfen. Man verſprach ihm, es ſolle nach etwa vierzehn Tagen geſchehen. Dieſe Zwiſchenzeit benutzte der eiferſüch-

tige Patriarch, dem jungen Czaar Peter, damals vierzehn Jahr alt, durch ſeine Mutter widrige Geſinnungen einflößen zu laſſen, und der Knabe zeigte ſchon damals, welch ein Mann er einſt ſeyn würde, indem er rund heraus erklärte: die Sache ſey mit Uebereilung behandelt worden, er ſey zu jung, um darüber urtheilen zu können, entziehe ſich daher ganz dieſem Geſchäfte, und überlaſſe es ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter. Hierdurch entſtand eine Art von Spaltung in der Familie, viele geheime Konferenzen wurden gehalten, bis endlich der erſte Miniſter verſicherte, der Streit ſey gütlich beigelegt, und der Audienz ſtehe nun nichts mehr im Wege. Da fiel dem Nuntius plötzlich ein, daß alle von Königen und Fürſten an die Czaaren geſandte Briefe ein großes breites Format haben, der des Pabſtes hingegen, wie die päbſtlichen Briefe alle, nur klein ſey. Da er nun aber, nach damaliger aſiatiſcher Gewohnheit, öffentlich über die Straße getragen werden mußte, ſo befürchtete der geiſtliche Bote Zuſammenlauf und Murren des Volks. Er ging mit dem ihm zugeordneten Kommiſſair deshalb zu Rathe, der ſeine Furcht allerdings gegründet fand, und meinte, nicht allein das Volk könne es als Verachtung auslegen, ſondern auch die Czaaren ſelbſt würden dadurch ſehr befremdet werden. Der ſchlaue Nuntius half ſich durch ein ſchönes, großes Couvert, in welches er den kleinen Brief ſchob, und an die Stelle des Siegels heftete er mit einer Stecknadel das gewöhnliche Stück Seidenzeug, wodurch er der Sache das gebührende Anſehn gab. Um den Betrug ſo viel möglich zu verbergen, hatte der erſte Miniſter, der ganz für den Pabſt gewonnen war, zu Vermeidung des großen Zulaufs, die Veranſtaltung getroffen, daß die beiden Czaaren den Boten auf einem Landhauſe empfingen. Er hielt ſeine Anrede, wurde gut aufgenommen, und ihm eine Ant-

wort verſprochen. Aber dieſe erfolgte nicht; eine unerhörte Kränkung für den Pabſt (Innocenz XI.) um ſo mehr, da ſein Schreiben eine blos freiwillige Höflichkeitsbezeigung zu ſeyn ſchien, denn er hütete ſich wohl, von ſeinen weitausſehenden Plänen auf Rußland zu ſprechen, ſondern wünſchte blos den Czaaren Glück zu ihren über die Türken erfochtenen Siegen, und ermahnte ſie, chriſtlich damit fortzufahren. Der ruſſiſche Hof hatte aber mancherlei an der Form des Briefes auszuſetzen; es fehlte der Titel: serenissimus ac Potentissimus, es fehlte die Thron-Redensart von Gottes Gnaden, es fehlten die Herren von Kiow, Smolensk u. ſ. w. Ferner ſollten alle Titel inwendig im Briefe wiederholt, der Brief ſelbſt aber auf Papier von großem Format geſchrieben werden. In der Antwort wollten ſich die Czaaren zu keinem andern Titel verſtehen, als: honoratissimo et electissimo domino, pastori romanae ecclesiae dignissimo (dem hochgeehrteſten und auserwählteſten Herrn, dem würdigſten Hirten der römiſchen Kirche). So ſchied man alſo dieſesmal von beiden Seiten unzufrieden aus einander. In nachfolgenden, durch den kaiſerlichen Hof betriebenen Unterhandlungen, erklärten die Czaare, ſie würden mit denjenigen Titeln zufrieden ſeyn, welche der römiſche Kaiſer ihnen gebe; beſonders bezeugte der junge Czaar Peter, wie lieb ihm die Korreſpondenz ſeyn werde. — Der Pabſt ließ ſich nunmehr aus ſeinem Archiv eine Liſte aller der Briefe reichen, welche der apoſtoliſche Stuhl zu verſchiedenen Zeiten an die Beherrſcher Rußlands abgefertigt hatte. Es fand ſich, daß 1518 Leo X. ſich der Ausdrücke bedient hatte: dem geliebten Sohne, edlen Manne, Baſilius dem Großen, mächtigen Fürſten aller Reuſſen. Damals verſicherte der Pabſt: „die Eingeweide bewegten ſich vor Freuden in ſeinem Leibe, denn er

habe vernommen, der Czaar wolle, nach zerſtreuter Finſterniß (discussis tenebris) in den Schoos der Kirche zurückkehren." In einem zweiten Schreiben rühmt er ſogar: „der Czaar habe ihm alles verſprochen; was ein Fürſt, der Chriſtum anerkenne, nur immer dem Nachfolger des heiligen Peter verſprechen könne." — Dieſelbe Sprache führte Clemens VII. 1525, als er den Czaar vor lutheriſcher Ketzerei warnte (de haeresi Lutherana pullulata in regnis). Der Inhalt von mehreren ſeiner Briefe iſt: polniſche und türkiſche Geſchäfte, Freundſchaft, Handel, Empfehlung von Kaufleuten, Baumeiſtern und Miſſionarien, die nach Perſien gingen. — 1561 lud Pius IV. den Czaar Johann Baſilius ein, Redner zum Concilio zu ſenden, und gab ihm den Titel: Charissimo in Christo filio, Moscoviae duci, inwendig Celsitudo (deine Erhabenheit); 1582 ſetzte er noch hinzu: principi magno et desideratissimo. Die Schnüre und Bilder der Apoſtel, die, an den päbſtlichen Breven hängend, ſonſt nur von Blei zu ſeyn pflegen, ließ er von lauterm Golde machen. Sein Nuntius, Poſſevini, blieb lange Zeit in Moskau, um den Czaar ſtets zu ermahnen, daß er die Waffen gegen die Türken ergreifen möchte. — Aus den Jahren 1605 und 1606 fanden ſich eine Menge der freundſchaftlichſten Briefe Paul V. an den falſchen Demetrius, worin er ihm zu Beſteigung des väterlichen Thrones und zur Vermählung mit der Tochter des Palatin von Sendomir Glück wünſcht, ihn ermahnte, der katholiſchen Religion, die er angenommen, treu zu bleiben, auch der Czaarin ſelbſt gute Regeln giebt, wie ſie ihre Kinder erziehen ſoll u. ſ. w. Dieſe Freude währte freilich nicht lange, und was damals, in Anſehung der Titel, einem bekehrten Fürſten zuſtand, das konnte jetzt nicht als Richtſchnur dienen.

Eben ſo zweifelhaft, als das päbſtliche Kabinet über die Titel war, die es geben, blieb es auch über diejenigen, die es fordern und annehmen ſollte. Das Archiv mußte abermals alles hervorſuchen, was, dieſen Punkt betreffend, etwa von andern ungläubigen oder ketzeriſchen Fürſten geſchah oder geſchehen war. Da kommen denn mitunter gar wunderliche Titel vor. Der König von Perſien z. B. nannte den Pabſt: „Höchſte Hoheit der Weisheit, Brunnen der Heiligkeit und Enthaltſamkeit, Blume des Guten, Keim jeder Tugend, Prediger der Kaiſer und fränkiſchen Könige, Haupt der chriſtlichen Völker, wie auch der Mönche auf dem Berge Carmel." — Der König Theophilus von Iberien hingegen ſchrieb kurz weg: Dem großen Pabſte zu Rom. Die griechiſchen Kaiſer, die Patriarchen von Konſtantinopel und Antiochien, die Fürſten von Epirus u. ſ. w. gaben alle mehr oder weniger ſchwülſtige Titel. —

Czaar Peter, der unterdeſſen Peter der Große geworden war, nahm von allen dieſen kleinlichen Berathſchlagungen gar keine Notiz; ſondern, als er den Pabſt, der polniſchen Angelegenheiten halber, nöthig zu haben glaubte, ſandte er den Fürſten Boris Kurakin incognito nach Rom, und addreſſirte ſein Schreiben: Domino Papae dignissimo, ſummoque sedis romani pontifici; forderte aber hingegen, ohne Umſtände, die Titel König und Czaar. Da verſammelte ſich das betretene Kardinalskollegium zu verſchiedenen malen (die Protokolle ſind noch im Original vorhanden) und das Reſultat ihrer Stimmen war folgendes: „Kein Kaiſer kann ſich beleidigt finden, wenn man dem Beherrſcher Rußlands den Titel Czaar zugeſteht, da dieſer keineswegs ſo viel als Cäſar bedeutet. Schwerlich wird auch Rußland von ſeiner Forderung abſtehen, da

bekannt iſt, daß ein ruſſiſcher Geſandter, der es vormals gewagt, eine Antwort des Pabſtes mit geringern Titeln anzunehmen, bei ſeiner Zurückkunft durch ſchwere Martern ſeine Willfährigkeit gebüßt habe. Den Königstitel kann man auch wohl nicht verweigern; der Pabſt hat ja auch Ungarn und Portugall zu Königreichen, Toskana zum Großherzogthum erhoben. Da nun Rußland in der That immer mächtiger wird, auch dieſer Titel eine herrliche Lockſpeiſe zur Vereinigung beider Kirchen abgeben kann, ſo iſt allerdings Nachgiebigkeit anzurathen. — Zwar wendet man ein: der heilige Stuhl verändere nie die Titel; das Wort Czaar ſey ein barbariſches Wort, welches ſich mit lateiniſchen Buchſtaben nicht ſchreiben laſſe; allein, den erſten Einwurf betreffend, habe ſich ja der apoſtoliſche Stuhl ſchon öfter nach Zeit und Umſtänden gerichtet (hier folgen eine Menge Beiſpiele), und was das Wort Czaar anbelangt, ſo bedeutet es eben ſo viel, als bei andern Völkern Sultan, Sheriff, Chan, Sophi u. dgl. Alle dieſe Worte laſſen ſich auch nicht mit lateiniſchen Buchſtaben ſchreiben, daher der Pabſt ſchon längſt alle Innhaber jener Titel Könige nennt. Autocrator bedeutet vollends nichts mehr als Souverain. Da nun der Czaar nicht etwa aus irgend einer Noth, wie manche ſeiner Vorgänger, einen Geſandten nach Rom geſchickt hat, und dafür den allein ſeligmachenden Glauben ſich ſo viel von ihm hoffen läßt, ſo wird der Pabſt ſehr wohl thun, dem Beiſpiele des heiligen Ignatius zu folgen, ſich mit den ihm gegebenen Titeln zu begnügen, und die verlangten nicht zu verweigern." — Der Pabſt beſtätigte dieſes Gutachten, und nun kam die Korreſpondenz glücklich in den Gang.

VI. Päbſtliche Inſtruktionen für einige nach Rußland geſandte Nuntien.

Um den in jedem Jahrhundert ſich gleich bleibenden Geiſt des römiſchen Kabinets ganz kennen zu lernen, ſtehe hier zuerſt die Inſtruktion, welche der Jeſuit Cleechen ums Jahr 1546 empfing. — „Nach vielen und großen Schmeicheleien ſoll er wünſchen, daß der Czaar die Türken, wie David den hohnſprechenden Philiſter überwinden möge. Dann ſoll er die ſtolze Roma mit vollen Backen loben: Einſt war ſie eine Schülerin des Irrthums, jetzt iſt ſie eine Lehrerin der Wahrheit; dort haben die heiligen Apoſtel als Märtyrer ihr Blut vergoſſen, dort werden ihre Leiber uud viele andere Reliquien in den älteſten und herrlichſten Tempeln verehrt. Der Pabſt, zu dem Gott geſagt: weide meine Schaafe! habe einſt die frommen Kreuzzüge veranſtaltet zu Eroberung des heiligen Grabes. Doch das wird dem Czaar, als einem homini historico, wohl bekannt ſeyn. Er bedenke, daß Freundſchaft mit der römiſchen Kirche ihm nicht allein Ehre bringen, ſondern auch ſehr erſprießlich ſeyn wird; denn Jedermann weiß, daß der Pabſt aus eigner Machtvollkommenheit Könige ſchafft, und ſie mit Ehren und Würden ziert; wie die Beiſpiele von Polen und Ungarn beweiſen. Cleechen ſoll dem Czaar crebro in aures instillare (recht oft in die Ohren träufeln) daß die vier ökumeniſchen Concilien als vier Evangelien zu betrachten ſind. Dann ſoll er zum ewigen Krieg gegen die Türken anrathen, auch es dahin bringen, daß der Czaar aus freien Stücken begehrt, ihm römiſche Prieſter zu ſenden. Denn er muß einſehen, daß es widerſinnig iſt, mit den Türken Krieg zu führen, und dennoch einem Patriarchen unterworfen zu bleiben, der ſich gänzlich in der Gewalt der Ungläubigen befindet. Ferner ſoll Cleechen erforſchen: auf welche Weiſe der Czaar ge-

ſonnen ſey, die Türken zu bekriegen? mit wie viel Truppen? wo? wenn? zu welchem Zweck? Alles dies ſoll er ſich ſchriftlich geben laſſen, und Eile anempfehlen. Der Czaar ſoll auch den König von Perſien mit in das Bündniß ziehen, zu welchem der Pabſt alle chriſtliche Könige zu bereden hofft. Der Czaar ſoll Geſandte nach Rom ſchicken, und wenn er etwa, der europäiſchen Sitten ungewohnt, die Titulaturen anſtößig findet, ſo ſoll man ihm ſagen: das ſey des Pabſtes Gewohnheit, er nenne alle Kaiſer und Könige am liebſten ſeine Söhne. Uebrigens ſoll Cleechen auf alles ſein Achtung geben und berichten." —

Ganz in demſelben Geiſt, nur mit noch mehr Feinheit, iſt die Inſtruktion abgefaßt, welche dem päbſtlichen Nuntius zu Warſchau ertheilt wurde, als Peter der Große, nach mehreren Siegen der Schweden, in Polen erwartet wurde, um ſich mit dem Könige, ſeinem Bundesgenoſſen, zu unterreden. Der Nuntius hatte ein päbſtliches Schreiben an den Czaar verlangt, welches man ihm aber nicht ſchickte, weil auf das 1693 abgefertigte noch immer keine Antwort erfolgt war. Hierüber ſoll er zuerſt mit des Czaars Miniſtern Unterhandlung pflegen, ſich auch allenfalls noch zu dem Titel potentissimus (allermächtigſter) erbieten, mehr aber könne der Pabſt vor der Hand nicht thun. Wenn er Petern ſelbſt ſpricht, ſoll er ihm ſo viel möglich ſchmeicheln und ſagen: der Pabſt ſey nicht allein von der Größe ſeiner Macht unterrichtet, ſondern auch von ſeinen herrlichen Eigenſchaften; Großmuth des Herzens, sublimen Genie und großen Neigung zur Frömmigkeit, als der ſchönſten Zierde eines Fürſten. Dem Danke für die den Miſſionarien ertheilte Erlaubniß, durch Sibirien nach China zu reiſen, ſoll er die Verſicherung beifügen, daß man immer die frömmſten Leute dazu wählen werde, die ſein Reich nie beunruhigen

ſollten. — Der jetzige Pabſt habe ſchon als Kardinal ſeinen Vorgänger bewogen, dem Czaar Beweiſe von Hochachtung zu geben. Es ſey ſehr zu bedauern, daß derſelbe das Grab des heiligen Peter nicht habe beſuchen können, ſintemal Chriſtus dieſen Heiligen zum Hirten ſeiner Heerde geſetzt habe, daher auch jeder gute Chriſt ihn dafür erkennen müſſe, ihn, deſſen Nachfolger die Päbſte ſeyen. Hier ſoll nun der Nuntius ganz leiſe auftreten, und ja den Czaar nicht ſtutzig machen, ihn eigentlich nur zu allerlei neugierigen Fragen verleiten, mehr zu antworten als zu proponiren ſcheinen, entfernte Winke geben, zum Beiſpiel kann er lächelnd und gleichſam im Scherz ſagen: „Wir ſind in Rom nicht ſo ſchlimm, als manche uns vielleicht machen. Alles wird ſich aufklären, wenn man nur will. Leider hat man in Rußland keine anderen Begriffe von uns, als die man aus dem Gifte unſerer Todfeinde, der Lutheraner und Calviniſten, geſogen. Um aber dieſe Ketzer nach Würden zu ſchildern, iſt es ja ſchon genug zu erinnern, daß ſie die heiligen Bilder verſpotten, und keine Faſten halten.“ Auf den letzten Punkt ſoll der Nuntius ein beſonderes Gewicht legen, da die Ruſſen ihre Faſten äußerſt ſtreng beobachten. Bei Fortſetzung des Geſprächs ſoll er gleichſam erzählen: die Katholiken haben keine andere Heilige zu Lehrern gehabt, als die auch von den Ruſſen verehrt werden, nehmlich Baſilius, Gregor von Nazianz, Athanaſius, Cyrillus, Chryſoſtomus und die vier General-Concilien. Alle dieſe haben die Herrſchaft des Pabſtes über die Kirche anerkannt, wenn man es nur ohne Vorurtheil unterſuchen wolle. Bezeige der Czaar etwa Luſt, ſich näher davon zu unterrichten, ſo wolle man ihm gelehrte, beſcheidene Männer ſchicken, die ganz friedlich, mit dem Buche in der Hand, ihm die Wahrheit beweiſen ſollen. Bey einer Vereinigung der lateiniſchen

mit der griechiſchen Kirche habe die letztere und deren Patriarch ganz beſondere Gnade und Vergünſtigung vom Pabſte zu hoffen. — Ferner ſoll der Nuntius dem Czaar Mißtrauen gegen ſeine eigne Geiſtlichkeit einflößen, weil ſie einem Patriarchen im feindlichen Lande der Ungläubigen unterworfen ſey. Die Größe des Pabſtes ſoll er ins helle Licht ſtellen; derſelbe werde von ſo vielen Königen und Fürſten gehorſam als Vater verehrt; auch väterliche Gewalt von ihm ausgeübt, denn bald vereinige er ſie gegen den Feind der Chriſtenheit, bald ziere er ſie mit königlichen und andern Ehrentiteln. Folglich habe Peter, in ſeinen Kriegen gegen die Türken oder in andern Geſchäften mit chriſtlichen Fürſten, vom Pabſte den wirkſamſten Beiſtand zu hoffen. Aus gleichem Tone ſoll der Nuntius mit den Miniſtern und Höflingen ſprechen, es wo möglich dahin bringen, daß der Czaar ſelbſt einen Nuntius begehre, und gleich einem kaiſerlichen Geſandten zu empfangen verſpreche. Durch Kleinigkeiten, Titel u. dgl. ſoll er ſich nicht, wie ſonſt geſchehen, von der Vollendung eines ſo wichtigen Werkes abhalten laſſen, ſondern vielmehr verſprechen, daß der Pabſt den Beherrſcher Rußlands eben ſo tituliren werde, als die mächtigſten Fürſten von Europa; auch wenigſtens einen Biſchof zum Nuntius an deſſen Hof ernennen werde. Dem könne ſodann der Czaar ſein Herz ſicher öffnen, da der Pabſt kein anderes Intereſſe habe, als eines Theils im Zeitlichen ihm ſo viel möglich beizuſtehen, vorzüglich aber ſein ewiges Seelenheil, wie auch das des ruſſiſchen Volkes zu befördern. — Endlich wird der Nuntius noch ermahnt, die Neigungen und Abneigungen des Czaars und ſeiner Miniſter, wohl zu erforſchen, zu ſtudiren, zu benutzen, überhaupt aber auf Alles Achtung zu geben und einzuberichten.“

Was bei einem Manne, wie Peter der Große, durch

alle dergleichen Inſinuationen ausgerichtet würde, haben wir bereits geſehen. Doch ließ der Pabſt den Muth nie ſinken, ſondern, wie mehrere ſeiner Briefe an den Czaar beweiſen, ergriff jede Gelegenheit, die Materie, welche ihm ſo ſehr am Herzen lag, bald leiſer, bald lauter zu rühren. In der Antwort, welche Fürſt Kurakin 1707 brachte, wünſcht er: quod Deus lucis radios tuae menti propitior infundat, et te perfecta claritate nobis et catholicae ecclesiae conjungat (daß Gott dich immer mehr erleuchte, und dich in vollkommner Klarheit mit uns und der katholiſchen Kirche vereinige). — Nach Peters Siegen bey Pultawa ſchreibt der Pabſt: Nachdem ein ketzeriſches Reich durch die Hand des Czaars gezüchtigt worden, wolle Gott nunmehr bewirken, ut orthodoxae veritatis cultor et propagator aliquando fiat in amplissimo imperio suo (daß er ein orthodoxer Verehrer der Wahrheit und Fortpflanzer derſelben in ſeinem weiten Reiche werde). — Um dem lieben Gott bei dieſem guten Werke ſo viel möglich nachzuhelfen, verſchmäht der heilige Vater auch nicht ſeine Dienſte als Freiwerber für den Sohn des Czaars anzubieten; natürlich muß es aber eine katholiſche Prinzeſſin ſeyn. Anfangs fällt die Wahl auf eine Erzherzogin von Oeſtreich, da aber dieſe Unterhandlungen am kaiſerlichen Hofe den erwünſchten Fortgang nicht haben, ſo ſchlägt er eine Prinzeſſin von Sachſen-Weißenfels vor, welches Haus einſt in Polen ſuccedire, wenn der König unbeerbt ſterben ſollte. Der Vater dieſer Prinzeſſin habe ſich in Wien bekehrt, weil er eine katholiſche Frau dort geheirathet. Dieſe erziehe, nach dem Tode ihres Gemahls, ihre Tochter ſehr exemplariſch in dem allein ſeligmachenden Glauben. — Ich finde nicht, daß Peter der Große dieſe Propoſition im geringſten beachtet hat. — Der römiſche Staats-

miniſter, Kardinal Paulucci, ſchreibt viel mehr klagend an den Nuntius in Polen (1710), der Czaar erfülle noch immer ſeine Verſprechungen nicht, obſchon man Kurakins Forderungen ſämmtlich bewilligt, ja ſogar den Titel Majeſtät zugeſtanden habe. Der Nuntius wird zu neuen Anſtrengungen aufgefordert; an den König von Polen und mehrere polniſche Erzbiſchöfe werden die dringendſten Breves erlaſſen, den Vortheil der heiligen Kirche befördern zu helfen. — Aber plötzlich erſcholl die Schreckenspoſt: der Czaar vermählt ſeinen Sohn mit einer lutheriſchen Prinzeſſin von Wolfenbüttel, und hat verſprochen, drei lutheriſche Kirchen zu erbauen. — Nun jammert der Kardinal-Miniſter, daß die nahe Hoffnung der Vereiniguug auf einmal wieder ſo weit hinausgerückt ſey. Noch einmal ſoll der Nuntius alles aufbieten, um dieſe verhaßte Vermählung zu hintertreiben, und den Czaar durch alle nur immer dienliche Mittel von den Lutheranern abwendig zu machen. Auch der König von Polen wird beſchworen, dieſen Greuel zu verhüten. Umſonſt. der Schlag war geſchehen, das päbſtliche Kabinet mußte ſeinen Verdruß verbergen, und auf beſſere Zeiten hoffen. Das thut es auch noch bis auf den heutigen Tag, denn als unter der Regierung Paul des Erſten ein reiſender ruſſiſcher Miniſter dem Pabſte vorgeſtellt wurde, äußerte derſelbe ausdrücklich die Hoffnung, die Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche während ſeines Pontifikats zu erleben.

VII.

Es iſt zwar ſchon oben im Vorbeigehen erwähnt worden, daß zwei Ruſſen, welche Vertraute des ruſſiſchen Geſandten in Konſtantinopel waren, ſich mißbrauchen ließen, dem römiſchen Hofe geheime Nachrichten mitzutheilen, doch was davon in der Sammlung der Handſchriften vorkommt,

iſt nur unbedeutend. Aeußerſt wichtig hingegen war ein anderer Fang, den ein gewiſſer Travaglini dem päbſtlichen Miniſter anzeigt. „General Belleardi, ſchreibt er, Adjutant des Czaars und ein guter Katholik, iſt eben in eignen Geſchäften auf der Reiſe durch Italien, und wird wieder nach Rußland zurückkehren. Es iſt mir mit Gottes Hülfe und der heiligen Religion zu Ehren gelungen, ihn zu bewegen, daß er alles entdecke und mittheile, was ihm wiſſend iſt, nehmlich die weitläuftigſten Details über das Militair des Czaars, deſſen Abſichten und Pläne. Sie folgen hierbei. Auch künftig wird dieſer Mann als Beobachter in Rußland zu gebrauchen ſeyn." — Die Beilage enthält des Generals Belleardi umſtändliche Ausſage, und iſt ohn Zweifel ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Macht und Entwürfe Peter des Großen. —

Der Czaar hat, in drei Armeen, zwei und vierzig Regimenter Infanterie, getheilt in vier Diviſionen, jede zu zehn oder eilf Regimentern. Acht derſelben beſtehen aus drei Bataillons, die übrigen nur aus zweien. Jedes Bataillon hat vier Kompagnien, jede Kompagnie, wie im Kaiſerlichen, hundert und funfzig Mann; doch mit dem Unterſchied, daß die Bataillons in Rußland immer komplett ſind, weil ſie alle Monate rekrutirt werden. Die Infanterie zuſammengenommen beträgt alſo zwei und neunzig Bataillons. Die Kavallerie zählt zwei und dreißig alte Regimenter Dragoner und vier neue, welche im abgewichenen Jahre der Sohn des Czaars befehligte. Jedes Regiment hat zehn Kompagnien, jede von hundert Mann, alſo in Summa hundert Tauſend regelmäßige und brave Streiter. Die Artillerie beſteht aus ſechszig Feldſtücken und hundert großen Munitionskarren. Außerdem führt noch jedes Regiment immer zwei Feldſtücken bei ſich, alſo in allem

hundert und zwei und funfzig Kanonen. Zu Belagerungen hat der Czaar ſo viel Mörſer und grobes Geſchütz, als irgend ein Fürſt in der Welt, denn jede Feſtung bewahrt große Magazine davon, wie auch von Mund- und Kriegsvorrath. Die Artillerie-Offiziere ſind erfahren und tapfer. Die Infanterie, unter welcher viele Grenadiere ſich befinden, iſt eben ſo wohl exercirt, als die kaiſerliche, engliſche oder holländiſche, ja, in der Schlacht beobachtet ſie eine beſſere Ordnung als jene, denn jeder Soldat kennt und ſucht im Nothfall die Nummer von den Munitionskarren ſeines Regiments. Unter den Oberſten und Oberſtlieutenants ſind viele Ingenieurs. Da jedes Dragoner-Regiment gleichfalls zwei Kanonen führt, ſo iſt die Artillerie vollkommen hinreichend. Hierzu kommen nun noch zwanzig tauſend kalmuckiſche Tataren, gut, ein Land zu verwüſten, einen geſchlagenen Feind zu verfolgen und vollends aufzureiben. Ihr König iſt Despot, daher kann der Czaar deren dreißig Tauſend, ja im höchſten Nothfall auch hundert Tauſend aufbieten, die leicht, muthig, gut bewaffnet, ſämmtlich zu Pferde dienen. — Im Innern des Reichs, in den Feſtungen und Provinzen, liegen noch an regulirten Truppen acht Infanterie und vier Kavallerie-Regimenter. Außerdem giebt es noch dreißig tauſend Garniſonſoldaten, gleichfalls regulirt, die wenig koſten und eine Art von diſciplinirter Landmiliz ſind. Die eigentliche Landmiliz beläuft ſich auf achtzig tauſend Mann, nur e i n e n Mann von hundert gerechnet. — Ferner: ſechszig tauſend Edelleute, die zu Roß dienen, müſſen auf des Monarchen erſten Aufruf bereit ſeyn. Gebiethet die Noth, ſo geben dieſe Edlen auch wohl vier Mann von jedem hundert ihrer Bauern, welches noch immer weit weniger iſt, als Deutſchland und Frankreich von derſelben Zahl anwerben. In Summa, der Czaar hat dreimal hundert

tauſend Mann auf den Beinen, die ihm nicht die Hälfte ſo viel koſten, als in andern Ländern der Fall ſeyn würde.

Seine Seemacht beſteht aus drei Flotten, die eine, auf dem palus Mäotides, zählt dreißig Galeeren, ſechs Galeazzen, zwanzig kleinere Kriegsfahrzeuge, zwölf Brigantinen, dreizehn bewaffnete Jaiken, einige Brander u. dgl. Die zweite Flotte, auf dem baltiſchen Meere, zählt dreißig große Brigantinen, ſechszehn kleine Kriegsfahrzeuge, einige Galeazzen und armirte Tartanen. Die dritte Flotte, im Archipelag, beſteht aus zehn Kriegsſchiffen vom erſten Range, mit drei Verdecken, zwölfe mit zwei Verdecken, vielen kleinen Schiffen von zwölf Kanonen, und aus armirten Kauffahrteiſchiffen. Jetzt erbaut der Czaar eine vierte Flotte auf dem kaspiſchen Meere, weil er die Perſer angreifen will.

Seine Einkünfte belaufen ſich auf vier und zwanzig Millionen Speciesthaler. Da er den Handel ſehr ausbreitet und ſchützt, ſo werden ſich auch die Einkünfte gewiß noch anſehnlich vermehren. Trotz der koſtſpieligen Kriege hat er noch keinen Heller aus dem Reichsſchatze genommen, legt vielmehr jährlich noch zurück, zum Behuf der großen Pläne, über welchen er brütet. — Sobald der Krieg mit Schweden geendigt, und Polen beruhigt ſeyn wird, will er die Perſer angreifen. Schon liegen funfzehn große Brigantinen, zwölf Jaiken und acht Kriegsſchiffe von zwei Verdecken auf dem kaspiſchen Meere bereit, ſechs und zwanzig Galeeren ſollen dort noch erbaut werden. In drei Jahren höchſtens hofft er mit Perſien fertig zu werden; dann will er mit achtzig tauſend Mann auserleſener Infanterie, fünf und vierzig tauſend Dragonern und achtzigtauſend berittenen Koſacken, Tataren u. dgl. verſuchen, nach Konſtantinopel zu gehen. Von der Seeſeite will er es mit hundert und dreißig Schiffen angreifen, die Transportſchiffe ungerechnet. Alſo

iſt es um die Türken geſchehen, wenn der Czaar den Ablauf des Waffenſtillſtandes erlebt, denn dieſen wird er nicht brechen, ſein Wort hält er gewiſſenhaft; er hofft aber, daß es die Türken ſelbſt thun werden. Immer halten ſich an ſeinem Hofe Prälaten und Biſchöfe auf, von den verſchiedenen chriſtlichen Völkern geſandt, die unter türkiſcher Herrſchaft ſchmachten, dieſe rufen ihn unaufhörlich mit aufgehobenen Händen um Hülfe an. — Er ſagt laut: ehe er den Krieg gegen die Türken anfange, wünſche und begehre er die Zuſtimmung und den Segen des heiligen Vaters zu Rom. Dem heiligen Stuhle verſpricht er Gehorſam, will alle Kirchen und Klöſter in der Türkei an die Katholiken zurückgeben, überhaupt gern alles mögliche zur Vereinigung beider Kirchen beitragen, nur nicht durch Gewalt, ſondern blos durch chriſtliche Ermahnungen — Mit Oeſtreich wünſcht und ſucht er eine Allianz. — Da ich (ſo ſchließt Belleardi) zwei Jahre lang als General um den Czaar geweſen, ſo trieb mich die Neubegier zuweilen, wenn ich ihn bey guter Laune ſah, zu fragen: was er mit Italien machen würde, wenn er Konſtantinopel und Griechenland erobert habe? — Er antwortete mir: nie werde er den Fuß nach Italien ſetzen, als nur, um den heiligen Vater zu beſuchen, den katholiſchen Fürſten daſelbſt wolle er nimmer die geringſte Veranlaſſung zum Mißtrauen geben. — (Ob er dies Verſprechen gehalten haben würde? l'appetit vient en mangeant.)

VIII. Miſcellen.

Ich begreife unter dieſer Rubrik vollends alles, was die erwähnte Handſchrift noch etwa intereſſantes enthält, und unter keine der obigen ſich bringen ließ.

1. Eine ziemlich lange Beſchreibung von Rußland vom Jahre 1624 enthält lauter bekannte Dinge,

und iſt bloß deshalb bemerkenswerth, weil ſie von den Vätern des heil. Baſilius, einem griechiſchen Collegium, herrührt, und weil dieſe behaupten, ſie allein könnten die Bekehrung der Ruſſen unternehmen und vollenden, da ſie in den ruſſiſchen Staaten lebten, ohne Verdacht zu erregen. — 2. Durch einen Entwurf der Punkte, welche zur Baſis einer Allianz zwiſchen Oeſtreich und Rußland dienen ſollten, erfährt man, daß der Kaiſer vom Czaar Hülfe gegen die rebelliſchen Ungarn verlangte, dieſer aber bloß gegen gemeinſchaftliche Feinde ſich mit ihm verbinden wollte. Ferner ſieht man daraus, daß die Allianztraktate nicht immer aus lauter wichtigen Punkten beſtehen, denn einer derſelben enthält das Anerbieten des Kaiſers, einigen ruſſiſchen Damen, die der Czaar nahmhaft machen ſolle, den Stern-Kreuzorden zu verleihen. Der Czaar nimmt dieſes Geſchenk mit höflichem Danke an, und ſchlägt zu Ritterinnen ſeine Schweſter, wie auch die Töchter ſeines verſtorbenen Bruders vor. — 3. Beſchreibung der Art und Weiſe, wie einige ruſſiſche Abgeordnete ſich in Rom producirt haben und wie ſie dort aufgenommen worden ſind; aus dem päbſtlichen Archiv. Ein Geſandter an Gregor XIII. küßte ihm den Fuß, überreichte ſein Schreiben knieend, und kniete ſo lange, bis der Brief geleſen war; dann überreichte er Zobelpelze zum Geſchenk. Die päbſtliche Kanzlei macht dabei die Anmerkung, daß nur diejenigen Geſandten, welche Obedienz leiſten, mit mehrerer Pracht empfangen werden. Man ſpannte jedoch ſehr bald die Saiten ein wenig herab, denn als 1582 abermals ruſſiſche Geſandten zu demſelben Pabſt kamen, ritten ſie feierlich durch die Engelspforte, wurden mit einigen Schüſſen bewillkommt, logirten bei dem Kar-

dinal Colonna, erhielten Audienz in Gegenwart der dreizehn Kardinäle, waren nach ihrer Landesart ſchwarz (?) gekleidet, mit Zobelmützen auf den Köpfen, die ſie nicht abnehmen wollten. Auch das Knie wollten ſie nicht beugen; zum Niederfallen verſtanden ſie ſich endlich, doch nur zu Ehren ihres eigenen Herrn, wie ſie es auslegten. Sie hielten eine ruſſiſche Anrede, welche der Dollmetſcher ins Lateiniſche überſetzte. Hierauf überreichten ſie des Czaars Brief auf Pergament geſchrieben, auch Geſchenke von Zobelpelzen, wobei ſie des heiligen Vaters Fuß küßten. Des letztern Glückes wurden nachher auch ihre Familien theilhaftig. „Eine große Seltſamkeit — fährt der Berichterſtatter fort — geſchah damals vor Seiner Heiligkeit. „Die Fremdlinge nehmlich, um ihren Jubel nach ihrer „Landesart noch mehr zu erkennen zu geben, theilten ſich „tüchtige Püffe unter einander aus; (si didero de pugni „l'un l'altro) (?)" — 1673 ſandte der Czaar einen gewiſſen Paul Magneſius, ſchottiſchen Baron Pikfodels an Clemens X., mit dem abermals mehr Umſtände gemacht wurden. Man hielt ihn in allem frei. Er fuhr nie aus, ohne Begleitung eines Kämmerlings von Adel, und zwar in einer Kutſche des Kardinals Altieri, mit ſchwarzen Sammtquaſten verziert, (welches in Italien eine große Auszeichnung iſt). Seinem Wagen folgte noch ein anderer leer, nebſt vier Stallknechten zu Pferde. Beim Abſchied ſchenkte ihm der Pabſt eine goldene Kette, vierhundert Scudi an Werth, an welcher eine goldene Medaille mit des Pabſtes Bildniß hing. — 4. Eine Relation von der Schlacht und dem großen Siege bei Pultawa gehört wohl eben ſo wenig in dieſe Sammlung, als 5. die Erzählung deſſen, was zu Moſcau verging, als der engliſche Ambaſſadeur Wit-

worth, im Namen der Königin Anna, den Affront förmlich entſchuldigte, welcher dem rußiſchen Geſandten Matweof zu London widerfahren war. Man hatte ihn nehmlich (vielleicht Schulden halber) auf der Straße aus dem Wagen geriſſen, und mehrere Stunden lang in Arreſt gehalten. Er reiſte ſogleich ab, ohne ſeine Beglaubigungsſchreiben zurück zu fodern; auch nahm er weder die gewöhnlichen Geſchenke, noch die Jacht an, welche man ihm anbot. Die Königin entſchuldigte ſich mit der Unzulänglichkeit der engliſchen Geſetze, welche ihr nicht verſtatteten, die Thäter ſo zu beſtrafen, als der Czaar und ſie ſelbſt wünſchen. Sie habe aber, zu künftiger Sicherheit diplomatiſcher Perſonen, eine neue Parlamentsakte gemacht, und bitte, den Schritt den ſie jetzt thue, als Genugthuung aufzunehmen. Peter der Große benahm ſich dabei mit vieler Würde. Er antwortete dem Ambaſſadeur, es habe der Königin allerdings geziemt, das Geſchehene auf dieſe Weiſe wieder gut zu machen. Da aber nicht allein Matweof ſelbſt ihm treu gedient, ſondern ſchon deſſen Väter ſein Blut gegen die Rebellen für ihn vergoſſen, ſo fordere er auch noch ein eigenhändiges Schreiben der Königin an den gemißhandelten Geſandten. — Beide Nummern, 4 und 5 beweiſen, wie wichtig dem Pabſte alles war, was in Rußland vorging. — 6. Ein klagendes Memoire über den Zuſtand der katholiſchen Religion in Rußland, von einem Manne, der ſich achtzehn Jahre daſelbſt aufgehalten. Dieſes Memoire jammert beſonders über Geldmangel. Vormals habe die Kirche ihre Bedürfniſſe durch Beiſteuern reicher Mitglieder ihres Glaubens zuſammen gebracht; nun aber ſeyen dieſe geſtorben, und die ganze Gemeine beſtehe größtentheils aus Wittwen und Waiſen; daher zwar die Mauern der abgebrannten Kirche, in der nicht einmal das

Allerheiligſte von den Flammen verſchont werden, wieder aufgebauet wären, inwendig aber fehle es noch an allem. Die Folge dieſer Armuth ſey, daß die Jugend ihre Schulen verlaſſe und ſich zu den Ketzern wende. Man ſolle doch um Gottes willen einen Fond anweiſen, damit unter andern der Gottesdienſt mit mehrerer Süßigkeit (majori cum suavitate) gehalten werden könne; das ſey das Mittel die Akatholici herbei zu locken, wenn auch nicht aus Frömmigkeit, doch um das ſchöne Gepränge mit anzuſchauen, und dadurch vielleicht, wie ſchon öfter geſchehen, ad saniora bewogen zu werden. Aus allen dieſen Gründen wird flehentlich um eine jährliche Beiſteuer von fünfhundert Imperialen für die Kirche zu Moſcau, und eine gleiche Summe für die reiſenden Miſſionairs gebeten. Dieſe Summe müſſe aber in der Schleſiſchen Kammer deponirt, und durch den Kaiſerlichen Geſandten jährlich, ohne alle vorhergegangene Mahnung, richtig ausgezahlt werden. — (Ich finde keine Spur in dem Manuſcript, ob der Pabſt, der nur gewohnt iſt, Geld aus fremden Ländern einzunehmen, ſich entſchloſſen hat, auch einmal welches dahin zu ſenden.) — 7. Geheime Nachrichten aus Rußland, vermuthlich gleich nach Peter des Großen Tode geſchrieben. Alles ſey dort noch in Verwirrung. Es gebe kein feſtes Regierungsſyſtem. Der Senat wolle Hof und Nation wieder in die alte Barbarei zurückſinken laſſen, und alle Fremden aus dem Lande ſchaffen. Faſt wären die letztern alle ermordet worden. Nicht einmal die fremden Miniſter haben ſich ſicher gehalten, da die unverſchämten ruſſiſchen Garden ſogar ihre Souveraine bedrohten, die ſie doch kurz vorher ſelbſt auf den Thron geſetzt hätten. „Sie „haben ganz vergeſſen, ſagt der Berichterſtatter, wie viel „ſie den Fremden zu verdanken haben, beſonders im letzten

„Kriege mit Schweden, den beiden Generalen Laſcy und „Kait, welche beide gute Katholiken ſind.“ — Mehr als ſechszig fremde Offiziere haben ihren Abſchied gefordert, weil ſie den Haß und die Verachtung der Nation nicht länger ertragen können. Die Czaarin aber, welche dieſe Offiziere nothwendig braucht, habe ihnen den Abſchied noch nicht zugeſtanden. — 8. Eine neue Inſtruction für den Nuntius in Polen, die veränderten Umſtände geſchwind zu benutzen. Der Pabſt habe vernommen, daß die Czaarin der katholiſchen Religion geneigt ſey, auch viele Katholiken bei ihr in großem Anſehen ſtänden, man müſſe alſo geſchwind wieder einen Verſuch machen. Gern wolle der Pabſt in allem ſo viel möglich nachgeben, weil er ſich vor der Welt mit dem großen Zuwachs entſchuldigen könne, den er der heiligen Religion dadurch verſchaffe. Der König von Polen ſoll erſucht werden, zu dem Ende, unter irgend einem ſpeziöſen Vorwand, eine Geſandtſchaft nach Rußland abzufertigen, dieſer wolle man, gleichſam als Kapellan, einen Kapuciner mitgeben, der den Boden dort ſchon kenne u. ſ. w. (Die Beharrlichkeit des päbſtlichen Kabinets iſt zu bewundern.) — Endlich 9. den gänzlichen Biſchluß der handſchriftlichen Sammlung macht eine, im Jahre 1682 von Sanſone verfertigte, und von Roſſi zu Rom herausgegebene Charte von Scandinavien, mit geſchriebenen, oft drolligen Randgloſſen verſehen. Da heißt es z. B. „Die finniſchen Völker leben von Reinsthier-Milch; ſie ſind alle ſehr groß, erreichen eine Höhe von fünf Palmen.“ (Vermuthlich ſind die Lappländer gemeint.) Ferner: „die Inſel Gothland iſt das Vaterland der Gothen, welche das römiſche Reich umſtürzten“ u. dgl. m.

19. Ehrenrettung des Däniſchen Grafen Cornifiz von Uhlefeld, von ihm ſelbſt entworfen.

(Aus einer Handſchrift der Königlichen Bibliothek zu Neapel.)

Vorbericht.

Daß ich, unter ſo vielen intereſſanten Handſchriften jener Bibliothek, grade dieſe zur Mittheilung gewählt habe, that ich: erſtens, weil Uhlefelds Geſchichte im Norden Aufſehen genug erregt hat; zweitens: weil noch Jedermann ihn für ſchuldig hält, mir aber der Ton der Wahrheit und Unſchuld in dieſer Vertheidigung ſo kräftig und ungekünſtelt erſcheint, daß ich mich völlig überzeugt halte, dem Manne ſey in mancher Rückſicht zu viel geſchehen. Da nun der Zufall grade mir ſeine Vertheidigung in die Hände geſpielt hat, und leicht viele Jahrhunderte verfließen könnten, ehe ſie noch einmal aus dem Staube hervorgezogen würde; ſo habe ich es für Pflicht des ehrlichen Mannes gehalten, das beſchimpfte Andenken eines ehrlichen Mannes zu retten. — Wie das Manuſcript nach Neapel gekommen, weiß ich mir nicht zu erklären. Vielleicht hat es ſich unter den Papieren der Königin Chriſtine befunden. So viel zum Vorbericht. Jetzt möge Uhlefeld ſelbſt ſprechen.

Schon lange verfolgte mich das Schickſal, jetzt aber muß ich unterliegen, wenn Gott nicht durch ein Wunder mich rettet, denn was vermag meine Unſchuld gegen mächtige Feinde! Kein Verbrechen kann man mir erweiſen, dennoch muß ich leiden, wie ein Verbrecher. Ich würde nicht murren, ich würde dulden und ſchweigen; allein der Vortheil meiner armen, geliebten Frau, die Ehre meiner gan-

zen Familie, zwingen mich, der Welt zu zeigen, daß ich nur unglücklich bin, und meine Richter eben ſo ungerecht, eben ſo geizig als grauſam ſind. Vielleicht hat ein langes Schweigen ſelbſt diejenigen befremdet, die mir wohl wollen, aber Reiſen, Flucht, Krankheit, hinderten mich bis jetzt die Feder zu ergreifen. Meine Vertheidigung mußte wohl ſpäter erſcheinen als meine Verurtheilung, denn die letztere erfolgte vor der Anklage, man hat mich nicht gehört, man wollte mich nicht hören! was in der ganzen Chriſtenheit dem ärgſten Verbrecher zugeſtanden wird, hat man mir verſagt. Warum? wie durfte man das? — Fürchtete man etwa, daß ich meine Feinde beſchämen würde? wie ich ſchon vormals gethan? — Wohlan! bin ich gleich zu ſchwach, um meine Richter zu zwingen mich zu hören; ſo ſoll doch keine Tyrannei auf Erden mich zwingen, der Welt zu zeigen, daß man mir in Dännemark Verbrechen aufbürdet, die eben ſo erfunden ſind, als die, welche man vor einigen Jahren mir dort Schuld gab. — Um hierin mit einiger Ordnung zu verfahren, muß ich zuvor die Hauptpunkte meiner Anklage und Verdammung berühren. (Beide ſind nur eins und vielleicht ging die letztere ſogar der erſtern voraus). — Sie ſagen alſo: ſie hätten von ſehr vornehmen Perſonen gewiſſe Nachrichten erhalten, auch Originaldokumente, aus welchen klar erhelle, daß ich gegen den König konſpirirt; daß ich vorgegeben, Adel und Geiſtlichkeit ſeyen mit der Regierung unzufrieden, und deshalb verſprochen habe, das Reich einem fremden Fürſten zu unterwerfen, ob ich gleich durch Reverſe und Schwüre freiwillig gelobt, nie etwas gegen die Perſon des Königs oder des Staats zu unternehmen.

Das ſind die Gründe ihres Verdammungsurtheils, dem ſie hinzufügen: es ſey weder nöthig noch üblich in der

Welt, Leute, die ſolcher Verbrechen angeklagt ſeyen, zu citiren, oder anzuhören, ſondern man müſſe ſie ohne Proceßform richten und beſtrafen. Hierauf alſo verurtheilen ſie mich ungehört, unüberwieſen, zu einem ſchimpflichen Tode, laſſen mein Wappen durch den Henker zerbrechen, ſchicken meine Kinder ins Elend, confiſciren meine Güter und die meiner geliebten Gattin. — Großer Gott! König der Könige! ich appellire an deine Gerechtigkeit! weil die Menſchen mir die ihrige verſagen. Ich frage jeden Unbefangenen: ob ein Richter ſo ſprechen dürfe, ohne dem Beklagten auch nur einmal ſeine Ankläger zu nennen? — ich fordere die Bewohner der ganzen Erde auf, mir zu beweiſen, daß ich jemals mit Einem Wort, geſchrieben oder geſprochen, gegen den König von Dännemark mich vergangen habe. Die großen, vornehmen Herren, welche ſo gütig geweſen Seine Majeſtät von meiner vorgeblichen Verrätherei zu unterrichten, warum fürchten ſie ſich bekannt zu werden? warum ſoll denn die Welt nicht erfahren, daß ſie ihrem König Leben und Thron erhalten haben? warum verſchmähen ſie das Lob der Welt als gerechten Lohn ihrer Großmuth? und warum treiben ſie ihre Opfer nicht noch weiter? warum entdecken ſie nicht auch meine Mitſchuldigen? — denn ſie werden doch auch den einfältigſten Menſchen nicht überreden wollen, daß ich den König ab- und einen fremden Fürſten auf den Thron ſetzen könnte, ohne ausgebreitete Einverſtändniſſe im Lande zu unterhalten? — Doch hört man von alle dem bis jetzt nichts. Kein Menſch iſt arretirt oder gar hingerichtet worden. Nur einen Goldſchmidt hat man auf einige Tage ins Gefängniß geſetzt, weil er etwas Geld von mir in Händen hatte. Als er das herausgab, wurde er gleich wieder losgelaſſen. — Iſt denn die Welt jetzt ſo dumm, daß ſie glauben wird, ein

armer, kranker Greis könne in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Meilen, ohne Land- oder Seemacht, ohne Einverſtändniß weder mit Fremden noch Einheimiſchen, einen König vom Throne ſtürzen und eine ganze Königliche Familie ausrotten? —

„Aber ſie haben Nachrichten von vornehmen Perſonen des Auslandes, deren Rang keinen Zweifel erlaubt." — Ich meine, dieſe vornehme Perſonen des Auslandes befinden ſich in Dännemark, und wohl gar unter meinen Richtern. Exiſtirten ſie aber auch wirklich vorgegebenermaaßen, muß man dann unbedingt alles glauben, was ſie ſagen? — Nur Gott wird aufs Wort geglaubt; der Menſch — er ſey ſo vornehm als er wolle — kann ſich irren oder getäuſcht werden. Was hätten denn die Chriſten den Türken vorzuwerfen, wenn es jedem großen Herrn frei ſtände, einen Edelmann Mords und Hochverraths anzuklagen, ohne zu irgend einem Beweiſe verbunden zu ſeyn? — Wo man nur anklagen darf, da giebt es bald gar keinen Unſchuldigen mehr. — Aber um zu beweiſen, daß die Dänen mir ſtets übel gewollt, und nicht zum erſtenmal mich grundlos angeklagt haben, darf ich nur an das erinnern, was vor einigen Jahren in dem Proceß der Dina ſich ereignete. Damals ſchrieb der König von Dännemark, grade wie er jetzt wieder gethan, an alle Potentaten von Europa, ſchilderte mich und meine Frau als Verräther und Giftmiſcher, forderte guten Rath, zu welcher Todesart er mich verdammen ſolle, und bat ſie, an ſeiner Freude Theil zu nehmen, daß Gott meine abſcheulichen Anſchläge zu Waſſer gemacht habe. Aber damals würde mir erlaubt, mich zu vertheidigen, und was geſchah? Trotz aller Hinderniſſe, die man mir in den Weg legte, wurde derſelbe

König durch die Klarheit meiner Unſchuld gezwungen, mich loszuſprechen und meine Ankläger zu verdammen. Alſo bin ich wenigſtens ſchon einmal durch Königliche Originalbriefe verleumdet worden. Wenige Jahre nachher, als ich in Schweden war, und den Schutz der Königin Chriſtine genoß, ließ mich der König von Dännemark abermals durch ſeinen Ambaſſadeur eines Raubes von vier und zwanzigtauſend Thalern und noch mancher anderen Verbrechen beſchuldigen. Der Herr Geſandte bewies ſeine Anklage durch Originalbriefe von zwei großen Königen, deren einer ſein Herr, und der andere ein fremder, getäuſchter Fürſt war. Alle dieſe Briefe waren eigenhändig von beiden Königen unterzeichnet. Aber glücklicher Weiſe befand ich mich in einem Staate, wo man ohne Anſehen der Perſon, die Gerechtigkeit handhabt. Ich durfte mich vor dem Conſeil der Königin vertheidigen, ich erwies meine Unſchuld durch unzweifelhafte Originaldokumente, und der Herr Ambaſſadeur, der die Anklage in Perſon mit vieler Heftigkeit, trotz der Gegenwart der Königin führte, wurde ſo verlegen und beſchämt, daß er ſich ſo weit vergaß, davon zu laufen, ohne nur einmal der Königin einen Reverenz zu machen. Jene Dokumente exiſtiren noch, und die Abſchriften davon befinden ſich in der ſchwediſchen Staatskanzlei. Auf gleiche Weiſe würde ich auch jetzt meine Ankläger beſchämen, wenn man nur wagte, ſie mir zu nennen. So aber bleibt mir nichts übrig, als vor aller Welt, bei allem was heilig iſt zu betheuern, daß ich ſo unſchuldig bin als das Kind das gebohren werden ſoll, an Allem was man mir aufbürdet. Die beiden angeführten Beiſpiele beweiſen, daß königliche Briefe noch keine Evangelien ſind; daß ein Fall, der ſich zweimal ereignete, auch wohl zum drittenmal ſtatt

haben

haben könne; und daß große Herren Menſchen bleiben, die oft von elenden Günſtlingen betrogen werden.

Meine Richter erwähnen auch in ihrem Urtheil eines Reverſes und Schwurs der Treue, den ich dem König von Dännemark freiwillig ſoll geleiſtet haben. Aber jedes Kind in Dännemark weiß, daß ich dadurch mein Leben und meine Freiheit erkaufen mußte; auch hat man dieſen erpreßten Revers nie drucken laſſen, weil man ſonſt auch gewiſſe Dinge bekannt machen mußte, die man, ohne Beſchämung, nicht wohl verlautbaren kann. — Gewiſſe ſtarke Geiſter haben mich getadelt, daß ich nicht den Tod einem ſchimpflichen Widerruf vorgezogen; aber ſie vergeſſen, daß nicht bloß von meinem Leben, ſondern auch von der Wohlfahrt meiner Gattin die Rede war, die ich ſtets mehr als mein Leben geliebt habe. Auch darf ich wohl das Intereſſe meiner ſieben Kinder für etwas zählen. Und was wäre es denn am Ende für eine Schande für einen armen Greis, der ſiebzehn Monat im Gefängniß die tyranniſchſte Behandlung erduldet, wenn er ſich endlich entſchließt, um Leben und Freiheit zu retten, eine Schrift zu unterzeichnen, die ſeine Feinde nach ihrem Belieben aufgeſetzt haben? werde ich dadurch ſchuldig, wenn mächtige Feinde mich zwingen, um Vergebung zu bitten? — Könnte man jetzt oder jemals mir eine Schuld erweiſen, ja dann würde dieſer Schritt mich beſchimpfen; ſo aber zeugt er bloß von der tyranniſchen Macht meiner Feinde.

Alle Augenblicke haben der Graf Ranzau und der General-Major Voß mir die Dienſte vorgeworfen, die ich der Krone Schweden in dem erſten Kriege gegen Dännemark geleiſtet habe; ſie nannten das mein einziges Verbrechen, und den einzigen Grund der übeln Behandlung, die ich erfahren müſſen. Aber wo ſollte ich die Genugthuung

ſuchen, welche die Däniſche Gerechtigkeit mir verſagte, als bei den ſchwediſchen Waffen? Dazu berechtigte mich die Verabredung (l'accord) zwiſchen beiden nordiſchen Kronen. Und angenommen einen Augenblick, (doch nicht zugeſtanden) die Dänen könnten mir das würklich als Urſachen anrechnen; wurde denn nicht durch die General-Amneſtie Alles in Vergeſſenheit geſtellt? und hatten ſie nicht ſelbſt, in dem Traktat von Rondſchild, jedem Anſpruch auf meine Perſon entſagt? ſowohl als auf meine Familie und Güter? indem ſie mich als ſchwediſchen Miniſter anerkannten, und folglich ihnen zu nichts verbunden? — Mit welchem Recht warfen ſie den Miniſter und Unterthan Schwedens ins Gefängniß? welche neue Prätenſion hatten ſie auf mich? mit welchem Rechte durften ſie den Friedenstraktat verletzen? — Freilich haben ſie mich im Kerker durch Gewalt genöthigt zu unterſchreiben, ich ſey abhängig vom König von Dännemark; freilich habe ich auf den mich betreffenden Friedensartikel für mich und die Meinigen Verzicht leiſten, und erklären müſſen, es ſey ſo gut als habe er nie da geſtanden; aber was ein Gefangener unterſchreibt, hat nicht allein keinen Werth, ſondern die Herren Dänen haben auch vergeſſen, daß ich armer Privatmann nicht im Stande bin, irgend etwas an einem Friedenstraktat zu verändern, den zwei große Mächte miteinander geſchloſſen haben; daß dazu die Einwilligung des Königs erförderlich iſt, deſſen Unterthan ich leben und ſterben will; und daß ich folglich Alles, was man mit dem Schwerdt an der Gurgel mir abgezwungen, für null und nichtig erklären muß. Meine Feinde wiſſen auch gar wohl, daß ihr Verfahren unverantwortlich iſt, aber ihr Haß gegen meine Perſon iſt eben ſo groß, als ihre Liebe zu meinen Gütern; darum ſuchen ſie wenigſtens den

Pöbel zu täuſchen, dem man alles weiß machen kann. — Dennoch wollte ich Alles ohne Murren ertragen, wenn ihre Wuth ſich an mir allein ſättigte; aber das Herz blutet mir, und ich finde keinen Troſt, ſo oft ich mein Auge auf meine unglückliche, unſchuldige Gattin werfe, die, ohne angeklagt, und minder noch überwieſen zu ſeyn, in dieſem Augenblicke das Schickſal des ärgſten Verbrechers erduldet. Schon während ihrer erſten Gefangenſchaft, die eben ſo ungerecht war, als die jetzige, zwang man ſie, dem größten Theil ihrer Güter, und allen Vortheilen zu entſagen, die ſie zum Theil ihrer Geburt, zum Theil der Gnade ihres Königs und Vaters verdankte; jetzt hat man ihr vollends Alles geraubt, was von der erſten Plünderung noch übrig geblieben war; man hat ſie in einen elenden Kerker geworfen, den ihre eigenen Voraltern für Mörder und Räuber erbaut haben. Dennoch klagt Niemand ſie an, keine lebendige Seele tritt gegen ſie auf. Das arme Weib floh nach England, um eine anſehnliche Summe Geldes zurück zu erbitten, die ich dem König von England geliehen hatte, als er ſich außer ſeinen Staaten befand. Aber ach! ſtatt der Bezahlung, ward ſie ihren Feinden ausgeliefert, die ſie nun die grauſamſten Würkungen ihres Haſſes und Geizes empfinden laſſen. Wer ein Herz im Buſen trägt, wird das bittere Schickſal einer Frau bemitleiden, die bloß verfolgt wird, weil ſie die Tochter eines großen Königs iſt, und weil ſie einſt reich war. — Doch auch die gerechteſte Klage, wenn ſie zu lang iſt, macht dem Leſer Langeweile, und für einen Mann, der kein Gehör bei ſeinen Unterdrückern hoffen darf, habe ich ſchon zu viel geredet, zu viel für meine Unſchuld, an der ohnehin keiner zweifeln wird, der von dem wahren Verlauf der Sache unterrichtet, und ohne Leidenſchaft iſt. Gott wird

ſich endlich meiner erbarmen, und iſt es nicht ſein Wille, daß mir in dieſer Welt Gerechtigkeit wiederfahre, ſo wird er wenigſtens, wenn ich längſt im Grabe modere, meine Unſchuld an den Tag bringen!

20. Zwiſchen Neapel und Rom.

Auch meine Rückkehr nach Rom iſt durch den giftigen Aushauch der pontiniſchen Sümpfe nicht beunruhigt worden; im Gegentheil habe ich an den Grenzen derſelben eine der angenehmſten Stunden in Italien genoſſen. Es war gegen das Ende des Monats December, der Himmel heiter, die Luft rein und warm. Der Vetturino fütterte ſeine Maulthiere neben dem verlaſſenen Kapuciner-Kloſter, deſſen ich ſchon einmal erwähnt habe. Wir deckten unſern Tiſch auf der großen Kirchentreppe, im mildeſten Sonnenſchein, und hielten ein fröhliches Mahl unter freiem Himmel. Nach dem Eſſen verlor ich mich ganz allein hinter dem Kloſter, wo ich in ſtillem Entzücken das ganze Europa vergaß, denn wahrlich! ich ſtand in Arkadien. Der Raſenteppich grünte mit zahlloſen Blümchen geſchmückt, nur lange Herbſtfäden zogen hie und da über die Haide. Lerchen ſtiegen neben mir aus dem Graſe und wirbelten das Lied, das ich ſonſt nur als Frühlingslied kannte. Zahme Schaaren von Enten, Schnepfen, Kibitzen, flatterten um die Sümpfe; einzelne Habichte kreiſchten in der Höhe. Büffel grunzten, Glöcklein weidender Schaafe tönten dazwiſchen. Allerlei kleine Vögel zwitſcherten. Ein Hirt ſang in der Ferne eine ruſſiſche Melodie. Gegenüber auf den Bergen lag eine Stadt, aus welcher Glockengeläut dumpf herüber ſchallte. Dann und wann vernahm das Ohr aus weiter Ferne einen Flintenſchuß. Die man-

cherlei Töne, welche die Natur belebten, waren doch vereint noch nicht ſtark genug, um ein Geräuſch zu bilden; es blieb eine wehmüthige Stille um mich her, ich konnte jede Eidechſe im Graſe raſcheln hören. Welch' ein Kontraſt mit dem lärmenden Neapel, in dem noch vorgeſtern das widerlichſte Gekreiſch mich betäubte. Hier Alles ſo ſtill, ſo unſchuldig — ein Paradies ſchien mir die Erde und ein Gewölbe von Kornblumen der Himmel. — Welch' ein abſcheuliches Bild hatte ich mir ſtets von den pontiniſchen Sümpfen gemacht! welch' ein liebliches trage ich mit mir hinweg! —

21. Gallerie der Künſtler, die ſich jetzt in Rom aufhalten.

Der Landſchaftsmahler Reinhardt ſteht in dieſer Gattung gewiß oben an. Zwar habe ich wenig von ihm geſehen, er hatte nur ein vollendetes Stück zu Hauſe; aber wenn ich auch nichts von Wieland geleſen hätte als den Oberon, ſo dürfte ich ja doch wohl behaupten, daß er ein großer Dichter ſey? — Reinhardts Pinſel iſt ernſter und kräftiger als Hackerts. Ob er dem Pinſel von Denis gleich komme, wage ich doch nicht zu entſcheiden. Wäre das aber auch nicht, ſo dürfen wir dennoch auf unſern Landsmann ſtolz ſeyn, er iſt gewiß der erſte deutſche Landſchaftsmahler. Schade daß dieſer große Künſtler, der zugleich ein ſehr wackerer, jovialiſcher Menſch zu ſeyn ſcheint, unſerm Vaterlande auf immer den Rücken gekehrt hat, weil er meint, er könne nun, nach einer Abweſenheit von zehn Jahren, nicht mehr unter dem nördlichen Himmel wohnen.

Der Geſchichtsmahler Abel aus Wien, ſammelt Verdienſte. Er iſt ein Schüler des berühmten Füger und arbeitet jetzt eben an zwei Gemählden für den Grafen Fries, Hectors Abſchied von Andromache, und dann, der Augenblick, in welchem Andromache, durch den Anblick von Hectors geſchleiftem Leichnam erſchüttert, leblos zu Boden geſunken iſt, und ihre erſchrockenen Weiber ihr zu Hülfe eilen. Das erſte Bild, (der Abſchied) ſcheint mir ein wenig kalt, ich ſehe die Griechinnen nicht gern mit dem Schnupftuch vor den Augen; es fallen mir immer die Theater-Prinzeſſinnen dabei ein; auch möchte die ganze Gruppe wohl zu zerſtreut ſeyn. Das letztere hingegen iſt ſchön gedacht, und die Figur der unglücklichen entſeelten Gattin ſcheint mir eines Meiſters würdig. — Prometheus, der an den Felſen geſchmiedet wird, nähert ſich gleichfalls ſeiner Vollendung, und wird ein ſehr intereſſantes Bild werden. Faſt möchte ich behaupten, dieſer Prometheus ſey kräftiger als der berühmte ſeines großen Meiſters. Es iſt ein ſchöner Trotz, der den ſtarken Mann auch noch in Feſſeln trefflich kleidet. Und welch' ein geiſtreicher Blick! Man ſieht wohl, daß er, und nicht der etwas flache Merkur, der vor ihm ſteht, das himmliſche Feuer geſtohlen hat. Die neben ihm knieenden weiblichen Figuren ſind ſehr reizend und graziös. Auch rechne ich es Abel zum Verdienſt an, daß er den vermaledeiten Geyer noch nicht erſcheinen ließ. Er braucht, um zu würken, dieſen Behelf nicht. — Ein großes ſchönes Bild hat der Künſtler bereits vollendet, Antigone, die ſtill weinend mit gefalteten Händen vor dem Leichnam des Geliebten ſitzt; ein ſehr rührendes Gemählde, auf dem die wahre und doch ſchöne Leiche, das Gefühl nicht empört, nur inniges Mitleid erweckt. Hätte Abel vor hun-

dert Jahren gelebt, ſo wäre ſicher ein todter Chriſtus daraus geworden, an dem wir das Blut von allen fünf Wunden, und die von der Dornenkrone verurſachten Blutperlen ſchaudernd bewundern müßten. — Herr Abel wird bald nach Wien zurückkehren, und ſich dort an die Reihe der beſten Künſtler anſchließen.

Will man in unſern Zeiten etwas recht kühnes ſehen, ſo muß man franzöſiſche Künſtler beſuchen. Hariette, ein Schüler Davids und franzöſiſcher Penſionair, iſt in letzterer Qualität verbunden, ein Gemählde von einer gewiſſen Größe, (ich glaube von acht Fuß) nach Paris zu liefern. Aber Hariette will ſich auszeichnen, ihm genügt das vorgeſchriebene Maaß nicht, er hat eine Leinewand von zwei und zwanzig Fuß Breite und ſechszehn Fuß Höhe ausgeſpannt, auf der er die Heldenthat des Horatius Cocles abzubilden im Begriff ſteht, wie er allein die Brücke vertheidigt, welche hinter ihm abgeworfen wird. Es iſt eine große, ſehr kühne Compoſition, in der mir am kunſtreichſten ſcheint, daß trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit, doch alles nur auf Einen Punkt hin arbeitet. Auf der Brücke, dem Abgrund nahe, ſteht Horatius, den Fuß in Leichen gewurzelt, mit drohend geſchwungenem Schwerdte; des Feindes kecke Jugend dringt noch auf ihn ein. Den tiefern Vorgrund füllen die fliehenden Römer, die ſich theils zu Roß in die Wellen der Tiber ſtürzen, theils hindurch ſchwimmen, oder von Böten gerettet werden; der ſiegende Feind verfolgt ſie biß in den Strom. Das wären alſo wohl eigentlich zwei Haupthandlungen, die Heldenthat auf der Brücke und die Flucht durch den Strom. Beide hat Hariette ſehr ſinnreich zu verbinden gewußt, ſo, daß das im Vorgrund ruhende Auge, ſtets wieder hinauf zu der

Hauptfigur geleitet wird. Rechter Hand nehmlich ſitzt in einem Nachen der verwundete, bereits dem ſichern Ufer nahe Conſul, von ſeinem weinenden Sohne unterſtützt. Ihm ſchwebt der Tod auf den Lippen, aber die Sorge um das Vaterland verſchlingt jeden Schmerz; ſein Blut fließt ungehindert, ſein brechendes Auge ſucht nur den Helden, der jetzt Roms letzte Hoffnung iſt. Ein Centurio ſitzt neben ihm, und erzählt ihm mit großer Lebhaftigkeit, was das ſchon gebrochene Auge nur noch dämmernd ſieht. Doch die Art, wie der Conſul des Centurio Hand gepackt hat, beweiſt, daß er ihn verſteht; dieſer Händedruck ſagt deutlich: nun ſterbe ich ruhig. Die Verbindung mit dem Vorgrunde linker Hand iſt durch einen der Feinde bewürkt worden, der, am Ufer der Tiber ſtehend, ſo eben ſeinen Pfeil auf Horatius abdrücken will; aber in demſelben Augenblick wird ſein Hals von einem Pfeil durchbohrt, den ein römiſcher Jüngling in der Mitte des Vorgrundes, in einem Boote ſtehend, hinüber an das Ufer ſchwirren läßt. Siehe ſo bildet der reiche Vorgrund die Baſis eines Triangels, deſſen Spitze der Held iſt. Jenſeits der Brücke am römiſchen Ufer ſteht Volk, das zu den Göttern fleht; ein blinder Greis drängt ſich vor, um im Nothfall ſich zuerſt dem Feinde in den Weg zu werfen. Durch die Lücke, welche die abgebrochene Brücke verurſacht, erblickt man in der Ferne das alte Rom mit dem Capitolium. — Das Ganze iſt wahrlich ſehr poetiſch gedacht, und die Ausführung ſcheint des Gedankens würdig. Jeder Kopf, jede Hand, jeder Fuß, haben den individuellſten Ausdruck, und es zeigt unter andern von Hariette's Scharfſinn, daß die rohen Bootsknechte ſo wenig Theil an der Begebenheit ſelbſt zu nehmen ſcheinen; ſie ſind Sklaven, die ihre ganze Aufmerkſamkeit bloß auf das Rudern

wenden, ja ſelbſt die ſtarke Anſtrengung, mit welcher ſie rudern, iſt ganz ſichtbarlich Produkte einer andern Kraft, als die mit welcher gefochten wird. — Zu bewundern iſt, daß Hariette ſein Bild gar nicht untermahlt, ja ſelbſt mit der Kreide ſich nur wenig vorzeichnet, ſondern Alles gleich mit dem Pinſel ausführt. Kaum drei Monat hat er an dieſem Rieſenwerk gearbeitet und in drei Monaten hofft er fertig zu ſeyn. Man muß ſeine Arbeit ſelbſt geſehen haben, um begreiflich zu finden, daß dieſe Schnelligkeit ihr nicht ſchaden werde.

Einen ganz verſchiedenen, aber darum nicht ſchwächern Eindruck, macht die Skizze zu einem großen Gemählde, welche ein Italiäner, Namens Boſſi, in Lebensgröße entworfen, und die er in Mailand (wo er Sekretair der Akademie iſt) auszuführen gedenkt. Daß der Mann eine große Beleſenheit in den Alten beſitzt, erräth man ſogleich aus ſeiner Compoſition. Es iſt ein Parnaß, die Hauptfigur auf dem Gipfel Apoll der die Leier ſpielt, und dem Alles rings umher, in unausſprechlich ſchönen Gruppen zuhorcht. Gleich neben ihm ſtehen die drei Grazien auf das lieblichſte verſchlungen; halb hinter ihm die Nemeſis, allein von Allen das Auge mit Ernſt gen Himmel ſchlagend. Den Zipfel ihres Gewandes hat der Gott des Schweigens gefaßt. Den Hügel abwärts zu beiden Seiten ſind die Muſen gruppirt; es iſt unmöglich ſich graziöſere Figuren zu denken. Der Erato hat Amor die Leier entwandt und ſpielt muthwillig damit. Unter Apolls Füßen wird man eine geöffnete Höhle gewahr, in ihr den Quellgott Hippocrene, der lächelnd den ſchlafenden Schlaf in ſeinen Armen hält. So reizend hingegoſſen kann nur der Schlaf ſelbſt ſchlafen. Der Charakter des Bildes iſt ſo warm lieblich, und das Ganze ſo

ſchön zuſammen gehalten, daß ich faſt prophezeihen möchte, es werde in aller Stille den Preis über Hariette's Prachtſtück davon tragen; wenn anders Boſſi auch zu mahlen verſteht, eine freilich nur untergeordnete Kunſt, die ich ihm aber abſprechen hörte.

Ein junger Künſtler von großen, ja von ſchon erfüllten Hoffnungen iſt der Bildhauer Schweiklen aus dem Würtenbergiſchen. Sein Probeſtück, das ihm ohne Bedenken Sitz und Stimme in der Verſammlung der Meiſter giebt, iſt ein Amor mit der Keule, Beſieger des Herkules. Als er es zum erſtenmal ausſtellte, ſprach man in ganz Rom von nichts anderm, und noch jetzt reden die Künſtler ſelbſt mit Enthuſiasmus davon. Er hat noch nichts weiter geliefert, als dieſen Amor. Der Löwe gebährt nur ein Junges, aber es iſt ein Löwe. Der Bruder des modernen Herkules, Lucian Bonaparte, hat darum gefeilſcht, aber der Churprinz von Würtenberg iſt ihm zuvorgekommen, und für dieſen, in jeder Rückſicht liebenswürdigen Fürſten, führt Schweiklen jetzt ſeinen Amor in Marmor aus. Er iſt ein ſehr beſcheidener junger Mann, und paßt daher nicht in die neue deutſche Schule, die Beſcheidenheit für Schwachheit hält, und von Göthe grade das Schlechteſte nachäfft, nehmlich ſeinen imponirenden Ton, in dem er doch von Gamba Curta auf dem Molo zu Neapel übertroffen wird.

Angelica Kaufmann iſt ſchon ſeit vielen Jahren mit Recht ſo bekannt, mit einigem Unrecht ſo berühmt, daß ich mir das Vergnügen, ihr Attelier zu ſehen, nicht verſagen konnte. Sie iſt eine recht freundliche, angenehme alte Frau, deren Geſicht kein Genie aber viel Gutmüthigkeit ausdrückt. Durch anhaltenden Fleiß und Glück hat

ſie ein Vermögen von ein paarmal hunderttauſend Thalern erworben, und einen Verwandten aus Deutſchland kommen laſſen, um ſie zu pflegen und zu beerben. Ihre Wohnung athmet Kunſt. Durch einen Saal, der ganz mit Statüen und Büſten angefüllt iſt, kommt man in ihr Wohnzimmer, wo ſie eine kleine auserleſene Sammlung von alten Gemählden ſehr ordentlich unter ſeidenen Vorhängen bewahrt. Es iſt ein heiliger Hyeronimus, ihrer Sage nach, von Leonardo da Vinci darunter; ich bekenne, daß alles, was ich von dieſem Meiſter geſehen, einen ganz andern Ton hat. Zwiſchen einigen ſchönen Köpfen von Vandyk und Rembrandt, hängt auch ihr eigenes Portrait, einſt von Reynolds in London gemahlt, und durch einen Kupferſtich von Bartolozzi ſehr bekannt; es iſt aber nicht ähnlich, wenigſtens jetzt gar nicht. — Doch ich eile zu dem, was die fleißige Künſtlerin von eigenen Arbeiten jetzt vorräthig hat. Das Beſte unter den hiſtoriſchen Stücken iſt unſtreitig der Prophet Nathan, welcher den König David das Urtheil über den reichen Mann ſprechen läßt, der dem Armen das einzige Schäfchen raubte, und nun ihm erſt zuruft: du biſt der Mann! Die Figuren ſind von Lebensgröße. Nathans Kopf iſt in der That ſchön und voll männlichen Ernſtes. Auch iſt es der Mahlerin gelungen, dem David eine ziemlich edle und doch zweideutige Phiſiognomie zu geben, gerade wie man den alten frommen Schalk ſich denken ſoll. Er hat eben auf der Harfe geſpielt, die ihm vor Schrecken entſinket; nur möchte ich ſeine Bewegung eher ein Achſelzucken als Schrecken nennen. Uebrigens iſt das Bild in Angelica's gewöhnlicher Manier, das heißt gefällig, elegant. — Weit geringern Werth ſcheint Hagar und Ismael zu haben, ſie ſcheint mit dem Engel in ein kaltes, etwa politiſches

Geſpräch verwickelt zu ſeyn, und der ausgeſtreckte Arm des Engels iſt offenbar verzeichnet. — Für heroiſche Gegenſtände gebricht es der Künſtlerin vollends an Kraft. Der Abſchied Coriolans iſt eine mit vieler Zierlichkeit dargeſtellte Scene aus einem franzöſiſchen Trauerſpiel. — Hingegen haben drei Mädchen, die aus einem Notenblatt ſingen, mir recht wohlgefallen; ſolche Gegenſtände ſind ihren Kräften angemeſſen. In Portraits ſcheint ſie jedoch ihre größte Stärke zu beſitzen, und vielleicht ſind die Frauenzimmer, wenn ſie Mahlerinnen werden wollen, recht eigentlich für dieſen Zweig der Kunſt beſtimmt, denn wahrlich ſie haben von der Natur einen feinen Inſtinct erhalten, in Phiſiognomien zu leſen, das ganze bewegliche Geberdenſpiel des Mannes ſchnell aufzufaſſen und zu deuten. Es iſt eine Gabe, welche ihnen, als Waffe des Schwächern, die Natur vorzugsweiſe verlieh. Das Portrait eines ſchottiſchen Edelmannes, ganze Figur, in der ſchönen mahleriſchen Nationaltracht, feſſelt vorzüglich das Auge. Daneben ſtand ein allerliebſter Knabe, völlig nackend, als junger Bachus gemahlt, und leider ſtark verzeichnet. Noch einige andre Portraits, bei welchen ſie ſich bloß auf Bruſtbilder eingeſchränkt hatte, ſind ihr vortrefflich gelungen. Canova's Bild ſtand auch unvollendet.

Seit kurzem befindet ſich hier ein junger Hiſtorienmahler, Wagner aus Würzburg. Ich habe zwar nichts weiter von ihm geſehen als die Skizze zu einem Gemählde, aber — ex ungue leonem. — Dieſe Skizze iſt wahrlich eine Löwenklaue. Schon die Wahl des Gegenſtandes aus dem Homer, iſt von der Art, daß ſie augenblicklich den Mann von großem Genie bezeichnet, das den einfachſten Stoff zu der ſchönſten Mannichfaltigkeit verarbeitet, ohne der erhabenen Einfalt zu ſchaden. Es iſt der alte Neſtor,

der zwiſchen den trojaniſchen Helden in der Stunde der Morgendämmerung erzählend ſitzt. In den mahleriſcheſten und zugleich ſchwerſten Stellungen ſind die Helden kunſtreich um ihn gruppirt, der Charakter eines jeden in der Art, wie er zuhört, verſtändlich ausgedrückt. Sehr klüglich z. B. iſt Agamemnon ganz in Schatten geſtellt. Die Beleuchtung iſt ſinnreich, lieblich und wird großen Effekt machen. Die ſcheidende Göttin der Nacht fliegt mit ausgeſpreiztem Mantel über die Helden hin. Aurorens Gebiet grenzt an das ihre, doch ſo, daß das dämmernde Licht vorzüglich auf den alten Neſtor fällt. Ich prophezeihe ein herrliches Bild, wenn Hr. Wagner es im Großen ausführt. Nur zwei kleine Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Die erſte betrift den Ulyſſes, der in weiter Ferne vom Pferderaube zurückkehrt. Man wird zwar wenig von ihm gewahr, aber ich wünſchte ihn doch ganz hinweg, weil er die ſchöne Einheit ſtört. Die zweite geht die Perſonificirung der Nacht an. Ich habe zwar nichts dagegen, ſondern glaube vielmehr, es werde eine freundliche Würkung thun; mich deucht nur, dann müſſe auch die Morgendämmerung perſonificirt, Aurora ſelbſt ſichtbar werden. — Vielleicht ſind das Kritteleien. Ich mache ſie ſchnell wieder gut, indem ich Deutſchland aufrichtig zu ſolch einem wackeren Künſtler Glück wünſche, der bei ſehr geringer Unterſtützung und knapp zugemeſſener Zeit (wie es die Art deutſcher Mäcene mit ſich bringt) dennoch gewiß mehr leiſten wird, als die ſo ſehr begünſtigten franzöſiſchen, oder die reich bezahlten ſpaniſchen Penſionairs.

Doch nehme ich von den Franzoſen billig Guerin aus, der — wenigſtens in Wahrheit und Tiefe der Empfindung unerreichbar bleiben wird. Ja, auch er iſt hier der liebenswürdige Schöpfer des Marcus Sextus,

der mir in Paris ſo ſanfte Thränen entlockte. Er arbeitet jetzt an der Darſtellung einer Idylle von Geßner. Amyntas wollte auf einem rauhen, unbeſchatteten Wege zum Tempel des Apoll einen Ruheplatz anlegen für die Pilger; er pflanzte Bäume und leitete eine Quelle dahin. Apoll, um ſeinen frommen Eifer zu belohnen, ließ die gepflanzten Bäume in einer Nacht emporwachſen, blühen, Früchte tragen. An derſelben Stelle wurde Amyntas begraben. Auf Guerins Gemählde ſehen wir ſein Grabmal und den Ruheplatz von Pomeranzenbäumen beſchattet. Ein pilgernder Hirt und eine Hirtin haben ſich gelagert; eine Enkelin des Amyntas ſteht vor ihnen, erzählend, welch ein Freund der Götter und Menſchen der Mann war, an deſſen Grabſtein ſie ſich lehnen. Das ganze Bild athmet ſanfte Empfindung, liebliche Stille. Man ſollte es nie in eine Gallerie, ſondern in das Zimmer eines Unglücklichen hängen, den es im Sturm der Leidenſchaften beruhigen würde, wie einſt Davids Harfe den König Saul.

Auf einem andern Pfade ſucht der Geſchichtsmahler Caylard den Ruhm. Er hat ſich einen ganz eigenen antiken Styl gebildet, den ich den Lapidarſtyl der Mahlerei nennen möchte, der auf den erſten Blick mißfällt, deſſen Ungewöhnlichkeit aber mich mißtrauiſch gegen mein Urtheil macht. Es iſt doch eine ernſte große Manier, das Auge muß ſich nur erſt daran gewöhnen. Caylard arbeitet jetzt an dem Richterſpruch des Minos über die Seelen. Das ganze Bild iſt treffliche Poeſie, reicher Stoff für den Dichter. Der unbewegliche Ernſt in den Köpfen der drei Höllenrichter, die Ruhe im Geſicht und Stellung des Landmanns, der ihnen zunächſt ſteht; der Philoſoph auf das Buch in ſeiner Hand vertrauend; der edle Krieger mit der Hand auf der Wunde, die ihm

den Tod fürs Vaterland brachte; das ſchüchterne Mädchen — und endlich zuletzt, mit zögerndem Schritt und geſenktem Haupte, der Tyrann! — Welche Contraſte! — In der Ferne wird man die elyſäiſchen Felder gewahr, und ſiehe, ein Kind ſpringt ungerichtet hinüber in die glücklichen Gefilde. Ein warmer fröhlicher Gedanke! — Auf einem andern, vollendeten Bilde, hat Caylard den bettelnden Beliſar vorgeſtellt, und zwar bettelnd an ſeinem eigenen Triumphbogen, der ſeine Thaten, ſeine Siege, ſeine Verdienſte um das Vaterland verkündet. Ein Mädchen, welches Waſſer vom Brunnen holte, reicht dem führenden Knaben eine kleine Münze. In der Ferne, jenſeits des Bogens, ſtehen zwei Soldaten, welche den Bogen betrachten, bewundern, aber den Helden nicht ſehen, deſſen Ruhm er verewigt. Dieſer ruht an einem Brunnen, der die Innſchrift trägt: tandem felix. — Vielleicht iſt Caylard noch mehr Dichter als Mahler. Bei der Preisbewerbung in Paris ſoll er ein Gemählde aus dem Oſſian aufgeſtellt haben, welches — vielleicht auch um der Ungewöhnlichkeit des Styls willen — dem Publikum nicht, wohl aber dem Kenner David ſehr gefiel.

Channin iſt ein junger, talentvoller Landſchaftsmahler. Er hielt ſich einige Zeit in Neapel auf, wo er den Veſuv ſtudirte. Aber auch er iſt von der gewohnten Heerſtraße abgewichen; er hat nicht, wie faſt alle ſeine Brüder, durch die Flammen des Veſuvs eine Nachtſcene gräßlich erleuchtet, ſondern das Bild des ausgebrochenen Vulkans am Tage zu faſſen verſucht. Er hat dabei ſeinen Standpunkt ſehr glücklich in einem tiefen Thale zwiſchen Felſen gewählt, wo ein einſamer Bach ſtill hinrieſelt, an dem Hirſche ſich ätzen. Nur den dampfenden Gipfel des Veſuvs ſieht man über die Felſen hervorragen. Die Rauch-

und Aſchenwolken des furchtbaren Berges oben, die Ruhe des ätzenden Wildes in der Tiefe und die Stille der ganzen Gegend; bilden einen ſchönen Contraſt.

Mademoiſelle Banſy iſt eine vortreffliche Zeichnerin, eine Schweizerin von Geburt, die in der franzöſiſchen Akademie bei dem Direkteur Suvee wohnt, und ganz ihrer Kunſt lebt. Sie kopirt jetzt die Raphaelſchen Gemählde in der Farneſina, und iſt geſonnen ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen. Schade daß dieſe Gemählde, als dichteriſche Compoſitionen, ſo ſehr geringen Werth haben. Man würde nie errathen, was ſie vorſtellen ſollen, wenn es einem nicht erklärt würde. Auch als Portraitmahlerin ſoll die beſcheidene Banſy Vorzüge beſitzen.

Ein Spaziergang in dem Garten der Villa Medicis wird keinen Fremden gereuen, ſelbſt wenn es regnen ſollte, wie an dem Tage, da ich ihn unternahm; denn rings umher liegen die Atteliers franzöſiſcher Bildhauer, die zum Theil recht kräftig nach dem Kranze des Ruhmes ſtreben. Vor allen nenne ich Düpaty, einen Bruder des jungen Dichters zu Paris, der unlängſt dadurch berühmt wurde, daß der mit dem Donnerkeil bewaffnete Argwohn, ihn wegen eines Vaudevilles nach St. Domingo ſenden wollte. Der junge Künſtler, von dem ich jetzt rede, hat einen coloſſaliſchen Philoctet erſchaffen, der ſich am Fuße verwundet hat. Ich glaube wohl, daß ſein Werk nicht fehlerfrei iſt, aber die Kühnheit und der kräftige Ausdruck des Ganzen erregen die herrlichſten Erwartungen. Außerdem hat er eine Büſte von dem gefeierten Helden des Tages und drei andere von der Mutter dieſes Helden in Marmor gearbeitet.

Mit Düpaty wetteifert Calamor, der eine nackte Bildſäule Bonaparte's in Marmor ausführt. Der Kai-

ſer

ſer hält ein Schwerdt, auf deſſen Scheide man die drei Nahmen Marengo, Arcoli, Lodi, lieſt. Weit beſſer als die Bildſäule, zu welcher die Schmeichelei begeiſterte, gefiel mir eine andere, die Unſchuld, welche in ihrem Buſen eine Schlange erwärmt. Es iſt eine ſehr liebliche Figur. Auch durch eine weibliche Büſte, welche der Künſtler Sapho nennt, hat er ſeinen Schönheits Sinn bewährt. Uebrigens arbeitet auch er an einer Büſte von der Mutter des neuen Meſſias, die ſelbſt wünſcht, ſo oft als möglich in Marmor verewigt zu werden. Er hat ihr ein Diadem zum Kopfſchmuck gegeben, auf welchem ihres Sohnes Haupt in Basrelief ſich befindet. Vielleicht wünſchte ſie auf dieſe Weiſe einem Jupiter zum Pendant zu dienen, aus deſſen Haupte Minerva entſpringt.

Wir gehen weiter und finden bei Milon eine artige Pſyche mit der Lampe, etwas unter Lebensgröße, und ein ſkizzirtes Basrelief für Alfieris Grab beſtimmt. Das letztere ſcheint mir mit allegoriſchen Perſonen überladen und wird einen verworrenen Effekt machen.

Der kühnſte, wie der verwegenſte unter den franzöſiſchen Bildhauern iſt unſtreitig Moutony, der eine koloſſaliſche Gruppe unternommen hat, Theſeus, wie er die beſiegte Amazonenkönigin auf ſeinen Armen davon trägt. Auf den erſten Blick imponirt ſein Werk, doch hält es den zweiten nicht aus. Theſeus hat das Weib ſo ſonderbar zwiſchen den Beinen gefaßt, ſie reitet ſo unanſtändig auf ſeinem Arm — und dann iſt ihr linker Arm ſo gänzlich mißrathen — ihr Kriegsgewand endet auf der Schulter in einen Löwenkopf, dieſer Löwenkopf ſcheint aus ſeinem Rachen ihren Arm auszuſpeien, oder vielmehr einen fremden ihr nicht gehörigen Arm zur Hälfte verſchlungen zu haben. Dieſes Werk wird ſchwerlich Glück machen, ob es gleich an dem

Talent des Künſtlers nicht verzweifeln läßt, wenn er nur erſt etwas furchtſamer wird geworden ſeyn.

Nicht allein von dem oben genannten Schweikler werden die franzöſiſchen Bildhauer in Rom übertroffen, auch der Däne Towdalson läßt ſie weit hinter ſich. Er hat in koloſſaler Größe, einen herrlichen Jaſon mit dem Widderfelle vollendet, den er in dieſem Augenblicke für den reichen Banquier Hope in Marmor ausführt. Schade daß das Glück dem Künſtler bei der Wahl des Marmorblocks nicht günſtig geweſen, er hat viele böſe Flecken. Außer dem Jaſon ſah ich noch bei ihm einen allerliebſten Ganymed, den er jetzt gleichfalls in Marmor für eine ruſſiſche Gräſinn verfertigt. Eine ſchöne kräftige Büſte des unſterblichen Bernſtorff ſchmückt dieſes Attelier eines Dänen. Torwalſen macht ſeinem Vaterlande Ehre, an Kraft übertrifft er ſogar Canova.

Die Kunſt, ſchöne Gewänder zu ſchaffen, ſcheint vorzüglich der Italiäner Pacetti ſtudiert zu haben. Seine ſitzende Minerva (eine koloſſale Statue), welche dem vor ihr ſtehenden, vom Prometheus gekneteten Menſchen, die Seele einhaucht, indem ſie ihm einen Schmetterling auf den Kopf ſetzt, hat ihr vorzüglichſtes Verdienſt im Gewande. Auffallend iſt, daß der neugeſchaffene Menſch beide Daumen einſchlägt, wie einer, der von der Epilepſie leidet. Der Künſtler entſchuldigt das durch die Verſicherung, daß alle neugebohrne Kinder, in dem Augenblick da ſie auf die Welt kommen, oder gar im Mutterleibe, die Daumen ſo einſchlagen. Ich bin kein Accoucheur und kann ihm alſo nicht widerſprechen; aber der Menſch des Prometheus iſt hier kein Kind aus Mutterleibe. Mich dünkt, man kann ihm etwas ähnliches von dem zurufen, was der Prinz in Emilia Galotti dem Mahler Conti ſagt: weniger treu wäre ſchöner ge-

weſen. — Pacetti iſt als Mitglied der Akademie nach Mayland berufen, und wird erſt dort ſeine Minerva in Marmor ausführen.

Der Hiſtorienmahler Landi hat ein einſchmeichelndes Gemählde ausgeſtellt, ein ſehr ſchönes Weib, das völlig nackend auf ein Ruhebett hingegoſſen liegt. Den Purpurvorhang hinter ihr hebt eine ſchlaue Alte, die einen der ſchönſten Jünglinge leiſe hinein läßt, und mit dem Finger auf dem Munde ihm Schweigen gebietet. Das Bild iſt in keiner Rückſicht mittelmäßig, der Künſtler hat mit der Dame des Tizian gewetteifert, doch freilich ſein Urbild nicht erreicht; den größten Werth giebt ſeiner Venus (oder wie man ſie nennen will) das belebende Colorit. Man verſichert, daß eine der ſchönſten und vornehmſten Damen ihm bei ſeiner Arbeit zum Modell gedient habe, ja daß Eitelkeit nicht ſelten die ſchönen Römerinnen zu einer ſolchen Enthüllung ihrer Reize bewegen ſolle. Wie weit bei dieſer Gelegenheit die Eitelkeit führen und verführen könne, davon redet wohl nur der Gemahl der Dame mit Schaudern, und vielleicht der nicht einmal. — Nach Vollendung ſeiner Venus will Landi einen Oedip mahlen, wie ihm die Tochter, ſeine letzte Stütze entriſſen wird. Ich habe eine kräftige Skizze davon geſehen. — Auch als Potraitmahler hat dieſer Künſtler große Verdienſte. Ueberzeugende Proben davon lieferte mir eine vornehme polniſche Familie, Mann, Frau und Schwiegervater. Eine ſeltſame Grille ſchien es zu ſeyn, daß der Vater ſich in altrömiſcher Tracht, der Sohn in ſpaniſcher, die Tochter in griechiſcher Kleidung hatte mahlen laſſen. — Landi fühlte den Werth ſeiner Arbeiten. Für ein ganzes Portrait läßt er ſich zweihundert Dukaten zahlen, für ſeine Venus fordert er fünfhundert. Doch ihm iſt Geld zu gönnen, er weiß es anzuwenden. Als vor zwei

Jahren in Rom Hunger und anſteckende Seuchen herrſchten, lag ein Menſch vor einem Kaffeehauſe im Begriff Hungers zu ſterben. Der Zufall führte Landi vorbei, er ſprang haſtig in das Kaffeehaus, ließ ſich den beſten Wein geben, eilte heraus, faßte den Sterbenden in ſeine Arme, flößte ihm Wein in den Mund und rief ihn glücklich ins Leben. Ich habe dieſe dem menſchlichen Künſtler Ehre bringende Anekdote von einem meiner Bekannten, der dabei ſtand.

Der beſte italiäniſche Landſchaftsmahler in Rom iſt jetzt Labruzzi. Ein paar Gegenden bei Tivoli, nach der Natur gemahlt, ſind würklich vortrefflich. Minder gelungen ſcheinen ein paar andere, die er durch Scenen aus Pſychen's Geſchichte belebt hat. Sie waren von dem verſtorbenen Lord Briſtol beſtellt, ein Sonderling, um den die hieſigen Künſtler noch lange wehklagen werden. — Bis zur Geſchichtsmahlerei ſollte Labruzzi ſich doch nie verſteigen, um ſo weniger, da er eine ſeltſame Spielerei daraus macht. Man giebt ihm nehmlich ein Papier, auf welches man ſo vielmal fünf Punkte geſetzt hat, als Figuren man auf dem Gemählde haben will, nehmlich einen Punkt für den Kopf, zwei für die Hände und zwei für die Füße. Dann ſagt man ihm, welchen Gegenſtand das Bild darſtellen ſoll, und flugs füllt Labruzzi die Puncte aus. So hat ihm erſt kürzlich der liebenswürdige Erbprinz von Meklenburg Strelitz funfzehn Punkte vorgezeichnet, mit dem Begehren, einen Herkules am Scheidewege zwiſchen Tugend und Wolluſt daraus zuſammen zu ſetzen. Es iſt geſchehen, und der Mahler iſt wirklich dabei, das Bild in Lebensgröße für den Prinzen auszuführen, dem es doch ſchwerlich zu etwas mehr dienen wird, als zur Erinnerung an einen Scherz. Ich möchte die ganze Spielerei ein gemahltes bout rimé nennen. Die Engländer ſollen große Liebhaber davon ſeyn, und Labruzzi

hat in der That ein ganzes Buch voll ſolcher Einfälle radiren laſſen. Das Verdienſt dabei iſt verzweifelt klein. Die Art, wie er ſich darüber vertheidigt, iſt eine Selbſtanklage. Er ſagte nehmlich, durch ſolche vorgeſchriebene Punkte werde die Monotonie vermieden, welche ſonſt einen Mahler leicht bei der Compoſition ſeiner Gruppe überraſche. Wehe dem Mahler, der ſich davor durch Punkte ſchützen muß!

Jetzt muß ich von einem Gemählde reden, welches den unauslöſchlichſten Eindruck auf mich gemacht hat. Es iſt der Tod der Virginia von Cammuccini, einem Römer. Das Bild iſt zwei und dreißig Palmen breit und neunzehn Palmen hoch. Linker Hand auf einer Tribune ſitzt der wollüſtige Decemvir Appius Claudius, von ſeinen Lictoren umgeben. Rechter Hand treibt ein Lictor das erſchrockene Volk mit Gewalt zurück. In der Mitte iſt die Hauptgruppe. Jedermann weiß, daß Appius die ſchöne keuſche Virginia, unter dem Vorwand, ſie ſey eine Sklaventochter, dem Vater entreißen und ſie entehren wollte. Um ſie zu retten, waren alle Mittel erſchöpft: der Wuth des Greiſes wie der des verlobten Bräutigams, ſpottete der Gewalthaber. Der Augenblick war gekommen, in dem man Virginien wegſchleppen wollte. Da wandte ſich plötzlich der Vater zu dem Decemvir. „Halt! rief er, noch einen Augenblick! vergieb, Appius, dem Kummer eines Vaters, wenn meine Rede gegen dich unſanft war. Vergönne nur, daß ich das Mädchen noch in Gegenwart ihrer Wärterin ſelbſt befrage, mich überzeuge, daß ich nicht ihr Vater ſey, und dann ruhig von dieſem Platze ſcheide. — Es iſt dir vergönnt, ſprach Appius. Sogleich führte Virginius ſeine Tochter zu den nahen Buden, ergriff dort das Meſſer eines Schlachters, und ſtieß es ihr mit den Worten in die Bruſt: ſiehe das iſt das einzige Mittel deine

Freiheit zu retten! — Dann kehrte er ſich gegen den Richterſtuhl, ſtreckte die blutige Fauſt mit dem blutigen Meſſer dem Decemvir entgegen und ſchrie: Te Appi tuumque caput hoc sanguine consecro! (dieſes Blut komme über dein Haupt) — Dieſen fürchterlichen Augenblick hat der Künſtler gewählt, und mit furchtbarer Wahrheit dargeſtellt. Das Geſicht des Vaters ſpricht Verzweiflung und Trotz, Schmerz und Wuth! von allen dieſen Leidenſchaften iſt keine halb ausgedrückt, ſie ſind nicht gemiſcht in dieſen erſchütternden Zügen, ſie ſind alle ganz darinnen; ja ſogar ein Lächeln der Unterirdiſchen hat der Künſtler darüber hingehaucht, wie einen Flammenſchein über Felſenzacken. Man hört den unglücklichen Vater gräßlich lachen, aber man hört ihn auch fürchterlich heulen. Die Worte: „mit dieſem Blute weih' ich dein Haupt dem Tode!" ziſchen nur zwiſchen den Zähnen hervor; ihm verſagt die Stimme; aber das blutige Meſſer ſchreit laut! und Appius — ha! da ſitzt er, niedergedonnert! überraſcht von der That; Schrecken und Wuth verzerren die tiefgegrabenen Züge, er beißt die Zähne zuſammen; der Zorn ſpannt die Muskel ſeiner Arme, ballt ſeine Fauſt, der Zorn krümmt ſeine Fußzehen auf dem Rande der Tribune zuſammen. Vom Kopfe bis zur Scheitel iſt der Mann nur eine einzige Zuckung. — Und das herrliche Mädchen! dieſe reine Unſchuld! ſchon halb entſeelt iſt ſie in die Arme des alten Numitorius geſunken; ihre Linke hängt todt herab, ihre Rechte ſucht mit der letzten Kraft das Gewand ihres Vaters zu faſſen; ihr Auge bricht, aber ſie iſt noch immer unausſprechlich ſchön! ein Lächeln begleitet ihren fliegenden Geiſt. Der Bräutigam knieet neben der entſeelten Braut, ſucht das Blut ihrer Wunde zu ſtillen. Mit ausgebreiteten Armen will die verzweifelnde Amme ſich auf ſie werfen. In den reichen Gruppen der Umſtehenden

iſt Mitempfindung auf die wahrſte und mannichfaltigſte Weiſe ausgedrückt. Die Römerinnen, welche der Lictor zurückdrängt, hört man ſchreien: müſſen wir darum Töchter gebähren! — Nur allein die Art der Theilnahme, welche der Künſtler auf die Geſichter der Lictoren geſchrieben hat, bezeichnet die Sklavenſeelen. —

Was ſoll ich nun von Menſchen halten, die vor ſolch ein Gemählde hintreten und kritteln? die, während mir der Athem enger wird und meine Augen ſich befeuchten, mit kalter Krittelei mir zeigen, oder zeigen wollen, daß die verſchiedenen Gruppen nicht innig genug verbunden ſind; daß die Stellung der Virginia einem Telegraphen gleich ſieht; daß das Ganze keine Haltung habe; und was dergleichen die Kunſtmenſchen noch mehr zu tadeln finden. O wie herzlich bedaure ich den armen Mann, der vor dieſem Bilde, ſtatt zu genießen, ſich ſelbſt quält, ſeine Kennerſchaft zu beweiſen! — Nicht um die Welt möchte ich die Gabe beſitzen, alle Fehler eines Bildes gleich auf den erſten Blick zu erkennen. Eine Gabe nannte ich es? o es iſt ein Fluch der auf Künſtlern ruht. Ich wundre mich nur, daß ſolche Unglückliche nicht auch die Blumen ausmeſſen, und beſtimmen, ob eine Roſe ihre Blätter nach der Kunſt gefaltet hat. — Wenn die Virginia von Camuccini mich zum lebendigen Zeugen der lebendigen Begebenheit macht; wenn ſie alle die Empfindungen, welche die Umſtehenden damals ergriffen, auch in mir würklich hervorbringt; wenn ich, mich ſelbſt vergeſſend, mit dem Vater weine, mit dem Volke ſchreye, und dem Virginius das blutige Meſſer entreißen möchte, um es dem Appius in die Bruſt zu ſtoßen — was kann man mehr von einem Kunſtwerke fordern? — Aber die Formen! die Formen! — ei ſo hol euch der Henker mit euren Formen! ihr herzloſen Menſchenformen! ſucht ir-

gend einen Prometheus, und laßt euch zuvor einen Funken einhauchen, ehe ihr über ſolch eine Darſtellung richten wollt. Den Geiſt! die Seele! das ſchrei ich euch entgegen! was ſollen mir eure geregelten Formen? was liegt mir daran, ob Virginia noch mahleriſcher habe fallen können? was frage ich darnach, ob die Gruppen noch kunſtreicher hätten vereinigt werden können? — ich ſehe ja kein Bild, ich bin ja gegenwärtig, bei der Begebenheit ſelbſt. Es iſt ja kein Zug in allen dieſen Geſichtern, der mich erinnerte, es ſey nur Täuſchung. So und nicht anders, drücken alle dieſe Leidenſchaften ſich aus; das fühle ich tief! und verlangt man mehr? — Formen mahlen, oder meißeln, oder dichten, o das läßt ſich lernen; der mittelmäßigſte Kopf kann es weit dahin bringen; Leidenſchaften mit tiefer Wahrheit darſtellen, das iſt der Stempel des Genies. Das fühlen auch die Kunſtmenſchen wohl, und weil die Natur ihnen Genie verſagte, ſo halten ſie ſich an die magern Formen, die ſie auch begreifen, die ſie auch nachmachen können, und alle ihr Kritteln iſt im Grunde nichts anders, als eine Vertheidigung ihrer eigenen Mittelmäßigkeit und Eingeſchränktheit und trocknen Steifigkeit. — Ich fühle wohl, daß ich zu warm werde, aber wer hier nicht aufſprudelt, der — nun den mag ich wenigſtens nicht zum Freunde. — Ich ſollte wohl, um mich abzukühlen, noch von einem andern Bilde Camuccini's ſprechen, von einem ungläubigen Peter, der die Hand in Chriſtus Wunden legt; aber es iſt eine beſtellte Kirchenarbeit, die in Moſaik ausgeführt werden ſoll. Sie mag allerdings auch ihre großen Schönheiten haben; aber nach der Virginia läßt ſie ſich nicht betrachten.

Auch mehrere Ruſſen befinden ſich jetzt in Rom, welche beweiſen, daß die Natur ſie ſo gut als andre Natio-

nen mit Kunſtſinn begabt hat. Der vorzüglichſte unter ihnen iſt ein Landſchaftsmahler, Feodor Matwejeff, der ſich ſchon ſeit fünf und zwanzig Jahren hier aufhält. Er vollendet eben ein großes Bild, eine Anſicht vom Mont Cenis, und ſchwingt ſich faſt dadurch zu dem Range der Reinhardte und Deniſe empor; wenigſtens wird er mit der Zeit nicht hinter ihnen bleiben. Er iſt nicht ruſſiſcher Penſionair, aber Kaiſer Alexander hat ihm kürzlich ein Geſchenk überſandt, welches ihm große Freude macht. Möchte doch der Kaiſer dieſen verdienſtvollen Mann zurückrufen, und etwa nach der Crimm ſchicken, um in einem an Schönheit ſo reichen Lande, wo nur ſelten ein Mahler der Natur etwas abſtiehlt, reizende Gegenſtände für ſeine Kunſt zu ſammeln, die noch überdies ein Nationalintereſſe haben würden. — Ich habe noch zwei andre Landſchaften bei Matwejeff geſehen, die mein erſtes Urtheil beſtätigen: eine Anſicht von Neapel und eine von Tivoli, beide für den ruſſiſchen Grafen Panin beſtimmt.

Ein vielverſprechendes, doch noch nicht ſo ausgebildetes Talent als dieſes, hat Alexi Jegorieff, Hiſtorienmahler. Mit den Farben weiß er ſchon trefflich umzugehen, und ſeine Zeichnungen ſind ziemlich korrect, nur die Muſe der Dichtkunſt hat ihren Stempel noch nicht auf ſeine Werke gedrückt. Ein Herkules am Scheidewege wird ein ſchön geformtes und gemahltes Bild; aber dieſe Tugend iſt nicht tugendhaft, dieſe Wolluſt iſt nicht wollüſtig. Eben ſo kalt läßt die Ehebrecherin, beſchämt vor Chriſtus ſtehend; die Tochter, welche ihrem Vater im Gefängniſſe die Bruſt reicht; ja ſogar der Chriſtus, dem auf ſeinem Leidensgange das Blut abgetrocknet wird, obgleich dieſer letztere ſein am meiſten vollendetes Gemählde iſt, und in Behandlung der Farben wenig zu wünſchen übrig läßt. Der fliehende Brudermörder Cain war nur ſkizzirt, und,

wie es ſchien, recht gut gedacht; aber in den Wolken läßt der ihm fluchende Gott ſich von Engeln tragen, die ihm die Hände unterſchieben, daß er nicht falle. Ich weiß wohl, daß man die nämliche Idee bei vielen großen Meiſtern antrift, die ſich doch noch durch die abgeſchmackten Begriffe ihres Zeitalters entſchuldigen mögen; heut zu Tage iſt ſie unverzeihlich albern. Am geiſtvollſten iſt Jegorieff eine ſkizzirte Gruppe aus dem bethlehemitiſchen Kindermord gelungen; wenn nur der vermaledeite Gegenſtand nicht ſo gräßlich wäre!

Rhoden, ein deutſcher Landſchaftsmahler, zeichnet durch wahres Verdienſt ſich aus. Auch er ſchwelgt, wie ſie alle zu thun pflegen, in den unerſchöpflichen Reizen von Tivoli. Faſt zu fleißig ausgearbeitet ſind ſeine Bilder, man kann ſie beinahe als Miniaturgemählde anſehen, und ich wundere mich nur, daß dieſer ängſtliche Fleiß ihnen, in gewiſſer Entfernung betrachtet, keinen Schaden thut.

Auch der Engländer Wallis iſt Landſchaftsmahler, und der einzige von ſeiner Nation, der genannt zu werden verdient; nur iſt ſein Styl etwas hart, ſeine Farbe etwas zu grau. Die Figuren, durch welche er ſeine Landſchaften belebt, ſind ziemlich ſchlecht. Meiſtens erzählt er Geſchichten aus Oſſian. Ein Cincinnatus war faſt dramatiſch gedacht. — Am ſeltſamſten fiel mir ein Schwarm von Seelen auf, die, auf einem andern Bilde, ſich in den Lethe ſtürzen, um Vergeſſenheit zu ſchlürfen. Sie gingen, und ſchwebten nicht, ſondern flogen alle dicht über den Boden hin, und, da ſie ſämmtlich noch die Kleider trugen, deren ſie ſich in der Oberwelt bedient hatten, ſo nahm ſich dieſe fliegende Schaar ſehr kindiſch aus.

Koch, Landſchafts- und Hiſtorienmahler zugleich, iſt ein gebohrnes aber nicht ausgebildetes Genie. Als Herzog Carl von Würtenberg einſt durch Tyrol reiſte, fand er ihn

als Hirtenknaben, der das Vieh weidete und dabei zeichnete. Das fiel dem Herzog natürlich auf, er nahm ihn mit, und ließ ihn auf ſeiner damals berühmten Akademie zu Stuttgart erziehen. Hier verrieth er bald einen unbändigen ſatyriſchen Geiſt. Zwei Töchter des Obervorſtehers, welche häßlich waren, mahlte er einſt ſehr ähnlich als Vogelſcheuen auf einen Kirſchbaum. Den Obervorſteher ſelbſt, welcher aus Geiz ſchlechten Taback zu rauchen pflegte, mahlte er mit der Pfeife im Munde, und, von dem häßlichen Geruch betäubt, fielen die Vögel todt aus der Luft. Sein ſatyriſcher Witz verſchonte auch höhere Perſonen nicht. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, wurde er mit Leib und Seele Republikaner, ging nach Strasburg, und hielt im Jakobinerklub eine ausſchweifende aber kräftige Rede, während welcher er ſich den Zopf abſchnitt, ihn ſogleich in ein Couvert ſiegelte und nach Stuttgard ſchickte. Jetzt iſt er ſchon ſeit langer Zeit in Rom. Eine Landſchaft, auf welcher Noah nach der Sündfluth das erſte Opfer bringt, und einige Gegenden von Tivoli, beurkunden ſeinen Beruf zu dieſem Zweige der Kunſt. Eine hiſtoriſche Scene aus Oſſian hingegen, hat mir in keiner Rückſicht Genüge geleiſtet.

Schick, ein Geſchichts- und Portraitmahler, iſt vielleicht nur zum letztern geboren, wenigſtens giebt das einzige große Bild, welches ich in der erſten Gattung von ihm geſehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es iſt Noahs Opfer nach der Sündfluth. Die Gruppen ſind allzuſehr zerſtreut, das Auge kann ſie nicht zuſammenfaſſen. Auch er läßt den lieben Gott, von Engeln getragen, aus den Wolken herabkommen, und zwar ſchießt die himmliſche Gruppe ſo entſetzlich ſchnell hernieder, iſt dem Haupte Noah's bereits ſo nahe, daß ſie entweder die Opfernden erdrückt, oder, im

Fall ſie durch einen Wink der göttlichen Allmacht ſich plötzlich ſchwebend erhält, in einer ängſtlichen, dem Auge wehthuenden Lage bleiben muß. Auch gegen das Opfer ſelbſt hätte ich einig hiſtoriſche Einwendungen. Schwerlich haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kaſten nahm, ſich ſo lange conſervirt, um noch zum Opfer zu taugen; andre gab es aber noch nicht auf dem überſchwemmten Erdboden. Eben ſo ſchwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaaf geſchlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in den Kaſten; hätte er nun die Hälfte der Schaafe dem Opfermeſſer geweiht, ſo würde die andre Hälfte ſich nicht mehr fortgepflanzt haben.

Ein ſehr beſcheidener und gewiß nicht verdienſtloſer Künſtler iſt Kiesling, ein Bildhauer und Penſionair des Wiener Hofes. Sein Ganymed, ſein Hymen ſind liebliche Figuren. Bei dem Kaiſerlichen Geſandten, Grafen Kehvenhüller, hat er eine Gruppe aufgeſtellt, Mercur, welcher Pſychen zu den Olymp holt, die, bei fortgeſetzten Studium, viel verſpricht. Er wird bald nach Wien zurückkehren, und erſt dort die drei genannten Werke in Marmor ausführen. Es ſcheint ihm ſo ſehr Ernſt um ſeine Kunſt, und er wünſcht ſo aufrichtig, tadelnde und belehrende Werke zu empfangen, daß er ſchon um deswillen rühmlich ausgezeichnet zu werden verdient. Kann er ſeine Gruppe etwas mehr himmelanſtrebend bilden, kann er Pſychens Züge durch ein etwas ängſtliches Staunen intereſſanter machen; ſo wird ſie einſt unter den beſten Kunſtwerken ihren Platz verdienen. Seine Formen mögen, beſonders in den Seiten, nicht ganz fehlerfrei ſeyn.

Auch in Deutſchland iſt Gmelin ſchon als ein trefflicher Kupferſtecher bekannt; als einen der beſten Zeich-

ner habe ich ihn hier kennen lernen. Viele warm gezeichnete Anſichten von Tivoli und deſſen herrlichen Ruinen ſchmük-ken die Wände ſeines Zimmers. Er arbeitet jetzt an einem Claude Lorrain aus der Gallerie Doria, den er als Pendant zu einer andern Landſchaft von demſelben Meiſter liefern wird.

Giuntotardi, ein Italiäner, heißt auch Landſchaftsmahler, ich werde ihn aber lieber einen braven Situationszeichner nennen. Wer, von dem er was geſehen, angenehme und lebhafte Erinnerungen mitzunehmen wünſcht, der kann bei ihm ſchöne, kolerirte Zeichnungen kaufen, welche die intereſſanteſten Gegenſtände getreu darſtellen. So hat er z. B. das Forum Romanum (Campo Vaccino) trefflich abgebildet, mit allem was ich auf meinem Spaziergange durch Rom beſchrieben habe. Um das Bild zu beleben, tanzen die heutigen Römer im Vorgrunde den bekannten Saltarello. Als Pendant dazu wünſchte ich daſſelbe Forum Romanum, wie es einſt war, und zur Belebung einen Cicero auf der Rednerbühne vom Volke umgeben. — Eine Anſicht von Pompeji, wo man gerade auf die Straße dieſer auferſtandenen Stadt hinblickt, wird auch demjenigen einen deutlichen Begriff davon geben, der nie ſo glücklich war, dieſe einzige Merkwürdigkeit in ihrer Art zu ſehen. Daſſelbe gilt von den Ruinen von Päſtum und mehrern andern.

Keller, ein Bildhauer aus Zürch, hat eine Atalante geformt, die er, für Lord Briſtol, in Marmor zu hauen in Begriff ſtand, aber der Tod, ſchneller als Atalante, kam ihm zuvor, und, indem er den Künſten einen Beſchützer entriß, lähmte er auch die Hand des Künſtlers, deſſen Atalante unvollendet ſteht. Kenner behaupten, es gehe nicht viel verlohren, wenn ſie auch immer ſo ſtehen bliebe. Keller beſchäftigt ſich und ſeine Schüler mit Nach-

bildungen im Kleinen von den berühmteſten Kunſtwerken, die zwar ſchön, aber weit theurer ſind, als die Florentiner Fabrik ſie liefert. Auch eine ihm eigene recht artige Idee fand ich darunter, eine Venus, die eben ihre Muſchel geöffnet hat, und, noch auf der untern Muſchelſchaale knieend, die obere über dem Haupte hält. Im Kleinen nimmt ſich das ſehr gut aus, doch im Großen ausgeführt, würde die Muſchel die Figur erdrücken.

Aquiſti, ein italiäniſcher Bildhauer, hatte auch für Mylord Briſtol eine Gruppe in Arbeit. Ihm hat der Tod des Mäcens den Meißel nicht aus der Hand gewunden; er iſt dabei ſie in Marmor zu vollenden, obwohl er vielleicht beſſer thäte ſein Modell zu zerbrechen. Es ſtellt den Kriegsgott dar von der Liebesgöttin umarmt, über Lebensgröße. Zwar iſt dieſer Mars nicht ohne Verdienſt; aber dieſe Venus mit ihrem breiten Bauche, ſtammt offenbar aus der niederländiſchen Schule. Ein anderes ſeiner Werke, auch eine Venus, die ſich mit Roſen bekränzt, iſt etwas beſſer gerathen.

Metz iſt ein trefflicher Kupferſtecher, der ſich ſehr lange in England aufgehalten. Er arbeitet jetzt an einem großen Werke, welches ihm die Nachwelt einſt noch mehr als die Mitwelt verdanken wird, nehmlich an dem jüngſten Gericht von Michel Angelo. Dieſes regelloſe Genieprodukt geht in der Sixtiniſchen Kapelle nach und nach zu Grunde; ſchon jetzt wird es dem Abzeichner ſehr ſchwer manche Partien zu erkennen. Er muß auf einer Leiter hoch hinauf klimmen und ſich ganz in der Nähe die Figuren zu entziffern ſuchen. Viele Gruppen habe ich erſt durch Metzens Zeichnung kennen lernen. Dieſes gewaltig reiche Gemählde von dreihundert Figuren bringt Metz auf zwölf Platten, die man, nach Gefallen, entweder einzeln aufbewahren, oder zu einem

großen Ganzen vereinigen kann. Ich würde das letztere vorziehen, weil man ſich doch nur dann eine ganze deutliche Vorſtellung von dieſem Rieſenwerke Michel Angelo's machen kann. Vereinzelt müſſen nothwendig die verſchiedenen Gruppen unterbrochen werden, die Einbildungskraft kann ſie nicht ſo ſchnell wieder zuſammenſetzen, das Bild fällt auseinander. Die vereinigten zwölf Platten nehmen freilich einen ſehr großen Raum ein, und man findet keine Glasſcheibe, die das Bild bedecken könnte, aber Metz giebt den Rath eine Art von Glasfenſter darüber machen zu laſſen, welches man auf- und zuſchieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch ſehr zur Erhaltung beitragen. Der Subſcriptionspreis auf dieſes Werk iſt zehn Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu ſeyn ſcheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreifache bezahlen. Der Künſtler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preiſes wird pränumerirt. Mehrere Platten ſind ſchon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künſtler iſt es ein klaſſiſches Werk, das ein jeder ſich anſchaffen ſollte, denn es giebt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieſer Rückſicht unſchätzbar ſeyn. Hingegen kann man es, als Muſter in Richtigkeit der Zeichnung, würklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es iſt luſtig zuzuhören, wie die Künſtler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem großen Mann bei ſeinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach ſeinem Tode die, die er würklich beſaß. — Daß übrigens die ganze Compoſition noch tauſendmal intereſſanter und

ſinnreicher ſeyn würde, wenn ſie ein heidniſches jüngſtes Gericht darſtellte, wird jeder ſehr natürlich finden, der weiß, wie unpoetiſch unſre Religion iſt. Wenn z. E. zwei Mohren an einem Roſenkranze in den Himmel hinauf gezogen werden, um dadurch anzudeuten, daß ſie die ewige Seligkeit ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum verdanken, ſo iſt das freilich ſehr lächerlich.

Kayſermann, ein Genfer und ſogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck ſcheint einige Geringſchätzung ſeiner Kunſt zu verrathen, und das verdient ſie doch wohl nicht, denn manche ſeiner Veduten ſtreiten um den Preis mit ſchönen Landſchaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. ſ. w. abbildete, da weckt die Treue der Darſtellung ſehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geſchickten Pinſel noch verſchönert werden. Ich muß unter andern das Coliſeum und das Grabmal der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er ſich freilich nicht wagen ſollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Anſichten von Trivoli verfertigt, und ſie durch Nationaltänze oder Beſchäftigungen belebt. — Einer bei Künſtlern ſeltenen Erſcheinung muß ich noch erwähnen. Kayſermann nehmlich iſt zugleich Mahler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tauſend Schweine aufzukaufen, zieht ſie groß, und verkauft ſie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben, und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunſt geht nach Brod.

Maximilian iſt ein mittelmäßiger Bildhauer, und ich möchte wohl wiſſen, wie er zu dem ehrenvollen Auftrage gekommen iſt, eine koloſſale Bildſäule des franzöſiſchen Kaiſers für den Saal zu verfertigen, in welchem der

Senat

Senat oder das Tribunat ſich verſammelt. Sie iſt faſt vollendet, iſt aber viel zu gewandreich; vor lauter Gewand ſieht man den Helden kaum. Es iſt wahr, daß er ſelbſt ein weites Gewand zu lieben ſcheint, denn ſein Kaiſermantel war, wo ich nicht irre, acht Ellen breit, und nach dieſem ſcheint der Künſtler das unendliche Gewand geformt zu haben. Der Faltenwurf iſt größtentheils recht ſchön, nur nicht um das Knie, wo er gar zu häufig und verworren iſt. Die Hände ſind ſehr mittelmäßig, der Kopf iſt von Canova's Koloß entlehnt; ich werde weiter unten davon ſprechen. Alſo in der Geſtalt eines römiſchen Konſuls ſteht Napoleon da, das Haupt mit einem Lorbeerzweig umwunden; in der Rechten ein Steuerruder haltend, das er auf eine Weltkugel ſtützt — (welche ungeheure Schmeichelei!) in der Linken das berühmte Konkordat, durch welches bekanntlich die Franzoſen ihre Göttin der Vernunft wieder abſetzten. Um der Bildſäule noch eine Stütze zu geben, hat der Künſtler eine Art von Weinfäßchen angebracht, von welchem er behauptet, eine ſolche Maſchine habe einſt gedient, um die Faſces darin aufzubewahren. Ich weiß das nicht, und kann ihm alſo nicht widerſprechen; ſo viel weiß ich aber, daß dieſes Weinfäßchen neben dem Helden eine ſeltſame Figur macht. Nun zum Piedeſtal. Er ſcheint mir viel zu klein für dieſe Statüe, und kleinlich iſt es, daß man es nicht aus einem Blocke verfertiget hat. Hingegen ſind die Schmeicheleien auch nicht daran geſpart. Alle vier Seiten tragen Basreliefs; hier ein Genius, welcher die Jugend krönt; dort Klugheit und Sieg, die ihre Kronen austauſchen; auf dem dritten die Klugheit, aus den Händen der Schnelligkeit eine Schlange nehmend; und endlich das vierte, vielleicht das bedeutendſte: der

Sieg, welcher das Glück ein wenig unſanft bei den Haaren faßt. In der That ſieht es aus, als ſollten der armen Glücksgöttin alle Haare aus dem Kopfe gerauft werden, und wer weiß, was geſchieht.

Bouquet oder Boquet, ein franzöſiſcher Landſchaftsmahler, ſoll große Verdienſte beſitzen; ich habe ihn aber nicht geſehen, denn eine ſchwere Krankheit ſeiner Gattin verhinderte ihn, meinen Beſuch anzunehmen. — Den Beſchluß dieſer Künſtler-Gallerie macht der herrliche

Canova.

Indem ich ſeinen Namen ausſpreche, nenne ich den größten Bildhauer, der ſeit Phidias Zeiten gelebt hat. Ich weiß recht gut, daß die Kunſtmenſchen auch über dieſes Urtheil ſpötteln werden; ich weiß recht gut, daß es jetzt in Rom Mode geworden, Canova zu verkleinern, ja tauſendmal zu wiederholen: es fehle ihm an Kraft, er dürfe ſich an große Gegenſtände gar nicht wagen; die Zeichnung ſeiner Formen ſey nicht immer ganz richtig; für Basreliefs habe er gar keinen Sinn, und was dergleichen Albernheiten mehr ſind, die Einer dem Andern nachſchwatzt, und die alle nur zum leidigen Troſt über Canova's ausgebreiteten Ruhm erfunden worden ſind. Formengerechte Kunſtſtückmacher verzweifeln, den dichtenden Künſtler zu erreichen, zucken daher die Achſeln, flüſtern und werden endlich laut. Sie haben einen vornehmen Protektor, deſſen platte Phyſiognomie ſie etwa in Gips abgeformt haben, der ſchwatzt mit. Oder ſie machen gar einer hübſchen Frau den Hof, die ein wenig Ton angiebt; nun iſt das Spiel gewonnen, und die große Wahrheit gefunden, daß Canova nie bis zu der eigentlichen Kunſthöhe ſich ſchwingen werde. Warum hat er aber auch ſeinen Ruhm in ganz

Europa ausgebreitet, und iſt ſo verwegen, noch zu le- ben? wußte er denn nicht, daß man todt, recht ſehr todt ſeyn muß, um Verzeihung für ein Talent zu erlangen, das mächtig auf die Mitwelt wirkte? wußte er nicht, daß ein trockenes, geregeltes Verdienſt, von gewiſſen Leuten immer hoch über das Genie geſtellt wird, weil ſie kein anderes Mittel kennen, ſich von der läſtigen Hochachtung zu diſpenſiren. Ihren eignen Götzen räuchern ſie nur deshalb ſo gern, weil der Mangel des allgemeinen Beifalls dieſe mehr in der Demuth erhält, und ſie deſto dankbarer gegen die Wenigen machen muß, die ſie überreden, ſie wä- ren auch große Männer. Ferner glaubt man ſich ein An- ſehn dadurch zu geben, wenn man anders urtheilt, als viele tauſend geſcheite und empfindende Menſchen. Wer, wo alle loben, alle hingeriſſen werden, noch ſo viel zu ta- deln findet, der muß wohl ein gewaltiger Kenner ſeyn. Es iſt ein ſo kitzelndes Gefühl, ſich in die Bruſt werfen, und andere ehrliche Leute von oben herab meſſen zu dürfen. Der Hang dazu iſt dem Menſchen angeboren. Ich ſah noch neulich auf der Wachparade einen kleinen Jungen, dem ſeine Eltern ein hübſches Huſarenjäkchen hatten machen laſ- ſen, ihm auch einen kleinen Säbel um die kleinen Lenden geſchnallt hatten. Da ſtolzirte er unter den Offiziers her- um, warf erhabene Blicke auf die Zuſchauer. Das näm- liche Gefühl hat ſich jener Kunſtmenſchen bemeiſtert. Sie ſelbſt können nichts hervorbringen, ſo wenig als der kleine Junge mit zu Felde ziehen kann; aber ihr erhabenes Kunſt- geſchwätz tragen ſie zur Schau, wie das Kind ſeinen klei- nen Säbel, und bilden ſich ein, wie dieſes, die Umſtehen- den hielten ſie auch für etwas rechtes. — Doch ſchon viel zu lange habe ich bei dieſen albernen Kreaturen ver- weilt. Geſchwind zurück zu dem herrlichen Canova, der den

Meiſel des Phidias erbte, ihn mit dem immer grünenden Lorbeer der Dichtkunſt umſchlang, und den, während er arbeitet, die Grazien unaufhörlich umgaukeln. Ich will nicht warten, bis er todt iſt, um laut zu bekennen, daß ſeine Kunſtwerke mich entzückt und bezaubert haben. Doch wo ſoll ich anfangen? ſeine Werkſtatt iſt die reichſte in Rom, und eben dieſe Fruchtbarkeit wird ihm zum neuen Verbrechen gemacht. — 1) Pſyche, traulich an Amor ſich ſchmiegend. Wenn es möglich wäre, daß einſt die Liebe aus der Welt verſchwände, nur Wolluſt zurück bliebe, und eine freudenloſe Nachwelt fragen müßte: was war denn eigentlich Liebe? Dann ſtelle ſie einen Jüngling und ein Mädchen vor dieſe Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angſt wird ihr Auge daran hängen, und unwillkührlich werden ihre Arme ſich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an ſeine Bruſt drücken, und die Liebe iſt wieder geboren. — 2) Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geiſterwelt! ein zartes, überirrdiſches Weſen, das wie ein Frühlingshauch dich umſchwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe ſie gar nicht geſehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befeſtigt iſt, und dieſer Tadel möchte nicht ganz ungerecht ſeyn; denn dieſe Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife ſah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe ſowohl, als Amor und Pſyche, waren bereits das Eigenthum eines reichen Engländers (ſo erzählt Canova) und befanden ſich ſchon in England, als die Kaiſerin der Franzoſen Canova um etwas von ſeiner Arbeit erſuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünſchenden Befehl jener Beherr-

ſcherin zu erfüllen. Da ſchrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beiden Kunſtwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreiſes, wieder abzuſtehen. Der ſtolze Britte ſandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, ſondern bedung ſich aus, daß der Künſtler bei mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Erſatz liefern ſolle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunſtwerk von Canova nicht feil war. — 3) Hercules, der den Anteus ins Meer ſchleudert. Eine koloſſale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert ſich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Hercules wende zu viel Kraft an, die Hälfte ſey genug, um ſeinen ſchwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunſtmenſchen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4) Palamedes, ſeine neueſte in Marmor vollendete Statüe. Vollendet iſt ſie in jeder Rückſicht. — 5) Das Grabmal der Erzherzogin Chriſtine. Ich wünſche der Kaiſerſtadt Glück zu dem herrlichen, in ſeiner Art einzigen Kunſtwerk, das ſie nun bald in ihren Mauern beſitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgeſtellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln geſehen, doch prophezeihe ich, ſie werde groß ſeyn. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmals, linker Hand, ſteht die Tugend, den Aſchenkrug haltend, der mit Guirlanden umwunden iſt, deren mahleriſch herabhängende Enden zwei ſchöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer ſteht ein Greis, der von der Wohlthätigkeit heraufgeführt wird. Rechts ſtützt der Genius des Gatten ſich auf einen Löwen, um Kraft für ſeinen Schmerz zu ſchöpfen. Aufſchwebend trägt ein anderer Genius das Bruſtbild des Verſtorbenen. Vielleicht

iſt die ganze Idee ein wenig zu geſucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung iſt unübertrefflich ſchön. Das einzige, was der Gruppe gewiß ſchaden wird, iſt das erzherzogliche Wappen, welches zu Tugend und Wohlthätigkeit auch noch den Rang geſellt, der hier ganz überflüſſig iſt. Der Künſtler hatte freilich eine ähnliche Ueberzeugung, aber — man wollte es nun einmal ſo. — 6) Bonaparte, koloſſal (beſtellte Arbeit), als ein vorſchreitender Mars, ganz nackend, blos den Kriegesmantel nachläſſig über die eine Schulter geworfen. Auf der rechten Hand trägt er eine kleine Viktoria, auf der Tuba blaſend. Es iſt bemerkenswerth, daß der Künſtler anfangs die Viktoria mit dem Geſicht gegen den Helden gewendet hatte, ſo daß ſie faſt einem Vöglein glich, das ihm zahm auf die Hand geflogen. Aber entweder ſchien es unſchicklich, daß der Held von ſeinen eigenen Siegen ſich vorblaſen hörte, oder, man hätte daraus ſchließen können, daß nunmehr ſeine Siege geendigt ſeyen; genug, die Viktoria iſt jetzt umgekehrt, ſie verkündigt aller Welt ihres Lieblings Größe, und flattert luſtig vorwärts zu neuen Triumphen. Aehnlichkeit muß man in dieſem koloſſalen Kopfe nicht ſuchen. Der Kaiſer der Franzoſen iſt ſo kleiner Statur, und ſeine Geſichtszüge ſind ſo zuſammengedrängt, daß, wer ihn einmal ſah, ihn ſchwerlich in dieſer Maſſe erkennen wird. Es kam ja aber auch nur darauf an, der Nachwelt eine große, wenn gleich täuſchende, Idee zu hinterlaſſen. So machten es ja auch die Alten. Plinius erzählt, daß der Muſentempel zu Rom wegen der vielen Statüen von Gelehrten ſehr berühmt geweſen. Unter andern befand ſich auch ein koloſſaler Actius Plautius darunter. Das Original war ein ganz kleines Männchen. — Das Glück iſt auch hier ſei-

nem Günſtling hold geweſen, denn es hat, zum Behuf dieſer Bildſäule, einen makelloſen karrariſchen Marmorblock zu Tage gefördert, den man von dieſer Größe höchſt ſelten findet. — 7) Lächerlich abſtechend iſt dagegen die gleichfalls koloſſale Statüe des Königs von Neapel, der ſich auch einen Helm hat aufſetzen, und ein Kriegsgewand umthun laſſen. Man kann das gutmüthige Geſicht in dieſer Vermummung nicht ohne Lachen anſehn. — 8) Die Prinzeſſin Borgheſe, ſo gut als ganz nackend, auf ein Ruhebett hingegoſſen, mit einem Apfel in der Hand (!) Iſt dieſe Abbildung gleich nicht allzu decent, ſo iſt ſie doch im antiken Geſchmack; nur muß ich bekennen, daß, wenn ich die Ehre hätte, der Gemahl der Pränzeſſin zu ſeyn, ich meine nackende Gemahlin nicht gern ſo zur Schau ſtellen würde. — 9) Die Mutter des franzöſiſchen Kaiſers, als eine ſitzende Agrippina, den Arm nachläſſig über die Lehne des Stuhls geworfen. Stellung und Gewand ſind meiſterhaft. — 10) Eine Venus, die ſich ſchamhaft in ein leichtes Gewand hüllt. Man könnte ſagen, die Stellung ſey der mediceiſchen etwas nachgeahmt; ich finde ſie aber weit ſchöner als jene, denn dieſe Venus läßt ſich das verzweifelte ſteife porte des bras nicht zu Schulden kommen, das jene von einem Tanzmeiſter gelernt zu haben ſcheint. — Ich komme nun zu den Basreliefs, für welche man dem Künſtler das Talent abſpricht, und in welchem er mir wo möglich noch herrlicher erſcheint, als in ſeinen Bildſäulen. Vor allen nenne ich zuerſt den raſenden Hercules, dies tief erſchütternde Meiſterwerk. Hercules, im Wahnſinn ſeine eigenen Kinder für die ſeines Feindes haltend, drückt eben einen Pfeil auf ſein Weib ab. Der alte Vater ſucht es mit ohnmächtiger Kraft zu hindern. Die

Gattin, fern ſtehend, in herrlicher verborgener Stellung; beut ihm mit liebevoller Miene die Bruſt dar, ſucht nur, ihr kleinſtes Kind auf dem Arme, mit ihrem Körper zu decken. Unten in ihr Gewand wickelt ſich ein anderes Kind. Vor ihr liegt ein drittes todt. Ein viertes hat ſich hinter den brennenden Altar geflüchtet, kniet dort, und hält beide Händchen vor die Ohren (wie wahr! wie aus der Natur gegriffen!). Eine Tochter kniet mit aufgehobenen Händen vor dem Vater; ein kleiner nackter Knabe hat ſich feſt um ſein Bein geſchlungen, und ſcheint für die Mutter zu bitten. Entſeelt, mit den Pfeilen in der Bruſt, liegen ſchon andere umher. Das Ganze iſt herzzerreißend. Man wird das Bild nicht wieder los, wenn man es auch ſchon längſt verlaſſen hat. Immer ergreift einen der Gedanke: der Unglückliche! wenn er aus ſeinem Wahnſinn erwacht! — 2) Alfieri's Grabmal. Die Erfindung iſt etwas gemein. Ein Bruſtbild, eine Leier, ein Genius des Trauerſpiels, ein weinendes Italien, alles das iſt ſchon hundertmal da geweſen. Eben das gilt 3) von dem Denkmal eines Freundes von Canova, der Volpato hieß. Es mag allerdings außerordentlich ſchwer ſeyn, in ſolchen Gegenſtänden immer neu zu erſcheinen. Auch der beſte Dichter wird ſelten ein gutes Leichenkarmen machen. Die Ausführung iſt übrigens Canova's würdig. — 4) Venus, die zu dem todten Adonis herabſchwebt. Hier iſt Canova wieder der tieffühlende Dichter. Nicht ſchweben hätte ich ſagen ſollen: die Bewegung der Venus hält das Mittel zwiſchen ſchweben und ſich herab werfen. Sie iſt von allen ihren Amoretten begleitet, und alle dieſe lieblichen Kinder weinen ſo ſchön! — 5) Socrates, der den Alcibiades in der Schlacht beſchützt, ein Basrelief, durch welches Canova einſt den Preis in der

Akademie errang. — 6) Socrates im Kerker. Er hat ſo eben von ſeiner troſtloſen Familie Abſchied genommen, begleitet ſie aus der Thür, und findet vor derſelben die Philoſophen, die ihn zum letztenmale zu hören kommen. Die Zuſammenſtellung iſt äußerſt ſinnreich. — 7) Socrates den Giftbecher trinkend. Der Ausdruck in den Köpfen der ihn umgebenden Philoſophen iſt eben ſo wahr als mannichfaltig. — 8) Socrates vor ſeinen Richtern hat mir am wenigſten gefallen. — 9) Ein junges liebliches Weib, mit einem Kinde auf dem Arme. Sie reicht einem Knaben Brod, für einen alten Bettler, der hinter ihm ſteht. Eine ſchöne rührende Gruppe. — 10) Achilles, der den Priamus am Altare tödtet. Einen hülfloſen Greis ſo gräßlich morden zu ſehen, iſt mir zuwider, ſelbſt wenn Canova's Meiſterhand das Bild darſtellt. Wäre Achilles wahnſinnig, wie Hercules, dann würde das Mitleid mit dem Unglücklichen das allzu empörte Gefühl mildern; ſo aber wendet man ſchnell den Blick von dem ſchnöden Misbrauch der Gewalt. — Außer den genannten Werken findet ſich hier wohl noch ein halbes Dutzend von Basreliefs, deren ich mich nur verworren erinnere, weil ſie einen minder tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. — Möchte doch irgend ein reicher Mann auf den glücklichen Einfall kommen, ſie alle in Marmor ausführen zu laſſen; es gäbe eine einzige Gallerie. Zumal da Canova ein Geheimniß beſitzt, durch irgend einen Firniß oder Beize (deren Daſeyn man aber gar nicht ahndet) den Marmor in lebendiges Fleiſch zu verwandeln. — Genug von dem großen Manne, auf den einſt die Nachwelt ſtolz ſeyn wird. Wäre es ihm darum zu thun, auch den Beifall ſeiner Nebenbuhler zu verdienen, ſo wollte ich ihm wohl einen Rath geben, wie er dieſen

Zweck ſehr ſchnell erreichen könnte. Er dürfte nur ganz heimlich ein paar neue Kunſtwerke ſchaffen, und ſie ganz heimlich in den Bädern des Caracalla, oder in der Villa des Hadrian vergraben, dann auf eine ungezwungene Weiſe veranlaſſen, daß ſie gefunden würden; ſo würde er Zeuge eines Jubels ſeyn, der ihm viel Spaß machen würde. Siehe da, Phidias! würde es heißen: ſiehe da die ächte antike Kunſt! welcher Neuere darf ſo verwegen ſeyn, ſich mit dieſem zu meſſen! — Statt daß man jetzt ſein Verdienſt ſo gern ſchmälern möchte, würde er dann das Vergnügen genießen, zu ſeinen würklichen Vorzügen ſich noch neue andichten zu hören. — Wer weiß aber, ob ihm damit gedient wäre; denn er iſt ein beſcheidener, liebenswürdiger Menſch.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Sehenswürdigkeiten in Neapel. . Seite 1
Einige Kirchen in Neapel. . . . 1
Die Kirche zum heiligen Geiſt. . . . 14
Der Gigant. 14
Der Leuchtthurm. 15
Die Villa reale. 16
Das Grab Virgils. 17
Die Briefliſten vor dem Poſthauſe. . . 18
Die Cartheuſer. 23
Der Pallaſt Villa franca zu Neapel. . . 32
Capo di monte. 37
Spazierfahrt nach Puzzuoli. . . . 41
2. Theater zu Neapel. 48
Das Theater San Carlo. 55
3. Der Hiſtorienmahler Schmidt. . . . 62
4. Nega. 64
5. Der Ritter Calcagni. 65
6. Der Erzbiſchof von Tarent. . . . 69
7. Der Landſchaftsmahler Denis. . . . 72
8. Eine Greuelſcene in Neapel. . . . 74
9. Die Catacomben. 76
10. Die Theater zu Neapel. 79
11. Die Porzelainfabrik. 91
12. Einige Kunſtwerke in Paläſten der Großen. . 92
13. Die Studien. 95
14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner. . 101
15. Miscellen. Einzelne Bemerkungen. . . 131
16. Die Handſchriften der königl. Bibliothek zu Neapel. 159
17. Die Revolution von Neapel. . . . 182

Seite

18. Hiſtoriſcher Beweis, daß der römiſche Hof, ſeit mehrern hundert Jahren, kein Mittel verſchmäht hat, um die Vereinigung der griechiſchen Kirche in Rußland mit der katholiſchen zu bewirken. Ein Beytrag zu der Geſchichte Peter des Großen. . 193
Einleitung. 193
I. War Peter der Große würklich geneigt, die Vereinigung beider Kirchen zu bewürken? . 195
II. Kurze Religionsgeſchichte der Ruſſen, in Hinſicht auf die Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche. 206
III. Geſinnungen der Großen und des Volks über die Union, aus mehreren Berichten gezogen. 209
IV. Rathſchläge der Nuntien, Kardinäle und Miſſionarien, auf alle obige Berichte ſich gründend. 211
V. Selbſtgeſchaffene Hinderniſſe. . . 214
VI. Päbſtliche Inſtruktionen für einige nach Rußland geſandte Nuntien. . . . 221
VIII. Miſcellen. 230
19. Ehrenrettung des Däniſchen Grafen Cornifiz von Uhlefeld, von ihm ſelbſt entworfen. . . . 236
20. Zwiſchen Neapel und Rom. . . . 244
21. Gallerie der Künſtler, die ſich jetzt in Rom aufhalten. 245
Canova. 274

Kotzebue, August <<von>>,

Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel 3 Theile

Bd.: 2

Berlin (1805)

It.sing. 508-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467200-3